aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT

Freestyle Religion
Warum eine undogmatische Spiritualität viel Spielraum lässt

Teaser Oberzeile
Teaser Unterzeile

Gemeingüter
Wie Wissen und Macht gerechter verteilt werden können

Mehr als eine *Vision*
Muslimin und Feministin

www.aufbruch.ch

Nummer 250 | 19. Mai 2021 | Jahrgang 33

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wann haben Sie das letzte Mal über die Eidgenossen, über die Schweiz sinniert? Kürzlich erst? Vermutlich ja, und so nehme ich an, wurden Sie bald einmal stutzig und haben sich gesagt: Ja halt, es ist unmöglich, verallgemeinernd einfach pauschal von *den* Eidgenossen und *der* Schweiz zu reden. Vielfalt, Nuancen, Unterschiede, Sperrigkeiten bleiben in dieser verallgemeinernden Redeweise auf der Strecke, geraten nicht ins Blickfeld. So gesehen liegt es auf der Hand zu folgern: So wenig wie es *die* Schweizer, *die* Schweizerinnen, *die* Deutschen oder *die* Franzosen gibt, so wenig gibt es *den* Feminismus. Und genau so verhält es sich auch mit muslimischem Feminismus. »Es trifft zu: *Den* muslimischen Feminismus gibt es nicht, genauso wenig wie es *den* Feminismus überhaupt gibt. Feminismen äussern sich auf unterschiedlichste Art und Weise«, betont Autorin Meral Kaya in ihrem Beitrag. Sie hat mit ganz unterschiedlichen säkularen und religiösen Musliminnen gesprochen und festgestellt: Sozial engagiert sein, eintreten für Frauenrechte und für Gleichberechtigung kann kein Privileg weisser Feministinnen sein. Für Islamwissenschaftlerin Hannan Salamat ist klar, »dass es mehr gibt als den dominanten weissen Feminismus«. Unter Feministinnen wächst diese Haltung ebenso wie die Vision eines dekolonialen Feminismus. Diese Vision zwinge dazu, die Vielfalt der Feminismen zu berücksichtigen. Mehr über diese spannende Entwicklung finden Sie ab Seite 52.

Fast nahtlos schliesst sich für religiöse Menschen die Frage an: Was ist eine gute Spiritualität für das 21. Jahrhundert? Der St. Galler Pfarrer und Buchautor Uwe Habenicht antwortet mit einer Freestyle Religion, die dem Einzelnen undogmatisch viel Spielraum lässt. »Unter Freestyle Religion verstehe ich eine eigensinnige, kooperative und weltzugewandte Weise, spirituell zu sein, die sich in drei ineinander fliessenden Bereichen vollzieht: Dem Meditativ-Kontemplativen, dem Liturgisch-Kultischen und dem weltzugewandten Gestalten.« Wie eine solche Spiritualität zumal in Zeiten der Pandemie aussehen kann, lesen Sie ab Seite 6.

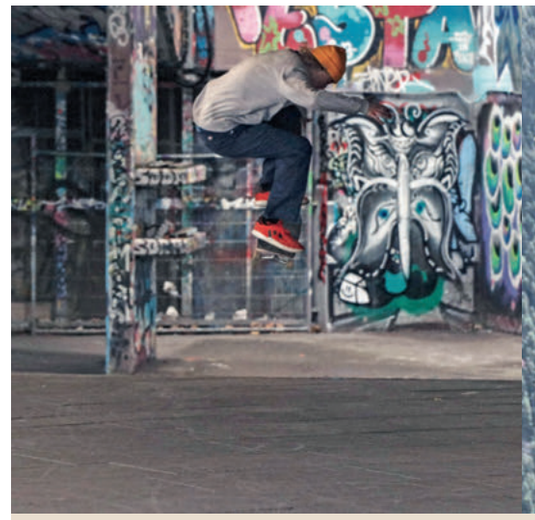
Apropos weltzugewandtes Gestalten. Silke Helfrich und David Bollier schlagen einen dritten Weg vor zwischen Kapitalismus und Staatssozialismus und setzen auf die Macht der Commons, auf Gemeingüter. Eine Anwendung des Commons-Konzepts könne Güter fairer verteilen, gerade im digitalen Zeitalter, Blockchains inklusive. Genaueres ab Seite 50.

Noch ein Hinweis in eigener Sache. Es gibt noch freie Plätze bei unserer Leserreise nach Kleinasien/Westtürkei. Alle Infos ab Seite 4.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre

Wolf Südbeck-Baur
Redaktor

TITELBILD: ISTOCK



Freestyle-Religion. Eigensinnig, kooperativ und weltzugewandt: Pfarrer Uwe Habenicht macht diese drei Bereiche aus, die eine gute Spiritualität fürs 21. Jahrhundert markieren. Prädikat: Undogmatisch. **Seite 6**

Schweiz

Leserreise Westtürkei 4
Mit Toni Bernet-Strahm interreligiös unterwegs in den Zivilisationen und Religionen Kleinasiens

Aufgefallen 5
Online-Plattform Islamica.ch mit Mut

Freestyle Religion 6
Undogmatisch viel Spielraum fördert eine gute Spiritualität fürs 21. Jahrhundert

Interreligiöses Lernen 10
Mit euren Geschichten: Statt um Konfessionalität geht es Religionspädagoge Lars Wolf um Positionalität, um Vielfalt der Sichtweisen

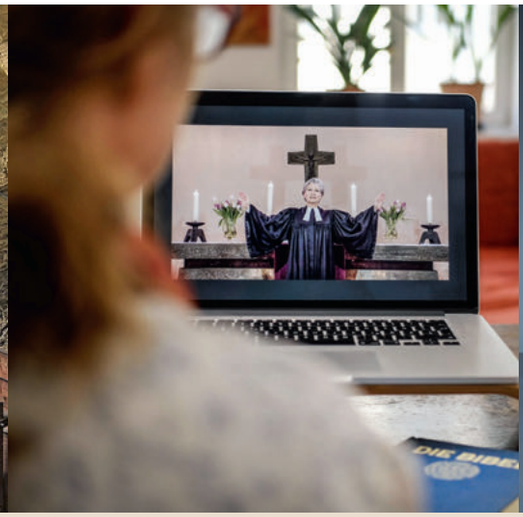
Gastkolumne 13
Enttäuschte Bio-Liebe? Ständerätin Maya Graf kritisiert die Trinkwasserinitiative

Nachruf 14
Mit dem Tod Hans Küngs verstummt eine der bedeutendsten kritischen Stimmen der Christenheit

Gemeingüter 50
Mehr digitale Gerechtigkeit mit Commons und Blockchains

Porträt 57
Selma Zeronjic, preisgekrönte Maturandin

Gemeingüter. Früher waren es Bergwasserleitungen, heute können Blockchain-Technologie und Commons das Gemeinwohl und Innovationen fördern - bessere Verteilung von Macht und Wissen inklusive. **Seite 50**



Kirche digital. Kann der Geist auch durch den Bildschirm wehen? Die Pandemie hat viele Seelsorgenden digital kreativ werden lassen. Jetzt müssen die Kirchen klären, was Digitalisierung für den Glauben bedeutet. **Seite 28**

FOTOS: ERDMANN HABENICHT; ANZEER/TOURISMUE; EPD/SCHULZE; ISTOCK

Musliminnen und Feministinnen. Eine alte Vision des Feminismus eröffnet Bündnisperspektiven im Kampf auch gegen antimuslimischen Rassismus. Das stimmt nicht wenige Frauen optimistisch. **Seite 52**

Politik & Gesellschaft

Sozialprotokoll 17
Weil Seyda Can Yılmaz aus Istanbul den Wehrdienst verweigerte, ist er in der Türkei Straftäter und gilt als Verräter

Energiewende 18
folgt

Frauen begehren 22
Zehn Jahre Arabischer Frühling: Politisch hat sich wenig geändert. Der Protest brachte Frauen aber mehr Freiheiten

Globalisierung neu verhandeln 24
Das EU-Mercosur-Handelsabkommen hat Schwächen. Doch es bietet auch Chancen für eine multilaterale Weltordnung

Haben und Sein 26

Religion & Kirchen

Geist weht durch den Bildschirm 28
Die Corona-Pandemie hat Gottesdienste und Gemeinden verändert. Die Kirchen müssen klären, was die Digitalisierung für den Glauben bedeutet

«Feedback wie nie« 30
Religionspädagogin Ilona Nord hat die digitale Präsenz der Kirchen untersucht

Gottes Gauklerin 32
Die Pfarrerin Birgit Mattausch will Menschen inspirieren, die eigene Stimme zu entdecken und die des Auferstandenen

«Kunsten können alle« 33

Freispruch für Benediktiner 34
Abraham Sauer gewährte Kirchenasyl und wurde angeklagt – das Urteil ist eine Klatsche für den Staatsanwalt

Rubrik 38
folgt

Schöpfung aus der Petrischale 39
Amerikanische und chinesische Forscher kreuzten das Erbgut von Affen und Menschen. Fragen dazu an den Moraltheologen Jochen Sautermeister

Geist & Sinn 40
Jedes Körnchen Sand. Über den Song »Every Grain of Sand« von Bob Dylan

Glauben & Streiten 42

Leben & Kultur

Im Blick 44
Ruhe vor dem Wurm. Die Krankheit Bilharziose ist tückisch, Bewohner einer Insel in Tansania sind besonders gefährdet

Vorgespräch 48

Publik-Forum Erzählprojekt 20
Die Liebe in Zeiten von Corona

Schweiz

WertLos 49
»Toleranz« aus hinduistischer Sicht

Muslimische Feministinnen 50
Vielfalt der Frauen berücksichtigen

Interreligiöse Agenda 54

Carte Blanche 56
»Nelkenblatt« von Schriftsteller Yusuf Yesilöz

Zerstörerisches Finanzsystem 58
Beim *aufbruch*-Podium zeigten die Finanzexperten Marc Chesney und Wolfgang Kessler alternative Impulse auf

Lesen, Sehen, Hingehen 60

Immer

Personen und Konflikte 12

In Bewegung 13

Milch & Honig 55

Frösche & Heuschrecken 55

Betrachtung 62

Briefe 63

Impressum 63

Vorsicht Satire 64

terra sancta tours

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Eintauchen in unterschiedliche Zivilisationen und Religionen Kleinasiens

aufbruch-Kulturreise nach Kleinasien/ Westtürkei, 27. September bis 8. Oktober 2021 mit Dr. theol. Toni Bernet-Strahm

»Lasst uns nicht allein!«

Im Tagesanzeiger vom 29. Mai 2017 rief der türkische Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk die Europäer auf: »Lasst uns nicht allein!« Er hält es für falsch, aufgrund der aktuellen politischen Tendenzen die Türkei, ihre Kultur und deren kritischen Geister allein zu lassen.

Auch für uns Europäer ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass wesentliche Wurzeln unserer abendländischen Zivilisation und Kultur in der Türkei, in Kleinasien und Anatolien, entstanden sind. Von den Städten an der Westküste Kleinasiens aus hat zum Beispiel das Homerische Epos sich das übrige Griechenland erobert. Dort ist Philosophie als eigenständiges Fragen und Denken entstanden, denn Thales von Milet und die anderen sogenannten Vorsokratiker reflektierten schon damals über die elementaren Grundlagen der Natur. Noch früher, schon seit der Jungsteinzeit, wurden in Anatolien erste zivilisatorische Fortschritte gemacht und Städte gebaut, als es Europa noch nicht gab.

Auch das Christentum verbreitete sich von Palästina aus zuerst in verschiedenen Städten der Türkei, und nicht zu vergessen: Paulus, der erste Theologe, war ein »Türke«. Die _aufbruch_-Leserreise, die sich vornimmt, in antike Zivilisationen und Religionen einzutauchen, ist also gleichzeitig ein interkultureller bzw. interreligiöser Dialog. Und der Vorteil der Gruppe: Jede und jeder kann seine bisherigen Kompetenzen einbringen und miteinander erweitern. Ich freue mich, Sie dabei auf dieser Reise begleiten und mit einigen Impulsen zum Nachdenken und Austauschen motivieren zu können. Dr. Toni Bernet-Strahm

Leistungen: Direktflug nach Izmir mit Sunexpress, Rückflug mit Turkish Airlines via Istanbul – Betreuung an den Flughäfen in Zürich und in der Türkei – CO_2-Kompensation Ihrer Flüge – Rundfahrt mit eigenem Bus gemäss Programm – Unterkunft in DZ mit Bad/WC in guten Mittelklasse-Hotels, Halbpension – alle Eintrittsgebühren, Taxen, Steuern – Reiseführung durch Kenan Canak, deutsch sprechender örtlicher Reiseleiter – Begleitung, Vorträge und Workshops mit Dr. Toni Bernet-Strahm – Reisedokumentation – Trinkgelder für das Hotelpersonal

Kosten: Bei mindestens 15 Teilnehmenden: pro Person Fr, 2420 im DZ, bei mindestens 22 Teilnehmenden: 2290, EZ-Zuschlag: Fr. 345
aufbruch-Abonnent*innen erhalten einen Preisnachlass von Fr. 100

Anmeldung an: Dr. Toni Bernet-Strahm, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern, Telefon 041 240 76 56, bernet.strahm@bluewin.ch. Anmeldeschluss: 15. August 2021. Bei der definitiven Anmeldung wird eine Anzahlung von Fr. 700 pro Person fällig.

Reiseveranstalter: terra sancta tours ag, Ludwig Spirig-Huber, Burgunderstr. 19, Bern, Tel. 031 991 76 89, info@terra-sancta-tours.ch, www.terra-sancta-tours.ch. Infoveranstaltung mit Dr. Toni Bernet-Strahm, Samstag, 28. August 2021, 15.00–17.00 Uhr in Luzern.

Montag, 27. September bis Freitag, 8. Oktober 2021

1.Tag: Zürich – Izmir

Treffpunkt am Morgen im Flughafen Zürich, Abflug nach Izmir. Je nach Zeit besichtigen wir einige Höhepunkte der Stadt, wie die Hisar-Moschee oder die St. Polykarp-Kirche. Gemeinsames Abendessen.

2. Tag: Izmir – Sardes – Kusadasi

Wir fahren durch eine wunderschöne Landschaft nach Sardes (eine der 7 kleinasiatischen Gemeinden, an die in Apk 3, 1-6 ein Sendschreiben verfasst wurde). Dort schauen wir uns den Artemistempel, eine kleine byzantinische Kirche und die Synagoge an. Am späteren Nachmittag fahren wir zurück an die Küste, wo wir für die nächsten drei Nächte unser Hotel am Meer beziehen. Impuls unterwegs: Apokalyptische Literatur und die 7 Sendschreiben der Offenbarung des Johannes.

3. Tag: Kusadasi – Milet – Priene – Dydima – Kusadeasi

Fahrt zur antiken Stadt Priene (fantastische Lage, kleines Theater und Säulen eines Athena-Tempels), danach weiter nach Milet, damals die grösste der ionischen Städte (Antikes Theater, das 25 000 Menschen fasste, Skulpturen). In Dydima, einst die bedeutendste Orakelstätte nach Delphi, begegnen wir einem Apollotempel und dem Haupt der Medusa höchst persönlich. Nach unserer Rückkehr nach Kusadasi besteht die Möglichkeit, zu einem kleinen Bummel dem Meer entlang oder einem Bad im Meer. Eine zweite Nacht verbringen wir in Kusadasi. Impuls unterwegs: Thales von Milet und der Beginn der rationalen Erklärung der Welt.

4. Tag: Kusadasi – Ephesus – Selcuk – Kusadasi

Heute besuchen wir das antike Ephesus! Das riesige Theater, der Hadrianstempel, die Celsus Bibliothek, die Marienbasilika, in der Kirchengeschichte geschrieben wurde, sind ein absoluter Höhepunkt der Reise. Nachmittags fahren wir ins benachbarte Selcuk, wo wir zum einen einen Blick auf eines der antiken Weltwunder, den Artemistempel, werfen können, auch das Archäologische Museum und die Johannesbasilika sind sehenswert. Fahrt zurück in unser Hotel am Meer in Kusadasi. Impuls unterwegs: Wie Ephesus das Christentum prägte (Paulus, Paulusschüler und ein wegweisendes Konzil).

5. Tag: Kusadasi – Määndertal – Hierapolis – Pamukkale

Wir verlassen die türkische Ägäis-Küste und fahren durch das Tal des Grossen Määnders (es wird deutlich, woher unser Wort »mäandern« stammt) Richtung Aphrodisias und Hierapolis, wiederum zwei alte Städte, die in griechischer Zeit grosse Bedeutung hatten. Unser heutiges Abendessen und die nächsten beiden Übernachtungen finden in Pamukkale statt, dessen Reiz sich dann am kommenden Tag voll entfalten wird. Impuls unterwegs: Die Funktion der Religion im Hellenismus

6. Tag: Pamukkale – Laodicea – Pamukkale

Ein eher ruhiger Tag in Laodicea, einst eine der grössten antiken Städte nach Ephesus in Anatolien. Mit einem Besuch in einer Teppichweberei machen wir Bekanntschaft mit einem traditionellen türkischen Handwerk, das in heutiger Zeit erneut grosse (auch gerade gesellschaftspolitische) Bedeutung erhalten hat. Pamukkale und sein Naturwunder lädt uns ein, ein Bad in den warmen Thermen zu nehmen. Abendessen und Übernachtung in Pamukkale, dem »Baumwollschloss«.

7. Tag: Pamukkale – Sagalassos – Catalhöyük – Konya

Sagalassos wurde in hellenistischer Zeit gegründet und nach einem Erdbeben im 7. Jahrhundert aufgegeben. Offenbar blieb die Ruinenstadt danach unberührt und fast ungeplündert erhalten, obwohl Säulen-, Gebäudefragmente eine ausgedehnte, sehr wohlhabende antike Stadt signalisieren. Weiter geht's zum »Gabelhügel«, türkisch: Catalhöyük, dem »Paris der Steinzeit«. Die Blütezeit der Siedlung dort wurde um 7000 v. Chr. datiert – eine der wohl ältesten Siedlungen der Menschheit. Weiterfahrt nach Konya. Impuls unterwegs: Catal-

FOTOS: BERNET-STRAHM

höyük, Zeugnis einer Mutterreligion in der Jungsteinzeit.

8. Tag: Konya
Konya ist die Heimat des Sufismus, einer islamisch-spirituellen Bewegung, deren hervorragendster Vertreter Rumi (1207-1273) ist. Seine Gedichte sind sehr beeindruckend. Wir werden vermutlich Gelegenheit haben, mit einer Nachfahrin dieses wichtigen Mystikers ins Gespräch zu kommen. Besuch des Sufi-Museum »Mevlana« sowie Rumis Mausoleum. Danach Zeit zur freien Verfügung. Nachtessen und Übernachtung in Konya.

9. Tag: Konya – Ankara
Fahrt durch die anatolische Hochebene nach Ankara. Abendessen im Hotel.

10. Tag: Ankara – Hattusa – Yazilikaya – Ankara
Yazılıkaya (»beschriebener Fels«) ist ein ehemaliges hethitisches Heiligtum. Dort sind auf Reliefs zwei Prozessionen von männlichen und weiblichen Mitgliedern des hethitischen Pantheons zu sehen. Vor den beiden Kammern lagen tempelartige Gebäude, von denen die Grundmauern erhalten sind. Zusammen mit der benachbarten Stadt Hattusa gehört Yazılıkaya zum UNESCO-Welterbe. Nachtessen und Übernachtung in Ankara. Impuls unterwegs: Einblicke in die hethitische Religion und Mythologie.

11. Tag: Ankara
Das Museum für anatolische Zivilisation gehört zu den eindrücklichsten Museen der Welt. Wir werden dort z. B. der Venus von Catalhüyük oder dem ersten bekannten schriftlich festgehaltenen Friedensvertrag der Geschichte begegnen. Besuch weiterer Sehenswürdigkeiten der Stadt.

12. Tag: Rückflug Ankara – Zürich
Am Vormittag bleibt sicher noch Zeit für einen Einkauf oder eine kurze Besichtigung in Ankara, bevor es dann nach dem Mittag zum Flughafen hinausgeht. Rückflug nach Zürich, wo wir im Verlaufe des Abends eintreffen.

»Als Individuen sprechen wir für uns selbst«

»Mut zum Neudenken der Islam-Debatte«, so das Motto der Plattform »islamica.ch«

Christian Urech

islamica.ch

Der »Bünzlimuslim« werde ohne weiteres Zutun zum Träger von radikalem Gedankengut befördert, schreibt Önder Günes, FIDS-Pressesprecher, auf der Onlineplattform *islamica.ch* (FIDES = *Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz*) ironisch als Replik auf einen (einseitigen) Artikel von Lucien Scherrer in der NZZ zur Auseinandersetzung von Amira Hafner-Al Jabaji und Saida Keller-Messali rund um die Debatte zum Burkaverbot. Keller-Messali hatte in diesem Zusammenhang die offiziellen Islamorganisationen in der Schweiz dem Verdacht der Verbreitung islamistischen Gedankenguts ausgesetzt, was Hafner-Al Jabaji zu Recht nicht gelten lassen wollte.

2017 formierte sich ein junges Team, das zu einer ausgewogeneren Berichterstattung über Musliminnen und Muslime in der Schweiz beitragen wollte. Mit Inhalten gefüllt wird die Plattform vom *Young Swiss Muslim Network* YSMN, das »den Aufbau eines dynamischen und kooperativen Netzwerks junger Schweizer Muslim*innen« anstrebt, »in welchem Vernetzung, Austausch und Zusammenarbeit unter aktiven muslimischen Jugend- und Studentenvereinen gefördert wird«, beschreibt das Netzwerk die Aufgabe, der es sich stellt. Die Stärkung des Zugehörigkeitsgefühls zur Schweiz sei ein Hauptpfeiler ihrer Arbeit. Ihre Vision: »(…) Wir sehen die jungen Schweizer Muslim*innen als Multiplikator*innen, die einen konstruktiven und nachhaltig-positiven Einfluss auf gesellschaftliche Herausforderungen sowie auf die Entwicklung der Schweizer Muslim*innen und der Schweizer Gesellschaft im Allgemeinen haben.« Einerseits sehen die Betreiber*innen der Plattform den momentanen öffentlichen Islam-Diskurs in einer Sackgasse. Entgegen landläufiger Vorurteile sei die muslimische Gemeinschaft ein in vielerlei Hinsicht äusserst heterogenes Gebilde. »Den Islam« als ein idealtypisches, selbstständig

ZVG

Junge Muslim*innen an einem Workshop des YSMN

handelndes Subjekt gebe es ebenso wenig wie »die idealtypische Muslimin« oder »den idealtypischen Muslim«. Muslimische Gemeinschaften in der Schweiz seien in der Regel geprägt von einer erstaunlich offenen, demokratischen Debatten- und Diskussionskultur, wobei Autorität als solche ein auszuhandelndes Gut sei und bleibe. Gewisse Tabus und Grenzziehungen zwischen den verschiedenen heterogenen Teilen der muslimischen Gemeinschaft seien zwar noch vorhanden, doch wolle *islamica.ch* einen Mehrwert innerhalb bestehender Diskurse schaffen und durch Öffnung und Transparenz diese Tabus und Grenzen ansprechen, bearbeiten und ein Stück weit überwinden.

»Wir wollen weg vom öden Medienzirkus, der jahrein, jahraus die gleichen Klischees bedient! (…) Als Individuen sprechen wir für uns selbst! Wir sind die Akteurinnen und Akteure! Wir brauchen keine Fürsprecherinnen oder Fürsprecher, egal welcher Couleur!«, beschreiben die Betreiber*innen ihre Plattform emphatisch. Dass dies gelingt, haben die Macher*innen der Plattform inzwischen bewiesen und beweisen es nach wie vor. Ein Blick in die Beiträge von *islamica.ch* lohnt sich für jede und jeden, der eine objektiv(er)e Sichtweise auf die drittgrösste Religionsgruppe der Schweiz erhalten will. ◆

Viel undogmatischer Spielraum

Was macht eine gute Spiritualität aus? Pfarrer Uwe Habenicht schält mit seinem Modell einer Freestyle Religion drei Bereiche geistigen Lebens heraus. Und stellt Kriterien auf, damit es sinnerfüllend gestaltet werden kann

FOTO: ERDMANN HABENICHT

Von Uwe Habenicht*

Die Corona-Pandemie hat unseren Alltag grundlegend verändert. Was noch vor kurzem undenkbar schien, ist inzwischen zur neuen Realität geworden: Konferenzen und Besprechungen finden digital vom Küchentisch aus statt, Eltern schieben im Homeschooling Geodreiecke hin und her, um gemeinsam mit ihren Kindern den Satz des Pythagoras zu beweisen, der kleine Laden um die Ecke, in dem sonst nur die Senior*innen einkauften, wird zum kommunikativen Treffpunkt des Quartiers, und im Urlaub werden die Fahrradwege der umliegenden Kantone ausprobiert.

Vorübergehend zumindest hat sich der Fokus verschoben – ins Digitale, ins Familiär-Häusliche, ins nahe Umfeld. Diese Verschiebungen betreffen auch das Religiöse: Die Kirchen haben einen unglaublichen Digitalisierungsschub erlebt. Die Religionsprofis, also Pfarrerinnen, Diakone, Kirchenmusikerinnen und Religionslehrpersonen schneiden und senden Podcasts, produzieren *Youtube*-Videos und organisieren Live-Streams aus den Kirchgebäuden.

Und dennoch: Seitdem der Gang zur Kirche beschränkt oder gar nicht möglich ist, spielt die Home-Religion wieder eine Rolle. Die bisher nach aussen an die Kirchen verlagerte Religionskompetenz, Gottesdienste und Rituale zu feiern, muss sich der Familienclan nun selbst im Wohnzimmer wieder aneignen, wenn denn Religion überhaupt stattfinden soll. Und solidarisches Handeln nimmt nicht zuerst faire Arbeitsbedingungen in Bolivien in den Blick, sondern beginnt beim Einkauf für die Nachbarin von gegenüber, die gerade in Quarantäne ist. Ob diese Verschiebungen im Religiösen wirklich dauerhaft sein werden, lässt sich noch nicht ausmachen, aber dass wir nicht einfach in die Zeit »ante coronam« zurückkehren werden, darf als sicher gelten.

Vielleicht – und darauf soll im Folgenden der Schwerpunkt des Nachdenkens liegen – enthalten einige der

beschriebenen Verschiebungen bereits Elemente, die die Konturen einer Spiritualität für das 21. Jahrhundert prägen werden. Wenn wir ohnehin nicht in die Vor-Pandemie-Zeit zurückkehren werden, tun wir gut daran, diesen Elementen, die nun ein stärkeres Gewicht bekommen haben, hinreichend Aufmerksamkeit zu schenken.

So hat die Corona-Krise eine eigenartige Spannung von nah und fern erzeugt: Reiseverbote, Ausgangsbeschränkungen und Kontaktreduzierung haben uns einerseits auf das eigene Zuhause zurückgeworfen. Auf einmal »geht« nur das, was zuhause möglich ist und nur mit denen, mit denen wir Küche und Wohnzimmer teilen. Neben das Home-Schooling, das Home-Office und das Home-Farming tritt wie selbstverständlich die Home-Religion. Einerseits.

Andererseits öffnet das Digitale die Tür zum Globalen und mir ihr die Tür zur Welt der Religionen. Mit wenigen Klicks kann ich sehr unterschiedliche religiöse Welten durchqueren, Kontakte knüpfen und Impulse davon für meine eigene Spiritualität aufnehmen.

Spätestens in dieser Krise ist deutlich geworden, wie zentral das autonome religiöse Subjekt steht, das seine eigene Religiosität gestalten kann – und muss. Eine zeitgenössische Spiritualität wird an der wachsenden religiösen Autonomie des Einzelnen nicht mehr vorbei sehen können. Im Dschungel der Gegenwart werden – notgedrungen – viele zu Freestylern, die sich ihren eigenen Weg suchen.

Sich dem Unverfügbaren zuwenden

Wie also könnte eine tragfähige Spiritualität für das 21. Jahrhundert aussehen, in der eine solche Autonomie des Einzelnen mit geeigneten »Gegengewichten« eine gute Balance findet? Wie und nach welchen Mechanismen »funktioniert« Religion überhaupt?

Anhand dieser Fragen habe ich eine Landkarte der Spiritualität entworfen, die ich »Freestyle Religion« nenne. Unter Freestyle Religion verstehe ich eine eigensinnige, kooperative und weltzugewandte Weise, spirituell zu sein, die sich in drei ineinander fliessenden Bereichen vollzieht: Dem Meditativ-Kontemplativen, dem Liturgisch-Kultischen und dem weltzugewandten Gestalten.

Religiöse Spiritualität oder – wem der Ausdruck zu windig ist – christliche Religiosität unterscheidet sich von säkularer Spiritualität dadurch, dass sie sich bewusst dem Unverfügbaren zuwendet und sich auf diese Weise dem wunderbaren Wirken des Transzendenten oder Göttlichem aussetzt. Säkulare Spiritualität setzt auf »Self-Grow« und Ressourcenerweiterung, ist also eine spirituelle Spielart von Fitness, die gebraucht wird, um in der Beschleunigungsmaschinerie der Spätmoderne besser mithalten zu können. Tragfähige Spiritualität hingegen tritt bewusst aus der Wiederholungsschleife der Selbstsuche und Selbstoptimierung heraus und setzt sich in heilsamer Selbstbegrenzung dem Transzendenten aus, um sich an der Grenze der eigenen Handlungsfähigkeit vom Göttlichen durchdringen zu lassen, um

FOTO: CORONABIBEL

Sichtbare Gemeinschaft. Eine 6. Klasse gestaltete die Kiste, in der ein Band der Corona-Bibel in die St. Galler Kathedrale gebracht wurde. Das Schreiben, Kommentieren und Gestalten war deshalb eine wichtige Erfahrung der Selbstwirksamkeit

für und mit anderen selbst wunderbar wirksam werden zu können. Die Grenzlinie zwischen säkularer und religiöser Spiritualität verläuft damit auf dem Grat der Frage: Soll das Unverfügbare durch Techniken und Methoden für das einzelne Subjekt kontrollierbar und beherrschbar gemacht werden (säkulare Spiritualität) oder setzt sich das Subjekt bewusst dem symbolisch repräsentierten Unverfügbaren aus und markiert damit die Grenze der eigenen Möglichkeiten?

Freestyle Religion verbindet Sinn und Sinnlichkeit, Eigensinn und Gemeinschaft. So wie die Freerunner und Parkur-Sportler, die in der Gruppe an eigenen Bewegungskombinationen arbeiten, wenn sie über Parkbänke oder Geländer springen, bleibt auch der religiöse Freestyler auf eine Gemeinschaft bezogen. Freestyle Religion übersteigt eine reine Herzens- und Gesinnungsreligion, indem sie den Leib als Ankerpunkt für Gotteserfahrungen einsetzt. Das Eintauchen in die Gottesgegenwart geschieht leibhaftig. Das Ergriffenwerden von den göttlichen Atmosphären (H.Schmitz) oder das Empfinden der prägenden Qualitäten einer Situation (John Dewey) geschieht immer durch und mit dem physischen Organismus.

Gemeinsames Beten verpflichtet

Das vom italienischen Künstler Michelangelo Pistoletto entworfene Symbol eines erweiterten Unendlichkeitszeichen diente mir dabei als Modell für Freestyle Religion. Um ein weiteres Feld wird das bekannte Unendlichkeitszeichen ergänzt, so dass drei miteinander verbundene Bereiche entstehen, die die drei Bereiche des Religiösen umschliessen: Das Mystisch-Kontemplative steht für die individuell-religiösen Erfahrungen, die jede und jeder in der stillen Kammer bei verschlossener Tür leibhaft macht: Meditation, Gebet und Gebärde. All dies vollzieht sich in völliger Autonomie des Einzelnen: Ich und Gott allein. Keine doktrinären Vermittlungsinstanzen treten hier dazwischen und bevormunden.

Auf der gegenüberliegenden Seite liegt das Feld des weltzugewandten Handelns, das öffentlich und politisch Welt mitgestaltet, die Hungrigen speist, für Klima und gerechtes Wirtschaften eintritt, Material formt und Erfah-

rungen der Selbstwirksamkeit ermöglicht. Vor kurzem wurden viele Schweizer Kirchgemeinden öffentlich kritisiert und angezeigt, weil sie für die Abstimmungsinitiative »Konzernverantwortung« deutlich und sichtbar mit Bannern an den Kirchtürmen eintraten. Über diese Form der Kommunikation kann man streiten. In der Sache würde sich die Kirche langfristig selbst aushöhlen, würde sie in solchen Fragen schweigen. Denn das öffentliche Eintreten für Verantwortung Mensch, Tier und Klima gegenüber und das Einfordern gesellschaftlicher und globaler Gerechtigkeit lässt sich nicht vom christlichen Glauben trennen, ohne ihn seiner Alltagsrelevanz zu berauben.

Das mittlere Feld, das das »Liturgisch-Kultische« mit gemeinschaftlichem Feiern umfasst, speist sich wesentlich aus den beiden umliegenden Feldern. Wenn im Feiern des Gottesdienstes das engagierte Eintreten für andere nicht spürbar ist, läuft der Gottesdienst leer. Dass viele Menschen trotz aller Bemühungen den Gottesdiensten fernbleiben, hat eben damit zu tun: Viele kommen nicht, weil sie spüren, dass man nur gregorianisch singen darf – der berühmte Satz Dietrich Bonhoeffers: »Nur wer für Juden schreit, darf gregorianisch singen« klingt hier nach –, wenn man auch im Alltag wenigstens ein Stück dessen lebt, was im Gottesdienst zwischen die betenden Hände eingeschlossen wurde. Gemeinsames Beten verpflichtet.

Christentum mit dem Gesicht zur Welt

Die anderen bleiben inzwischen dem Gottesdienst fern, weil sie im Singen und Beten ihrer Gemeinde den Herzschlag für die Wunden der Gegenwart nicht spüren und die Predigten als weltabgewandt erleben. Da helfen auch alle gottesdienstlichen Kompetenzzentren nichts. Das gemeinsame Feiern speist sich aus der mitgebrachten Spiritualität der einzelnen und diesem spürbaren Herzschlag für die Welt. Johann Baptist Metz nannte es ein Christentum mit dem Gesicht zur Welt.

Diese dreiteilige spirituelle Grundstruktur, die die menschlichen Grundbeziehungen widerspiegelt, war es, die mir geholfen hat, für die Zeit des ersten Lockdowns im vergangenen Jahr die St. Galler Corona-Bibel zu initiieren. Mit einem kleinen ökumenischen Projektteam suchten wir 1189 Menschen, die jeweils ein Kapitel der Bibel handschriftlich abschreiben und wenn gewünscht auch illustrieren und kommentieren.

Denn mir war bewusst, dass es für die Zeit der Isolation wichtig sein würde, das Individuelle des Mystisch-Meditativen mit der Perspektive des Gemeinschaftli-

» Freestyle Religion verbindet Sinn und Sinnlichkeit, Eigensinn und Gemeinschaft – so wie Parkur-Sportler

Uwe Habenicht

Gott im Blätterrauschen – Vorschlag zum Meditieren

Die vorgeschlagene Meditation verbindet im Sinne des Freestyle biblische Impulse, Imagination, Bewegung und Sinneswahrnehmungen. Von Uwe Habenicht

FOTO: ZVG/CITYKIRCHE ST. GALLEN

Alle Seiten der St. Galler Corona-Bibel mit Informationen, Videos und Fotos rund um das Projekt finden Sie unter www.coronabibel.ch

Suchen Sie sich einen ruhigen und angenehmen Ort, an dem Sie ungestört sind. Beginnen Sie mit einem Moment der Stille und einigen ruhigen Atemzügen.

Wählen Sie ein Kapitel der Bibel aus (z. B. aus der St. Galler Corona-Bibel). In der Tradition der lectio divina werden immer ganze biblische Bücher gelesen. Ein einzelnes biblisches Kapitel lässt sich gut eine Woche lang mit der folgenden Übung erschliessen. Lesen Sie das Kapitel langsam und mit lauter Stimme. Variieren Sie beim Lesen Lautstärke, Betonungen und Geschwindigkeiten.

Wählen Sie nun einen Satz (oder einen Teil eines Satzes) aus, der ihr Interesse auf sich zieht, und wiederholen Sie ihn mehrmals, bis sie ihn auswendig können.

Stellen Sie sich nun hin und atmen Sie mehrmals ruhig ein und aus. Spüren Sie den Kontakt zum Boden, der mit jedem Atemzug zunimmt. Machen Sie nun sehr langsam einige wenige Schritte vorwärts. Verbinden Sie mit jedem Schritt einen Atemzug: Schritt/einatmen – Schritt/ausatmen. Gehen Sie dabei sehr langsam und achten Sie auf Ihren Atem. Bleiben Sie immer wieder stehen und atmen Sie langsam aus und ein.

Sobald Sie Schritte und Atem synchronisiert haben, sprechen Sie innerlich den auswendig gelernten Satz: bei jedem Schritt und Atmen jeweils ein Wort. Wiederholen Sie dies solange, bis Ihre Schritte, Ihr Atem und Ihr Satz eine Einheit bilden. Bleiben Sie zwischendurch immer mal wieder für einige ruhige Atemzüge stehen. Nehmen Sie Ihre Umgebung wahr. Was hören, riechen, sehen Sie? Spüren Sie den Luftzug auf der Haut?

chen und des Gestaltens zu verbinden. Die persönliche Spiritualität konnte sich durch das Abschreiben am biblischen Text reiben und abarbeiten.

Eine Künstlerin, die die Gestaltung des Deckblattes für ein Prophetenbuch übernommen hatte, schrieb mir, dass sie mit dem Gottesbild dieses Propheten ganz und gar nicht übereinstimme und deshalb von der übernommenen Aufgabe wieder zurücktrete. Ich bat sie, eben dieses Ringen und diese Auseinandersetzung zum Thema ihres künstlerischen Entwurfs zu machen. Wenig später schickte sie mir ihr Deckblatt, dem die Tiefe der Auseinandersetzung anzusehen war. Das Mystisch-Kontemplative braucht ein Gegenüber, an dem es wachsen und sich reiben und mit dem es ringen kann. Alles andere wäre blosses Selbstgespräch.

Die St. Galler Corona-Bibel bot den Menschen, die Gelegenheit zu solch elementarer Auseinandersetzung. Viele Kommentare und Illustrationen spiegeln dies wider. Wer durch die 3811 Seiten mit ihren so unglaublich verschiedenen Handschriften blättert, dem erschliesst sich bereits ein Teil davon. Die Kommentare und Illustrationen vertiefen diese Eindrücke dann noch. Erstaunliche Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart ergeben sich, wenn etwa zur Paradiesgeschichte oben eine Schlange gezeichnet wurde und sich unten eine Darstellung des Coronavirus findet.

Schreiben war immer schon ein therapeutisches Heilmittel gegen die Verzweiflung. Das Abschreiben eines biblischen Kapitels befreit uns vom Druck der Gegenwart, verbindet uns mit anderen, die zu früheren Zeiten wie wir gehofft haben und verzweifelt waren und all dies in ihr Ringen mit Gott und vor Gott gebracht haben. Ein weiteres wichtiges Element zeigt sich im Schreiben, wenn es im Rahmen einer Gemeinschaft geschieht. Wer mitgeschrieben hat, wusste, dass viele andere das Gleiche auch tun.

Die Originalausgabe der St. Galler Corona-Bibel fügt in sieben Bänden das Handschriftenmeer zusammen. Im Frühjahr 2021 fand die Übergabe an die Stiftsbibliothek statt und machte diese Gemeinschaft nochmals sichtbar und spürbar. Aus unzähligen E-Mails und Gesprächen ist mir bewusst geworden, wie wichtig dieses Erleben von Gemeinschaft ist. In der Zeit des Lockdowns waren viele von ihren Alltagsroutinen abgeschnitten. Das Schreiben, Kommentieren und Gestalten war deshalb eine wichtige Erfahrung der Selbstwirksamkeit. In dieser Zeit konnten wir vieles nicht mehr und doch gab es die Möglichkeit, sich gestaltend zu dieser Situation zu verhalten.

Innerhalb von rund 10 Wochen lagen alle 1189 Kapitel handschriftlich vor. Unsere Einladung, an einer geistlichen Übung allein und doch in Gemeinschaft teilzunehmen, war gelungen.

Wenn wir Menschen als kirchlich Verantwortliche spirituell begleiten wollen, dann braucht es einen klaren Blick für das, was tragfähige Spiritualität ausmacht. Bei jedem Angebot sollten wir wissen, in welchem der drei Felder wir uns bewegen. Uns sollte bewusst sein, was genau wir stärken und anregen möchten, welche Bereiche miteinander verbunden werden sollen. Tragfähige Spiritualität fördert Eigensinn, Kooperation und Weltzugewandtheit und bringt sie in ein ausgeglichenes Gleichgewicht.

Kirchen können Rahmen bieten

Freestyle Religion steht dabei für ein Modell der Spiritualität, das dem Einzelnen bewusst grosse Spielräume der Gestaltung lässt, den Körper mit einbezieht und nicht-doktrinär auftritt. Als Kirchen können wir Menschen bei ihrer spirituellen Suche nur begleiten, wir können ihnen nicht sagen, welche Formen und welche »Moves« sie brauchen. Wir können ihnen aber einen Rahmen anbieten, der bestimmte Erfahrungen ermöglicht und zuspielt.

In diesem Sinne »funktioniert« Spiritualität im 21. Jahrhundert: minimalistisch sich auf das Grundlegende konzentrierend und nicht-doktrinär viel Raum für Individualität, die sich in ein Ganzes fügt, ermöglichend. ◆

in der Natur

Nun beginnen Sie beim Gehen den gelernten Satz zu variieren. Ersetzen Sie z. B. ein Wort durch ein anderes. Sprechen Sie Ihren variierten Satz ein- oder zweimal gehend hintereinander und kehren Sie dann wieder zum ursprünglichen Satz zurück. Probieren Sie nun eine andere Variante aus. Durch Ihre Variationen wird sich Ihnen die Bedeutung des ursprünglichen Satzes nochmals auf neue Weise erschliessen. Zwischendurch bleiben Sie immer wieder stehen, atmen und nehmen Ihre Umgebung wahr. Schliessen Sie für einige Atemzüge ruhig die Augen. Tauchen Sie in die Atmosphäre des Ortes ein, an dem Sie sich befinden. Nehmen Sie sie in Ihre Variationen Ihre Wahrnehmungen auf.

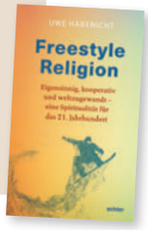
Beenden Sie Ihre Meditation mit einem Moment der Stille, einem Vater Unser, einem Gebet. Verneigen Sie sich zum Abschluss.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

FOTO: ZVG

Uwe Habenicht ist reformierter Pfarrer in St. Gallen Straubenzell und Autor der Bücher:

Freestyle Religion. Eigensinnig, kooperativ und weltzugewandt. Eine Spiritualität für das 21. Jahrhundert, Echter Verlag 2020, und **Leben mit leichtem Gepäck**. Eine minimalistische Spiritualität, Echter Verlag 2021



Mit euren Geschichten

Religionspädagoge Lars Wolf schreibt interreligiöses Lernen ganz gross. Heute mit der Geschichte von der Arche Noah und Bruno Manser. Die Kinder trauen sich, kontrovers zu denken, ohne zu verletzen

Von Wolf Südbeck-Baur

Donnerstagnachmittag. Aus vollen Kehlen schmettern die Viertklässler*innen «Laudato si … sei gepriesen … der Mensch, dein Bild der Liebe». An der Gitarre sorgt Religionslehrer Lars Wolf fürs Crescendo. Der Sound vibriert so engagiert durch die offenen Fenster, dass andere Schüler auf dem Schulhof problemlos mitsingen könnten.

Doch dann kehrt gespannte Ruhe ein. »Ich wünsche euch einen guten Nachmittag«, begrüsst Lars Wolf die 16-köpfige Klasse, die wie aus einem Munde selbiges erwidert. Und der Nachmittag hat es in sich. Thema ist Bruno Manser, die Menschen in Sarawak, die Menschen in Europa und die Arche Noah. »Worauf legen die Menschen in Sarawak, das Volk der Penan, und jene in Europa besonderen Wert, wen oder was stellen sie ins Zentrum ihres Denkens und Handelns?«, fragt der von Haus aus reformierte Religionspädagoge immer im Blickkontakt mit den 11-Jährigen an den Vierertischen und mit den Händen ermunternd gestikulierend. »Wir sind glücklich, wenn wir uns einen Lamborghini leisten können«, repetiert David*. »Und wir können uns gegen alles versichern«, ergänzt Omar*. »Alles ist in Europa auf das Ich konzentriert, Wettbewerb und Geld dominieren«, fasst Wolf zusammen, was die Schülerinnen und Schüler in der Vorwoche erarbeitet hatten, »während bei den Penan in Sarawak, wo nun endlich ein Teil des noch bestehenden Waldes und seine Tiere durch die Regierung unter Schutz gestellt werden sollen, Grundbedürfnisse, Gerechtigkeit als Lebensgrundlage und Lebensraum ganz wichtig sind«.

An diesem Engagement beteiligte sich der Basler Bruno Manser, der in die Geschichte eingegangen ist als entschlossener Kämpfer gegen die Zerstörung des Regenwalds. Er war von den Penan auf der Insel Borneo als einer der ihren aufgenommen worden. Als Manser 2005 für verschollen erklärt wurde, schrieb Lars Wolf eine Geschichte dazu: »Der Spinner – oder ein Rettungsboot auf dem Trockenen«. Diese Geschichte präsentiert, besser inszeniert der Lehrer nun. Alle lauschen konzentriert. In der Geschichte zimmert der Spinner ein Haus auf einem Kahn. »Wird sein Kahn Leben retten?« Seine satten Widersacher, die Nach-mir-die-Sintflut-Rufer, wollen ihn stoppen. Der Spinner soll aufhören, gegen Umweltzerstörung zu wettern, zu warnen. Die Menschen sollen innehalten, aufhorchen. Wofür? »Es geht ums Überleben einer bedrohten Welt, aber viel Unglück, eine zerstörerische Flut bricht herein«, ruft Wolf. »Doch eine der Tauben, die der Spinner ausgesendet hat, kehrt mit einem Olivenblatt im Schnabel zum Kahn zurück.«

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

»Wir schreiben ein Buch«. Religionslehrer Lars Wolf im Gespräch mit den Primarschülern

Spinner wider alle Hoffnung

Fragend schaut der hochaufgeschossene Religionslehrer in die Klasse. »Welche Geschichte, die in der jüdischen, der christlichen und der islamischen Tradition wichtig ist, steckt hinter der Geschichte vom Haus auf dem Kahn?« Wolf muss nicht lange warten, Larissa* streckt den Arm in die Höhe: »Die Arche Noah!« »Ganz genau«, bekräftigt Wolf und ergänzt, dass im Islam sogar ein Fest gefeiert wird, das an Noah erinnert: Am Ashura-Fest gedenken die Schiiten dem Martyrium Husains, dem Enkel des Propheten, die Sunniten begehen einen Fasttag. Sie kochen an diesem Fasttag, schlägt Wolf die Brücke zur Arche Noah, eine Suppe mit Granatapfel, Reis und Nüssen, »Früchte, die Noah in seiner Arche trotz aller Unwetter übrighatte«. Noah sei »ein Spinner« gewesen, »und Bruno Manser«, erklärt Lars Wolf mit hochgezogenen Augenbrauen, »war auch so ein Spinner« – offenbar wider alle Hoffnung, möchte man still ergänzen.

Der Religionspädagoge, der seinen Unterricht grundsätzlich als interreligiösen Religionsunterricht ausrichtet, macht eine Kunstpause und holt Luft. Nach wenigen Augenblicken aber ist der Beamer gebändigt, die Karikatur von Horst Haitzinger erscheint an der Wand über der Tafel (s. Bild). Alle Augen inspizieren das monströse graue Stahlschiff mit Schloten und Kraftwerken und den grünen Dschungel, der als Bei- oder Rettungsboot am wuchtigen Rumpf des Dampfers befestigt ist. Die Schülerinnen und Schüler erzählen zunächst, was sie sehen, beginnen dann zu assoziieren und schliesslich zu interpretieren.

»Wir machen ein Buch mit euren Geschichten«, überrascht Wolf seine Schüler*innen und hebt seine Stimme. Arbeitsauftrag: »Auf welchem Schiff wäret ihr gern? Was ist euch wichtig?« Spontan meldet sich Önder*, der soeben wohl wegen dem Ramadan eine kleine Ruhephase eingelegt hatte: »Ich würde abwechseln.« Als Wolf ihn nach dem Warum fragt, schreibt er auf sein Blatt: «Beide haben Vorteile. Die Vorteile des grauen Schiffs sind: du kannst die wichtigen Sachen haben und Spass durch Internet und mehr. Die Nachteile sind: weniger Lebensraum, Umweltverschmutzung, weniger Tiere usw. Jetzt die Vorteile vom bunten Schiff: mehr Freiraum, mehr Tiere, keine Umweltverschmutzung usw. Aber die Nachteile sind Wildnis, Gefahr, Jagd, einsam sein etc.«

Ausnahmslos alle Schülerinnen und Schüler schreiben emsig, fragen nach, ob sie mit ihren Gedanken auf dem richtigen Dampfer, sprich auf dem der Aufgabe entsprechenden Weg sind, diskutieren mit Lehrer Wolf, holen sich Rat und ein zusätzliches Blatt Papier aus dem Klassenschrank. Mihail* entscheidet sich unmissverständlich für das Schiff mit der Natur: »Ich wäre gerne auf dem Schiff, auf dem die Natur am Herrschen ist. Für mich ist es wichtig, dass man Freundschaft und Gemeinschaft und die Natur hat. Denn wenn es keine Natur gäbe, dann könnte man nicht existieren und die Welt wäre heute zutage in der Katastrophe. Es gäbe keine Luft mehr.« Und der 11-Jährige denkt noch weiter: »Viele Leute würden sich töten, weil wenn man nicht die äussere Welt sieht, dann kriegt man Depressionen. Weil, es liegt in uns Menschen, dass wir raus wollen. Die Natur ist unsere Heimat und manche – also alle ausser den »grauen Herren« (Anm. Red.: Gemeint sind die grauen Herren aus Michael Endes »Momo«, womit sich die Klasse im Vorfeld beschäftigt hat) können nicht leben, wenn ihre Heimat zerstört wird. – Und ich bin einer von ihnen. Für mich wäre das wie ein Schuss ins Herz.«

Eigenständige Gedankengänge

Jonas* sieht es anders: »Ich gehe auf das graue Schiff. Weil, seien wir ehrlich, wenn wir erwachsen sind, wird es keiner versuchen, auf das Penanschiff zu kommen. Das ist meine Meinung.« Lea* philosophiert so: »Ich würde das rechte Schiff nehmen, denn dort hat alles angefangen. Ohne das rechte Schiff würde es das linke Schiff gar nicht geben. Auf dem rechten Schiff hat alles angefangen: Menschen, Tiere, Lebewesen, Wasser, Feuer, Luft, Erde und ganz langsam hat sich das linke Schiff gebildet. Natürlich hat das linke Schiff auch Vorteile. Es macht fast alles einfacher. Trotzdem wäre ich lieber auf dem rechten Schiff. Denn dort hat mein Leben angefangen und ich bin sehr froh darüber, denn sonst wäre ich nicht hier. Hier auf der Erde, wo ich mich wohlfühle, auch wenn es manchmal ein paar Hügel im Leben hat. Aber Leben ist Leben.«

Lars Wolf ist berührt von den Überlegungen der vierten Klasse und kommentiert, als wir in seinem gemütlichen Dachzimmerbüro die Doppelstunde Revue passieren lassen: »Ich bin beeindruckt von den differenzierten und eigenständigen Gedankengängen. Die Kinder getrauen sich, kontrovers zu denken im Abwägen von Argumenten und Plausibilitäten, ohne damit die Beziehungsebene zu beschädigen.» Diese Kompetenz gelte es zu pflegen, betont der Religionspädagoge, »indem wir mit ihnen das Leben als das Offene begreifen. Dem Dialog eignet schliesslich etwas Meditatives im Teilen und Mitteilen dessen, was wir brauchen und im gemeinsamen Aushandeln von Lösungen, die alle miteinschliessen». Nicht ohne Demut kommt Wolf zu dem Fazit: »Wo das eingeübt und erlebt werden kann, verlieren Differenz und auch der Konflikt das Bedrohliche, Ausschliessende. Könnte uns und den Kindern Besseres passieren, als hier frei zu werden?« Wohl kaum. ◆

*Namen geändert

aufbruch: *Lars Wolf, Sie verstehen Ihren Religionsunterricht, an dem Schüler*innen mit unterschiedlicher religiöser Herkunft teilnehmen, als einen Ort interreligiösen Lernens. Was ist Ihnen dabei wichtig?*

Lars Wolf: Das Einüben der Betrachtung ist mir im interreligiösen Lernen besonders wichtig, damit die Kinder lernen hinzuschauen, ohne bereits zu deuten, sondern nur zu beschreiben. Dies, damit sie in der Lage sind, sich ein eigenes Bild zu machen.

Interreligiöses Lernen will Raum bieten dafür, elementare Lebensfragen zu stellen und die Kompetenz fördern, ein eigenes Urteil zu bilden. Interreligiöses Lernen unterstützt die Kinder dabei, eine gemeinsame Ethik zu entwickeln und auf der Handlungsebene zu erproben.

Welche Rolle spielen konfessionelle Zugehörigkeiten beim interreligiösen Lernen?

Interreligiöses Lernen kann sich nicht nur auf *eine* Konfession beziehen, kann aber auch nicht rein religionskundlich konzipiert sein. Interreligiöses Lernen hat immer einen konfessorischen Charakter, insofern subjektive Lebensplausibilitäten zur Sprache kommen und Niederschlag finden im Diskurs. Vielleicht ist der Begriff der Positionalität besser, weil er in der Institution Schule nicht mit institutionellen Religionsgemeinschaften in Verbindung gebracht wird.

Was bedeutet das konkret zum Beispiel bezogen auf die Geschichte von der Arche Noah?

Wenn wir nun, ausgehend von der Frage, welche Handlungsoptionen wir auf die ökologische Frage sehen und uns vorstellen, in einer Woche in der Klasse 4c das Fasten in den drei abrahamitischen Religionen als Einüben des Verzichts kennen lernen, wird ein muslimischer Schüler von seiner Erfahrung berichten können und wird in seiner Positionalität wahrgenommen und bestätigt. Jedoch neben anderen Positionen, die ähnliche oder andere Erfahrungen schildern.

Dies ist ein wichtiger Lerninhalt für Kinder, deren religiöser Hintergrund geprägt ist durch institutionelle Ausschliesslichkeit, deren Logik folgend religionskonfessionellen Charakter hat. Das würde aber die religiöse Distanz fördern, in der das Fremdbild des Andersgläubigen, dessen, der mit anderen Plausibilitäten lebt, und das Eigenbild ein Konstrukt der Distanz ohne prüfende Erfahrung wird. Um dies zu verhindern, versucht das interreligiöse Lernen oder eine pluralistische Religionspädagogik einen »intersubjektiven Raum« zu ermöglichen, in dem Kontakt möglich wird. Nur die Erfahrung des Kontaktes, in dem das Ich sich als anders als das Du erfährt und dadurch bestätigt wird, ermöglicht es, realistische Eigen- und Fremdbilder zu entwickeln, da sie sich zwangsläufig immer wieder verändern wie der Mensch selbst auch.

Interview: Wolf Südbeck-Baur

Chur bleibt konservativ

Michael Meier

Eines ist den sieben neuen Kaderleuten gemeinsam: sie sind weitgehend unbekannt. Nur der Churer Bischof Joseph Bonnemain selber weiss, warum er sie an die Schlüsselstellen seines Bistums befördert hat. Selbst den neuen Zürcher Generalvikar, Pfarrer Luis Varandas, seit vier Jahren in der Zürcher Kirchenexekutive für die Migrantenpastoral zuständig, kennen nur die Kirchenengagierten. Das gilt noch mehr für Jürg Stuker, den Bündner Generalvikar und Moderator Curiae. Als Pfarrer hat er sich einen konservativen Namen gemacht. Die beiden Altgedienten, die Kanzlerin Donata Bricci und der vom General- zum Bischofsvikar herabgestufte Andreas Fuchs, gehören zur ultrakonservativen Gruppierung *Servi della Sofferenza*. Insgesamt stützt sich der *Opus-Dei*-Bischof auf linientreue Leute, die ihm kaum widersprechen werden. Vertreter des liberalen Flügels sind nicht dabei. Das Bistum Chur bleibt konservativ. Daran würde sich auch wenig ändern, sollte Rom auf Bonnemains Wunsch hin den profilierten Pfarrer und früheren Bündner Generalvikar Andreas Rellstab zum Weihbischof machen.

FOTO: TAGIS-ANZEIGER

Michael Meier
ist Theologe und berichtet im »Tages-Anzeiger« über Religion, Kirchen und Gesellschaft

Das alles gibt wenig zu reden. Alle sind heilfroh, dass die Reizfiguren aus der Ära Huonder – nämlich Martin Grichting, Giuseppe Gracia und Marian Eleganti – endlich weg sind. Applaus erhält Bonnemain auch für seine Symbolpolitik nach Art des Papstes. Wobei man nicht wahrhaben will, dass auch seine Zeichen stumpf sind. So hat er das neue Personalressort neben dem Diakon Urs Länzlinger der Theologin Brigitte Fischer Züger anvertraut. Von Frauenförderung kann nur sprechen, wer nicht weiss, wie dornenreich dieses Ressort ist – speziell in Zeiten des Priestermangels und der Missbrauchsskandale.

Monika Schmid, Gemeindeleiterin der Pfarrei St.Martin, Illnau-Effretikon, Lindau und Brütten, fand im *Landboten* kritische Worte für die Absenz von Kardinal **Kurt Koch** und Bischof **Felix Gmür** bei der Trauerfeier für den Tübinger Schweizer Theologen **Hans Küng** Mitte April. »Hans Küngs Trauerfeier war schlicht und bewegend gestaltet. Kein Bischof weit und breit, kein Grusswort aus Rom. Wenn sonst ein Priester stirbt, dann stehen die geweihten Häupter oft in Scharen um den Altar und einander auf den Füssen. Wäre es nicht eine Selbstverständlichkeit gewesen, einem grossen Theologen die letzte Ehre zu erweisen? Wahre Grösse ist keine Frage des Alters, der Errungenschaften und von Titeln. Wahre Grösse zeigt sich, wenn Menschen über ihren Schatten springen, das Herz sprechen lassen und etwas Abstand lassen zum eigenen Ego. In einer Kirche, so denkt man, müsste das möglich sein. Was wäre dies für ein Zeichen gewesen, wenn sich auch nur einer dieser Kirchenmänner auf den Weg gemacht hätte, um einem Mitbruder wenigstens jetzt symbolisch die Hand zu reichen.«

FOTO: SRF

Monika Schmid

Claudio Knüsli, Onkologe und Vorstandsmitglied der *Ärztinnen und Ärzte für soziale Verantwortung/zur Verhütung des Atomkriegs* PSW/IPPNW, fordert gemeinsam mit seinen Vorstandskolleg*innen das *Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation* UVEK auf, neue Forschungsresultate in die Strahlenschutzgesetzgebung einfliessen zu lassen. Zum Schutz der Bevölkerung sei es dringlich, dass »die Behörden die langfristigen Folgen der ionisierenden Strahlung anerkennen«. In einer gemeinsam mit der *Energie-Stiftung Schweiz* SES verbreiteten Medienmitteilung anlässlich des 35. Jahrestags der Kernkraftwerkskatastrophe von Tschernobyl heisst es wörtlich: »Aufgrund der heutigen Kenntnisse muss von mindestens 400 Krebstoten sowie zusätzlich von ebenso vielen Toten durch Herzinfarkte und Hirnschläge als längerfristigen Strahlenfolgen ausgegangen werden.« Es sei zudem bisher kaum bekannt, erklären die Mediziner*innen, »dass als Folge von Tschernobyl Störungen der Fortpflanzung nachgewiesen werden können«. So lasse sich für die Schweiz wie für Europa eine Zunahme der Frühsterblichkeit nachweisen.

Bernd Nilles, Direktor des Hilfswerks *Fastenopfer*, wertet das Volksmehr als starke Legitimation, um die Anliegen der am Ständemehr gescheiterten Konzernverantwortungsinitiative weiterhin voranzubringen. Die Trägerschaft der Initiative will sich organisiert als Verein weiterhin für griffige Regeln für Konzerne einsetzen. »Viele Partnerorganisationen, mit denen wir in den Ländern des Südens zusammenarbeiten, sind von wirtschaftlichen Grossprojekten negativ betroffen. Dies wird leider auch in der Zukunft der Fall sein«, so Nilles gegenüber *kath.ch*. Für *Fastenopfer* stelle sich deshalb »die Frage, ob wir unser diesbezügliches Engagement reduzieren wollen, nicht«.

Hansjörg Schmid, Direktor des *Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft,* wertet den neuen Weiterbildungslehrgang für muslimische Betreuungspersonen im Kanton Zürich als einen »Meilenstein für die Integration der Muslime in der Schweiz«. Mit dem Ausbildungslehrgang, der mit Unterstützung der *Vereinigung der Islamischen Organisationen Zürich* von der Zürcher *Direktion der Justiz und des Innern* konzipiert wurde, können sich Imame und andere Betreuungspersonen weiter qualifizieren. Die Initiative sei von den Zürcher Muslimen ausgegangen. »Die Politik hat das aufgenommen«, so Schmid laut *kath.ch.* Der Kanton erhoffe sich, Netzwerke und Beziehungen stärken zu können. »Die gesamte Gesellschaft soll profitieren.«

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Hansjörg Schmid

Sabine Zgraggen, Dienststellenleiterin bei der katholischen Spital- und Klinikseelsorge im Kanton Zürich, und **Lisa Palm,** ihre Stellvertreterin und Palliative-Care-Beauftragte, betonen, dass sich die Spitalseelsorge weiterentwickeln müsse. »Eine Herausforderung stellt die gesundheitspolitische Strategie ›ambulant vor stationär‹ dar. Immer häufiger werden komplexe Behandlungen ambulant angeboten und schwerkranke Patientinnen und Patienten – zum Beispiel in Palliative Care – durch spezialisierte Behandlungsteams zuhause gepflegt und behandelt. Hier gilt es, neue Formen einer zukunftsgewandten ambulanten Seelsorge in Zusammenarbeit mit den Pfarreien zu entwickeln«, schreiben sie in der *Schweizerischen Kirchenzeitung*.

Medaille auf Wanderschaft

FOTO: SRF

Medaille für Veronika Jehle

Der Einsatz für Freiheit in der Kirche hat oft einen hohen Preis und hinterlässt immer Spuren. Doch Preise sind auch eine Verpflichtung. Beispielhaft hat dies eine der Herbert Haag-Preisträgerinnen zum Ausdruck gebracht: Martha Brun (*1940). Die ehemalige Menzinger Schwester erhielt den *Herbert Haag Preis* 1991 für ihre loyale Opposition im Bistum Chur. Kurze Zeit vor ihrem Tod 2015 entschied sie sich, die mit dem Preis verbundene Verpflichtung mit anderen zu teilen und weiterzugeben. Sie anvertraute die Herbert Haag Medaille der mit ihr befreundeten Theologin Bernadette Tischhauser und diese wiederum nach einiger Zeit Brigitta Biberstein. Beide zusammen entwickelten die Idee einer Wandermedaille. Die mit der Medaille verbundene Ehre und Verpflichtung wollen sie weiterreichen an jüngere Frauen, die sich im Einsatz für Freiheit in der Kirche verdient machen, widerständig und herausfordernd, hartnäckig und ideenreich, freimütig und eigenverantwortlich, innerhalb, am Rande oder auch ausserhalb der Strukturen der Kirche. Das Ehrenzeichen soll freundschaftlicher Dank sein und eine Ermutigung zu Ausdauer.

Als nächste Inhaberin der Medaille wählten Tischhauser und Biberstein zusammen mit Gleichgesinnten Veronika Jehle. Die 36-jährige gebürtige Wienerin ist Spitalseelsorgerin am Kantonsspital Winterthur, engagiert sich im interreligiösen Dialog, im »Wort zum Sonntag« und im kirchlichen Journalismus und kämpft, wo immer sie kann, gegen die kirchliche Angstkultur. Die Wandermedaille wurde ihr im Rahmen eines Gottesdienstes in Pfäffikon am Vortag des Junia-Festes überreicht. Wer weiss, vielleicht wird dieses Beispiel auch andere inspirieren, ihrerseits Medaillen auf Wanderschaft zu entsenden.

Erwin Koller

Eingeschlossen wie Wiborada

FOTO: ZVG

Einsamkeit und Exponiertheit sind vielleicht nicht zwei Begriffe, die intuitiv in einem Atemzug genannt werden würden. Ein Inklusentum mitten in der Stadt bietet aber genau dieses Spektrum: Durch die Abgeschiedenheit entsteht eine intensivierte Aufmerksamkeit, nicht nur für das eigene Gefühlsleben, sondern auch für die Aussenwelt.

Im Zuge des Projektes *Wiborada 2021* hat Hildegard Aepli für den Zeitraum einer Woche als Inklusin gelebt. In ihrer aus Holz gezimmerten Zelle, die direkt an die Aussenwand der Kirche St.Mangen angebaut wurde, stehen zwei Stühle. Sinnbild für die in der Zurückgezogenheit ersehnte Gottesbegegnung. Diese Suche nach dem Göttlichen in der weiten Stille des eigenen Innenraums ist ein Grundzug mystischer Erfahrung. Ein Fenster nach aussen ist zu bestimmten Zeiten offen für Gespräche. Das war auch ein Grundzug der Lebensführung Wiboradas, einer mittelalterlichen Einsiedlerin. Die heutige Zelle hat mehr Komfort als zu Wiboradas Zeiten. So betont denn auch Ann-Katrin Gässlein, die Kultur und Bildungsbeauftragte der *Cityseelsorge St. Gallen*, dass es bei dem Projekt nicht um eine Wiederbelebung der Vergangenheit im Sinne eines asketischen Wetteiferns geht. Die zehn Frauen und Männer, die als Inkluse bzw. Inklusin in der Zelle leben werden, hatten eine Vorbereitungszeit. Sie erfüllen gewisse Kriterien wie psychische Stabilität und Erfahrung mit kontemplativer Praxis. Das citypastorale Projekt Wiborada 2021 will insbesondere die Bedeutung der spirituellen Hinterlassenschaft der Stadtheiligen für heutige Lebenswelten erschliessen. Zu diesem Zweck wurden religionspädagogische Materialien bereitgestellt und eine Vorlesungsreihe in Zusammenarbeit mit der HSG lanciert. Noch bis zum 3. Juli wartet das Projekt mit einem vielgestaltigen Programm auf. Alle Infos unter www.wiborada2021.ch **Gian Rudin**

Gastkolumne

FOTO: ZVG

PFLUSCHI-CARTOON

Enttäuschte Bio-Liebe?

Die Wogen steigen, seit sich die Bio-Produzent*innen gegen die Trinkwasserinitiative TWI aussprachen. Von Verrat war die Rede. Von Biobauern, die nur auf ihr Portemonnaie schauen statt auf Mensch und Natur. Im Ärger wurde übersehen, dass *Bio Suisse* die viel weitergehende Pestizidfreiinitiative »LebenstattGift« unterstützt. Der Verband wurde zur Zielscheibe. Ausgerechnet der Biolandbau, der auf chemisch-synthetische Pflanzenschutzmittel und Mineraldünger verzichtet und der seit 50 Jahren zeigt, wie ohne Schäden an Mensch und Umwelt produziert werden kann, wurde zum Prügelknaben enttäuschter Biokonsument*innen.

Dabei haben die Bioproduzent*innen eklatante Mängel festgestellt: Die TWI setzt falsche Anreize. Intensiv produzierende Mast-, Gemüse- und Obstbetriebe könnten leicht aus den Direktzahlungen aussteigen. Damit entfallen für sie die ökologischen Mindeststandards, während der Pestizideinsatz dort, wo er am dringendsten reduziert werden sollte, hoch bleibt. Die TWI regelt weder Importe noch den Einsatz von Gift in Privatgärten oder die vielen Biozide rund ums Gewerbe. Futtermittel dürften nicht mehr hinzugekauft werden – wohl das Aus für viele beliebte Bioeier.

Warum nehmen die Biofreund*innen diese Kritik nicht ernst? Wo bleibt das Vertrauen in die Fachkenntnisse der Bio-Produzent*innen? Kommt etwa Städter*innen eine Idealisierung des Biobauerntums in die Quere? Ist es enttäuschte Bio-Liebe? Es wird Zeit für eine faire Auseinandersetzung und für Versöhnung! Um gemeinsam und über den Abstimmungssonntag hinaus am nachhaltigen Landwirtschafts- und Lebensmittelsystem Schweiz zu schaffen.

Maya Graf, Ständerätin BL, Biobäuerin

Zum Tod des Jahrhundert-Theologen Hans Küng

Mit dem Tod des Theologen Hans Küng verstummt einer der bedeutendsten kritischen Stimmen der Christenheit. Der umtriebige Jahrhundert-Theologe hinterlässt tiefe Spuren in der Geschichte des Christentums

Von Wolf Südbeck-Baur

Als Hans Küng 2018 im März 90 Jahre alt wurde, platzte der Festsaal der Universität Tübingen aus allen Nähten. Symbolträchtig: Margot Käßmann, zurückgetretene Bischöfin und Reformationsbeauftragte des Lutherjahrs 2017, würdigte das Lebenswerk des Schweizer Jahrhundert-Theologen. Das war kein Zufall, denn Hans Küng hatte bereits vor der Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) mit seiner ökumenisch wegweisenden Dissertation schlüssig dargelegt, dass die evangelische Lehre von der göttlichen Vergebung bei Karl Barth mit dem katholischen Dogma des Konzils von Trient (1545–1563) zu vereinbaren ist. »Ein Fanfarenstoss in Richtung Ökumene längst vor dem Konzil«, wie der Küng-Kenner und frühere *Sternstunde Religion*-Moderator Erwin Koller im *aufbruch* unterstrich.

Für Reformen in der Kirche

In den Konzilsjahren wirkte Hans Küng, der 1960 nach kurzer Seelsorgetätigkeit an der Luzerner Hofkirche an der *Katholischen Fakultät der Universität Tübingen* auf den Lehrstuhl für Fundamentaltheologie berufen worden war, als Konzilsberater in Rom und rastlos für Reformen. Als es in den Jahren nach dem Konzil um die Umsetzung der epochemachenden Zusammenkunft ging, engagierte sich der junge Theologe volle Kraft voraus an den vielfältigen Baustellen zur Erneuerung der Kirche. Küng machte Vorschläge zur Reform des römischen Systems, zur Abschaffung des Pflichtzölibats, für ein zeitgemässes Glaubensbekenntnis, für die Anerkennung der Ämter der anderen Kirchen und ihrer Abendmahlsfeier, für die Einführung demokratischer Elemente insbesondere bei der Bischofswahl, für die Ordination von Frauen, für einen neuen Umgang mit Mischehen und Wiederverheirateten, zur Stärkung des Gewissensentscheids insbesondere im Blick auf Empfängnisverhütung und Sexualität. Die meisten seiner Vorschläge verhallten leider unerhört.

Dabei ging es dem brillanten Rhetoriker um nichts weniger als um die Verlebendigung der neu errungenen Freiheit des Christen, die basiert auf seiner »Christologie von unten«. Diese unterscheidet sich beträchtlich von der hellenistisch geprägten Christologie von oben von alt Papst Benedikt XVI. respektive Joseph Ratzinger. 2007, kurz nach dem Erscheinen seiner zweibändigen Memoiren »Erkämpfte Freiheit« (2002) und »Umstrittene Wahrheit« (2007) kommentierte Küng: »Ich war damals noch der Überzeugung und beziehe mich auf ein konkretes Gespräch in meinem Auto, wo er (Ratzinger) diesen Zugang zu Jesus von unten, von der Bibel und der Geschichte her, für möglich angesehen hat: ist ja nicht schlecht, er macht das so, ich machs so. Ich sah, beide Sichtweisen ergänzen sich. Ich kann ja, wenn ich von unten oben angekommen bin, auch wieder von oben nach unten auf die Gestalt Jesu schauen.« Und Küng doppelte nach: »Ich kämpfte schon damals für ein schriftgemässes und zeitgemässes Christentum, das sich an Jesus von Nazareth selber orientiert. Darum kämpfe ich gegen ein autokratisches, autoritäres und bisweilen totalitäres römisches System.«

> »Wir beugen uns in der Schweiz nicht vor Gessler-Hüten, auch wenn sie Bischofsmützen sind
>
> **Hans Küng**

Nach den Aufbruchjahren in der postkonziliaren Zeit der 60er Jahre drehte sich der Wind innerhalb der katholischen Kirche mehr und mehr gegen Reformen. Der inzwischen weltbekannte und weltweit vernetzte Theologe aus Sursee musste dies in seinen wohl bittersten Stunden 1979 erleben, als Rom ihm die Lehrerlaubnis entzog wegen seiner kritischen Anfragen an die Unfehlbarkeit des päpstlichen Systems, die 1871 als Dogma ex cathedra behauptet und verkündet worden war. Küng hielt dagegen mit der heute weit herum unstrittigen Überzeugung: »Päpstliche Lehräusserungen können und dürfen nicht als unfehlbar verstanden werden.«

Von Rom verstossen

Er wich der römischen Inquisition nicht, sondern setzte alle legitimen Mittel ein, um den Ausschluss aus der Tübinger theologischen Fakultät zu verhindern. Schliesslich sei gegen keines seiner Bücher ein ordentliches Verfahren durchgeführt worden. Nie war ihm Akteneinsicht, nie eine faire Chance der Rechtfertigung geboten worden, nur die Möglichkeit der demütigen Unterwerfung. Nach ebenso dramatischen wie erfolglosen Vermittlungsversuchen kippten sieben der zwölf Professorenkollegen um und wechselten auf die römisch-kuriale Seite. So musste Küng 1980 gezwungenermassen an der katholischen Fakultät seine sieben Sachen packen, behielt aber mit seinem ökumenischen Institut einen Platz an der Universität, ohne einer Fakultät anzugehören.

Im Gespräch mit Weltreligionen

Derart ausgestattet mit neuer Freiheit zog Hans Küng 1980 erneut in die Welt und erkundete die Kontinente auf den Spuren

der ökumenischen Grundidee in den Weltreligionen. Seine Spurensuche – viele werden sich an die gleichnamige TV-Serie erinnern – drehte sich um Fragen wie: Welche Bedeutung haben der Islam und das Judentum für das Heil der Menschen? Wie verhalten sich der Buddhismus, der Hinduismus und der Konfuzianismus zur Botschaft des Mannes aus Nazareth? Küng pflegte intensiv das interreligiöse Gespräch, wobei er anderen Religionen nie als Konkurrenten begegnete, sondern »immer als Erweiterung und als Herausforderung des eigenen Glaubens«, wie der Theologe Hermann Häring urteilt.

Diese ökumenisch der Sinnsuche der Menschen verpflichtete Suche nach Antworten bei den Religionen führte Hans Küng mit seinem unabhängigen Ökumene-Institut im Rücken zum nächsten Kraftakt, der Entwicklung und dem Aufbau eines Weltethos-Projekts. Der umtriebige Gelehrte hatte in einer Welt der Kriege und der Missachtung der menschlichen Würde, in der Gewalt mancherorts heute wieder ideologisiert religiös gerechtfertigt wird, elementare Gemeinsamkeiten der Religionen herausdestilliert: »Kein Frieden unter den Nationen ohne Frieden unter den Religionen. Kein Frieden unter den Religionen ohne Dialog zwischen den Religionen. Kein Dialog zwischen den Religionen ohne globale ethische Massstäbe. Kein Überleben unseres Globus ohne ein globales Ethos, ein Weltethos.« Zentral, so schärfte Küng bei seinen Vorträgen rund um den Globus ein, sei die Besinnung auf die Gemeinsamkeiten in den Religionen.

Die Idee des Weltethos

Dabei grenzte Küng sein Konzept des Weltethos stets ab von der Vorstellung, er propagiere die Bildung einer einzigen Weltreligion. Fragen nach Leben und Tod, Fragen nach dem Sinn des Lebens, die Begründung des sittlichen Bewusstseins, dies seien allen Menschen gemeinsame Fragen, bei deren Beantwortung »Religion und Philosophie viel ausrichten können«, erklärte der Gründer der *Stiftung Weltethos* 2007 anlässlich einer Weltethos-Ausstellung in Basel. Dabei war für Küng klar, dass ein für alle Religionen verbindliches Weltethos von Gläubigen und Ungläubigen nur durch den gemeinsamen Dialog Anerkennung finden könne. Dazu sei es jedoch nötig, dass die Menschen aller Religionen voneinander wissen. Tatsächlich allerdings wüssten sie, so Küng, vor allem über das Gemeinsame in all den religiösen und ethischen Traditionen viel zu wenig.

Auf diesem gemeinsamen Gut basieren vier in allen Weltreligionen anerkannte Grundgebote: Achte das Leben, das Eigentum, die Wahrheit und die Partnerschaft. Diese Handlungsmassstäbe »können von religiösen und nicht-religiösen Menschen mitgetragen und gelebt werden«, meinte Küng.

FOTO: EPD-BILD/BÄUERLE

Hans Küng in seinem Haus in Tübingen

Mit der Idee des Weltethos hat Hans Küng ein Fundament gelegt, »auf dem nicht nur die Ökumene der Religionen, sondern auch die Zusammenarbeit für ein gemeinsames Ethos in Politik und Wirtschaft vorangetrieben werden kann«, bringt es Küng-Kenner Koller auf den Punkt. Mit der »Einbeziehung anderer Religionen in sein katholisch-ökumenisches Denken und mit dem Projekt Weltethos«, resümiert Hermann Häring Küngs Leistung, »ist es ihm gelungen, der christlichen Theologie und den Religionen in einer säkularen Weltöffentlichkeit ein Gehör von grosser Intensität zu verschaffen.«

Entsprechend diesem Küngschen Koordinatensystems konnte der *aufbruch* auf kontinuierliche Förderung und Unterstützung durch den Tübinger Schweizer zählen. Es war Küng und die von ihm präsidierte Herbert Haag-Stiftung, auf die die Initiative für die wohl gewichtigste Änderung in der Geschichte des *aufbruch* zurückgeht. Küng regte 2006 eine publizistische Stimme im deutschen Sprachraum an, die kirchliche Vorgänge und hierarchische Entscheidungen «kritisch begleitet und Perspektiven für zukunftsweisendes christliches Handeln aufzeigt». Der *aufbruch* nahm Verhandlungen mit *Publik-Forum* auf, die ab 2008 in die bis heute fruchtbare Zusammenarbeit mündeten.

Mit dem Tod von Hans Küng am 6. April verstummt ein Jahrhundert-Theologe, der vorgelebt hat, »wie interessant und einflussreich eine für die Welt offene Theologie sein kann«. Und Hermann Häring liegt alles andere als falsch, wenn er betont: »Die christlichen Kirchen würden gut daran tun, die von hier ausgehenden Impulse aufzugreifen und ihre Botschaft vorbehaltlos in den Dienst einer versöhnten Menschheit zu stellen.« Dabei wird Hans Küng der Welt fehlen. ◆

Eine ausführlichere Version des Nachrufs finden Sie unter www.aufbruch.ch/blog

Ist die Widerspruchsregelung menschenwürdig?

An der geplanten Einführung der Widerspruchsregelung für Organspende scheiden sich die Geister. Für die einen bringt sie Klarheit, für die anderen übergeht sie die Würde des Einzelnen

FOTO: SWISSTRANSPLANT

Franz Immer ist habilitierter Mediziner und Direktor von Swisstransplant in Bern

Ja, sie bringt Sicherheit, Klarheit und Entlastung

Repräsentative Meinungsumfragen zeigen, dass sich bis zu 76 Prozent der Bevölkerung für die Widerspruchslösung aussprechen (*gfs.bern*, 2019). Auch wenn die Widerspruchslösung nicht automatisch mehr Organspenden bedeutet, hat das Opt-out-Modell in der Schweiz entscheidende Vorteile gegenüber der Zustimmungslösung.

Einerseits sorgt die Widerspruchslösung in Kombination mit einem Ja-/Nein-Register für Klarheit über den Willen verstorbener Personen. Andererseits besteht für die Betroffenen die Gewissheit, dass der Wille wie festgehalten umgesetzt wird.

Hinzu kommt die Entlastung der Angehörigen. Angehörigengespräche, in denen Fachpersonen gemeinsam mit Hinterbliebenen den Willen verstorbener Personen eruieren, können belastende Situationen darstellen. Insbesondere, wenn der Wille der Verstorbenen wie in vielen Fällen nicht bekannt ist. Entsprechend lehnen Angehörige Organspenden in rund 60 Prozent der Gespräche ab.

Mit der Widerspruchslösung dürften Familien bei fehlender Willensäusserung künftig davon ausgehen, dass eine Organspende dem Willen der verstorbenen Person entsprochen hätte. Auf diese Weise könnte das Widerspruchsmodell Entlastung bringen und dazu beitragen, das Problem der hohen Ablehnungsrate in den Angehörigengesprächen zu entschärfen.

Mit 17 Spendern pro Million Einwohner liegt die Schweiz zum Teil weit hinter anderen westeuropäischen Ländern zurück. Die erweiterte Widerspruchslösung birgt das Potenzial, die Organspendequote zu erhöhen. Eine Chance, die wir zugunsten der Menschen auf der Warteliste nicht ungenutzt lassen sollten. ◆

Nein, sie stellt den Nutzen über die Würde

FOTO: STIFTUNG DIALOG ETHIK

Ruth Baumann-Hölzle ist promovierte Theologin und leitet das Institut der Stiftung Dialog Ethik in Zürich

In unserer Gesellschaft gilt, dass man Menschen grundsätzlich fragen muss, wenn man etwas von ihnen will. Nimmt man jemanden etwas ungefragt weg, dann gilt dies als Diebstahl. Wie also sind Handlungen zu werten, die Menschen ungefragt für Organentnahmen vorbereiten und Menschen nach dem Hirntod Organe ohne deren Einwilligung entnehmen? Soll Schweigen als Zustimmung gewertet werden?

Geht es nach der Initiative und dem Gegenvorschlag des Bundesrates zur »Widerspruchsregelung« oder »erweiterten Widerspruchsregelung«, so sollen mit dieser Neuregelung künftig alle Menschen für eine Organentnahme vorbereitet und ihnen Organe entnommen werden dürfen, wenn sie entweder schon hirntot sind oder ihr Hirntod beim Abstellen von lebenserhaltenden Massnahmen ausgelöst worden ist, sofern sie sich nicht explizit dagegen ausgesprochen haben.

Diese käme einem Paradigmenwechsel staatlichen Handelns gleich: Der Nutzen der Mehrheit gilt mehr als das Grundrecht des Einzelnen auf körperliche Integrität. Mit der Widerspruchsregelung nimmt man auch in Kauf, dass Menschen gar gegen ihren Willen Organe entnommen werden. In der NZZ vom 17. 2. 2021 bringt der Jurist Christoph A. Zenger, Professor und Mitglied der rechtswissenschaftlichen Fakultät und des *Zentrums für Gesundheitsrecht und Management im Gesundheitswesen* der *Universität Bern*, in einem Gastkommentar das Problem auf den Punkt: »Die Widerspruchslösung ermöglicht das Ausnutzen von Zwangslagen, Abhängigkeiten, Unerfahrenheit, Unwissen, Unfähigkeit und Schwäche im Urteilsvermögen vieler Personen; diese werden zu Organlieferanten, ohne davon zu wissen oder sich wehren zu können.« ◆

KOLUMNE VON MAHINTHA NITHYANANTHAN

Ehre jeden Mensch

Was bedeutet aus tamilisch-hinduistischer Sicht Toleranz? Wie wird diese in der Schweiz ausgeübt? Toleranz bedeutet für mich als tamilische Hindu, Andersdenkende und Andersgläubige zu respektieren und zu akzeptieren. Diese Auffassung wird durch eine der wichtigsten Werte, dessen Wurzel im Hinduismus liegt, untermauert: Ehre jeden Menschen. Denn aus einer hinduistischen Sicht betrachtet ist die menschliche Seele von Gott entsprungen.

So trägt der Mensch auch den Gott und somit Gutes in sich. Die Menschen können unterschiedliche Geschlechter haben oder einer anderen Glaubensrichtung angehören und mögen anders ihre religiösen Pflichten ausüben. Schlussendlich aber glauben alle. So meine Überzeugung, an eine höhere Macht. Nur wird diese unterschiedlich genannt: »Ekam sad viprā bahudhā vadanti« (Rgveda 1.164.46). Wie die Redewendung »viele Wege führen nach Rom« deutlich macht, erreicht man gemäss hinduistischer Denkweise auf unterschiedlichen Wegen das Ziel, beziehungsweise die einzige Wahrheit: »Ekam sad anekā panthā.«

So gibt es meiner Meinung nach nicht *den* Hinduismus. Es gibt verschiedene Strömungen innerhalb der Religionen, die friedlich miteinander leben. Jede Person kann die Religion innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen so ausleben, wie er oder sie es möchte. Diese tolerante Art der Ausübung führt dazu, dass der Hinduismus von Aussenstehenden als friedliche und für die Gesellschaft bereichernde Religion wahrgenommen wird.

Die Toleranz, insbesondere die religiöse Toleranz leben die tamilischen Hindus in der Schweiz auf verschiedene Weisen aus. Sehr viele haben auf ihrem Hausaltar nicht nur hinduistische Gottheiten aufgestellt, sondern auch Statuen von Maria, Jesus oder Buddha. Christliche Kirchen wie Maria Einsiedeln in Einsiedeln oder Mariastein in Metzerlen im Kanton Solothurn sind Orte, die von tamilischen Hindus zu Weihnachten und Neujahr rege besucht werden. Gott ist für sie überall gegenwärtig.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

So wie die tamilischen Hindus andere religiöse Stätten besuchen, heissen sie auch andere in ihrem Tempel herzlich willkommen. Es werden auch häufig Führungen für Interessierte und Schulklassen in hinduistischen Tempeln angeboten. Das gegenseitige Besuchen und Kennenlernen sehe ich wiederum als Zeichen der religiösen Toleranz. Dies hilft sicherlich dabei, in der Gesellschaft existierende Vorurteile abzubauen.

Doch ein Kritikpunkt ist das Kastensystem, der aus meiner Sicht viele tolerante und positive Aspekte der hinduistischen Tradition überschattet. Das Kastensystem ist eine vertikale, ungleiche, soziale Stratifizierung, eine soziale Hierarchie, in die die Mitglieder hineingeboren werden. Jedes Mitglied dieser Kaste hat eine bestimmte soziale Aufgabe, wie es in einer der heiligen Schriften des Hinduismus, im Rgveda steht.

Diese intolerante Sozialordnung wurde bereits offiziell in den Ursprungsländern verboten. Dennoch und trotzdem existiert sie in den Köpfen vieler Hindus. Dies macht sich vor allem bei der Heiratsfrage bemerkbar. Die Befürworter*innen der Kastenordnung beziehen sich auch im heutigen Zeitalter noch auf die Textpassagen im Rgveda und suchen ihre passenden Heiratspartner innerhalb der eigenen Kaste.

Das Kastensystem passt somit meiner Meinung nach nicht in das tolerante Bild des Hinduismus. Dennoch kann man aber abschliessend sagen, im Grossen und Ganzen verfolgt die hinduistische Religion ein friedliches und tolerantes Zusammenleben.

Folgender Ausdruck aus dem heiligen Mahā Upanisad »Vasudhaiva Kutumbakam« unterstreicht diese Toleranz, was nichts anderes bedeutet, als dass die ganze Welt eine Familie ist. Egal ob Frau, Mann, Hindu, Christ, Jude oder Moslem, es spielt im Grunde genommen keine Rolle. Jeder Mensch verfolgt auf seine Art und Weise das Ziel, den einzig wahren, den Gott, zu erreichen. ◆

FOTO: ZVG

Mahintha Nithyananthan ist Ethnologin. Die Tamilin ist in der Schweiz geboren und praktizierende Hindu.

Für die Rubrik **WertLOS** lost die Redaktion einen Wert aus, der in den Religionen wichtig ist, und beauftragt einen Autor*in

Mehr digitale Gerechtigkeit mit Commons und Blockchains

Mit Blockchain-Technolgie und Commons das Gemeinwohl und Innovationen fördern? Neue Modelle eröffnen Perspektiven auf dem Weg zur Digitalisierung, die Entwicklungen hin zu gerechterer Verteilung von Wissen und Macht ermöglichen

Von Darius Meier

Stellen Gemeingüter einen Mittelweg zwischen Markt und Staat, Kapitalismus und Staatssozialismus dar? Ja, finden Silke Helfrich und David Bollier, die Autoren von »Frei, fair und lebendig – Die Macht der Commons«. Als dritter Weg könne eine erweiterte Anwendung des Commons-Konzepts Güter fairer verteilen, gerade im digitalen Zeitalter, in dem die Debatte um das so genannte geistige Eigentum eine immer wichtigere Rolle spielt. Dies gewinnt auch in Anbetracht der neuen politischen und ökonomischen Machtverhältnisse mit allwissenden Tech-Konzernen an Bedeutung. Der ungebremste Datenhunger und ethisch fragwürdige Konzepte von Datenspeicherung rufen nach neuen Ansätzen, ganz besonders wenn es um die Handhabung von geistigen Inhalten und Ideen geht.

Ansatz mit Tradition

Doch was charakterisiert Commons eigentlich? Grundsätzlich beschreiben sie vergemeinschaftete Güter, welche allen gehören und jedem abwechselnd zukommen. Ein bekanntes Beispiel sind Allmenden, welche früher in Gemeinden verbreitet waren und Bauern abwechslungsweise landwirtschaftlich betreiben durften. Der Begriff selbst setzt sich zusammen aus dem lateinischen cum (mit) und munus (Pflicht/Aufgabe oder Gabe). Commons basieren in der Regel auf Selbstorganisation und orientieren sich am Bedürfnis des gemeinsamen Nutzens ohne exklusive Nutzungsrechte.

Ein Beispiel davon ist auf der neuen 100-Franken-Note abgebildet, ein Bewässerung-System im Wallis, das schon seit Jahrhunderten kollektiv und kooperativ betrieben und genutzt wird. Kein Beispiel eines Commons sind hingegen sogenannte «Sharing Economy»-Konzepte wie Airbnb oder Uber. Diese stellen keine Vergemeinschaftung dar, da eine Teilung des ökonomischen Gewinns und gemeinsames Weiterentwickeln nicht vorgesehen sind. Denn es geht lediglich darum, private Infrastruktur «zu Markte zu tragen»; das bringt wohl den Anbietern vor Ort ein kleines Entgelt, doch streichen die einzelnen Investoren solcher »Innovationen« die Rendite ein.

FOTO: WWW.ANZEREETOURISMUE

Wallis. Die Bergwasserleitung in Anzére auf der Hunderter-Note: Beispiel für kollektive Nuzung

Auch wenn Sharing darauf steht, ist nichts von Sharing drin.

Die Vorstellung von einem Eigentum an Ideen entstand vor etwa 250 Jahren mit der zunehmenden Verbreitung des Buchdrucks. Die neuen Gesetzgebungen im angelsächsischen Raum stossen jedoch im digitalen Zeitalter an ihre Grenzen. Dies vor allem, wenn beabsichtigt wird, Werke mit der Absicht zu verbreiten, dass die Leute sie gemäss ihren Bedürfnissen oder zu ihrem Nutzen anpassen können. Die klassische Form des Urheberrechtes macht es schwierig, eine solche Vergemeinschaftung vorzunehmen, da der Zweck eines Werkes und die Kräfteverhältnisse zwischen den involvierten Parteien (Künstlerinnen, Autoren, Verlage, Firmen etc.) gleich zu Beginn strikt geregelt werden.

Entwicklungsstopps verhindern

Ein interessantes Beispiel für eine praktische Anwendung des Commons-Modells auf das Streitthema geistiges Eigentum sind sogenannte Creative-Commons-Lizenzen. Bei diesem Ansatz verfügen Urheberrechtsinhaber über einfache sowie standardisierte Optionen, die Weitergabe und Nutzung ihres Werkes explizit erlauben. Beispielsweise können in diesem Zusammenhang von anderen Autorinnen und Autoren abgeleitete Versionen verfasst werden, sei dies zum Übersetzungszweck oder als Zusammenfassung von Lehrmaterialien. Auch kann die Urheberrechtsinhaberin oder der Urheberrechtsinhaber entscheiden, ob das Werk kopiert und ausgestellt werden kann oder zur Wiedernutzung verändert werden darf.

Eine weitere mögliche Komponente ist die »Share Alike«-Bestimmung, bei welcher keine weiteren Personen das Urheberrecht erlangen können. Damit wird sichergestellt, dass es keine Privatisierung des Gutes gibt. In diesem Zusammenhang bie-

Digitale Bilder. Blockchain-basierte Non-Fungible Tokens (NFTs) oder Creative-Commons-Lizenzen fördern Weiternutzung und sichern Urheberrechte

ten diese Lizenzen mehr Freiheiten als das klassische Urheberrecht.

»Der Creative-Commons-Ansatz verhilft meinen Ideen, sich zu entwickeln und der Gesellschaft weiterzuhelfen. Das klassische Urheberrecht hat mich immer gestört, weil damit gewissermassen sogleich ein Entwicklungsstopp verhängt wird«, sagt Fred Frohofer, Vorstandsmitglied des Vereins *Neustart Schweiz*. Der Verein setzt sich für eine nachhaltige Nachbarschaftsstruktur nach der Commons-Idee ein. Wie die Wirtschaftsnobelpreisträgerin Elinor Ostrom aufgezeigt hat, kann gemeinschaftliches Eigentum von Nutzerorganisationen unter Einhaltung der von ihr in ausgedehnten Feldforschungen identifizierten Commons-Designprinzipien erfolgreich verwaltet und weiterentwickelt werden. Dies versucht der Verein zu fördern und zu leben. Als Hobby-Fotograf hat Fred Frohofer schon verschiedene Bilder publiziert, bei welchen er aus gesellschaftlicher Sicht froh war, dass jemand diese weiterentwickelt und -verwendet hat.

Blockchain als digitales Grundbuch

Der Commons-Ansatz kennt oftmals ein Trittbrettfahrerproblem, sodass es schwierig ist nachzuweisen, wer ein bestimmtes Gut wie verwendet hat. Hierbei hilft ein neuer Ansatz zur Verbreitung von digitalen Werken, welcher zurzeit im Bereich der Blockchain-Technologie aufkommt, sogenannte Non-Fungible Tokens (NFTs). Dabei lädt der Autor ein Werk auf eine Plattform, das dann auf der Blockchain, ähnlich einem Grundbuch, eingetragen wird. Die Nutzung und Verwendung dieses Gutes kann so kontrolliert und überprüft werden, da sämtliche Aktivitäten auf der Blockchain hinterlegt werden. Dies kann gemeinsames Entwickeln und Nutzen begünstigen, da die absolute Transparenz der Aktivitäten dank Blockchain vertrauensfördernd wirkt.

Auch weitere Vorteile dieser Technologie kommen zur Anwendung: Sicherheit der Werke und globale Zugriffsmöglichkeiten. John Orthwein, Blockchain-Verantwortlicher des iAM *Innovation Labs*, meint dazu: »Bei NFTs geht es darum, dass Autoren und Künstlerinnen Anerkennung für ihre Arbeit erhalten. Im Vordergrund steht, die Nutzung zu fördern, ohne dass die ursprüngliche Autorin oder Künstlerin leer ausgeht.«

Ein Beispiel im Kunstbereich ist die Plattform *opensea.io*, auf der digitale Kunstwerke gehandelt werden. Somit können digitale Bilder oder Grafiken einfach und unter Einbezug der Vorteile der Blockchain-Technologie verbreitet werden. Für Künstlerinnen und Autoren hat dieser Ansatz den Vorteil, dass sie ihre Werke vor Copyright-Verletzungen schützen können, ohne dadurch in Abhängigkeit von Verlagen, Managerinnen oder Agenten zu geraten. Nichtsdestotrotz steckt der Einsatz von NFTs aktuell noch in den Kinderschuhen. Inwiefern sie auch als Commons-Anwendung tauglich sind, wird sich langfristig herauskristallisieren.

Die erwähnten Ansätze machen jedoch deutlich, dass bereits neue Möglichkeiten existieren, die das klassische Modell des geistigen Eigentums überdenken und im Rahmen der Digitalisierung neue Wege ergründen. Die Idee der Commons mit dem Beispiel der Creative-Commons-Lizenzen sieht vor allem die Weiternutzung oder -entwicklung von digitalen Werken als essenziell. Die Blockchain-Technologie kann mit Non-Fungible-Tokens (NFTs) den Ansatz bei fehlendem Vertrauen ergänzen. In welcher Weise Inhalte dereinst die breite Masse erreichen, bleibt abzuwarten. ◆

Hinweis: Silke Helfrich und David Bollier: Frei, fair und lebendig. Die Macht der Commons. transcript Verlag, Bielefeld 2019

Inserat

«Persönliches Vorsorgedossier» von Dialog Ethik

Entscheiden Sie selber, bevor andere es für Sie tun müssen

www.dialog-ethik.ch

Kleininserat

Sie möchten Ihr Ferienchalet vermieten?
Sie wollen für Ihre Kurse werben?
Sie suchen eine Bekanntschaft?
Eine Partnerin? Oder, oder, oder …
Geben Sie jetzt Ihr Kleininserat auf
Preise Bei privaten Anbietern kostet die Zeile à 30 Zeichen Fr. 11.20. Bei gewerblichen Anbietern kostet die Zeile Fr. 12.30. Bei Chiffre kommen Fr. 25.– Chiffregebühr hinzu.
Texte für Zeilen-Inserate Bitte senden Sie Ihren Text für Ihr Zeilen-Inserat an wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Annahmeschluss: 20. Juli 2021

Wir suchen eine/n **Mitbewohner/in für unsere spirituelle WG**, die den Kern des Zen Zentrum Offener Kreis Luzern bildet. Wir praktizieren täglich Zazen und pflegen wöchentlich einen spirituellen Austausch. Aufgaben und Verantwortung werden partnerschaftlich geteilt. Für den Lebensunterhalt sorgt jede/r selbst. Wir freuen uns über die Kontaktaufnahme auf info@zenzentrum-offenerkreis.ch, +41 41 371 11 94.

Vielfalt der Frauen berücksichtigen

Fürwahr, Musliminnen haben es in der Schweiz und anderswo nicht leicht. Doch eine neue alte Vision des Feminismus eröffnet Bündnis-Perspektiven im Engagement auch gegen antiislamischen Rassismus. Das lässt hoffen

Von Meral Kaya

Ne me liberez pas – je m'en charge« – »Befreit mich nicht – darum kümmere ich mich selbst«. Dieses Bild (s. Foto) zeigt ein Mitglied der Gruppe *Foulards Violets* (Lila Kopftücher), die 2019 am Frauenstreik in Genf teilgenommen hat. Die Gruppe hat sich nach der Annahme des Genfer Laïzitätsgesetzes gegründet. Gemäss diesem im Februar 2019 angenommenen Gesetz dürfen Staatsangestellte und Politiker*innen keine Zeichen der Religionszugehörigkeit wie beispielsweise Kopftücher mehr tragen.

Advokatin Meriam Mastour wertet dieses Laïzitätsgesetz eindeutig als ein diskriminierendes Gesetz: »Für uns war es ein Schock, das Kopftuch tragende Frauen in Genf aus dem Parlament, der Regierung, der Arbeitswelt und dem öffentlichen Raum ausgeschlossen werden können. Wir Frauen haben bereits genug Diskriminierungen, die wir angehen müssen. Und jetzt das: Aufgrund unserer Identität als Musliminnen kann man uns einen Teil unserer Grundrechte entziehen.«

In den vergangenen Debatten – Minarettinitiative, Laïzitätsgesetz und Verhüllungsinitiative – hat sich gezeigt, dass es Muslim*innen in der Schweiz nicht leicht haben: Das Bild über sie ist kolonial geprägt und bedient sich eines antimuslimischen Rassismus. Die Arbeit von Edward Said scheint deshalb aktueller denn je: In seinem Werk »Orientalismus« zeigt er auf, wie das Bild eines sogenannten Orients als archaisch und unterlegen konstruiert wurde, um in einem Umkehreffekt den christlichen Okzident als modern und fortschrittlich darzustellen.

FOTO: ZVG

Antimuslimischer Rassismus. Ein Mitglied des Kollektivs »Foulards Violet« demonstriert gegen das Genfer Laïzitätsgesetz, das Musliminnen verbietet, im öffentlichen Raum ein Kopftuch zu tragen

Belastendes koloniales Erbe

Dabei spielte die Darstellung des Islams eine wichtige Rolle und diente dem gewaltvollen kolonialen Treiben als Berechtigung: Durch die zivilisatorischen Eingriffe sollten die muslimischen Frauen von ihren muslimischen Männern emanzipiert und befreit werden, so das konstruierte Denkmuster, das sich in vielen westlichen Köpfen fest eingenistet hat. Wer sich dieses koloniale Erbe vor Augen hält, den überrascht es nicht, dass in der breiten Öffentlichkeit Muslimisch- und Feministisch-Sein als ein Ding des Unmöglichen angesehen wird. In dieser Annahme wird einerseits muslimischen Frauen jegliche Selbstbestimmung abgesprochen und gleichzeitig dem Islam nicht zugestanden, Teil von Emanzipationsprozessen zu sein. Zudem wird deutlich, dass sich der Mainstreamfeminismus, also jener, den wir in der Öffentlichkeit wahrnehmen, gerne gegen den Islam ausspricht.

Es trifft zu: *Den* muslimischen Feminismus gibt es nicht, genauso wenig wie es *den* Feminismus überhaupt gibt. Feminismen äussern sich auf unterschiedlichste Art und Weise: Manche Personen bezeichnen sich als feministisch, anderen gefällt diese Benennung nicht. Einige sind aktivistisch engagiert, viele geben ihren Idealen auf individueller Ebene Ausdruck. Darum lohnt es, einen dekolonialen Feminismus näher zu betrachten. Darunter ist ein Feminismus, zu verstehen, der nicht nur einen bestimmten Lebensstil als befreit und emanzipiert ansieht, sondern auch marginalisierte, an den Rand gedrängte Gruppen und religiöse Minderheiten nicht ausschliesst.

Für Asylrechtsexpertin Meriam Mastour war klar, dass das Engagement der *Foulards Violets* auch nach der Annahme des Laïzitätsgesetzes weiter gehen werde: »Wir haben unser Engagement seit 2019 weitergeführt und engagieren uns jetzt gegen die Anti-Burka-Initiative. Obwohl kein Mitglied unseres Kollektivs eine Burka trägt, sind wir dennoch alle von der Initiative betroffen: Denn diese Initiative vereint Sexismus, Rassismus und Islamophobie.«

Hannan Salamat, die als Religionswissenschaftlerin die Fachleitung Islam am *Zür-*

cher Institut für Interreligiösen Dialog inne hat, unterscheidet zwischen privatem und beruflichem Engagement: »Ich engagiere mich als Frau, als Feministin, nicht als Muslimin.« Aufgrund ihres Privilegienbewusstseins sieht sie sich einer gewissen Verantwortung verpflichtet, sich sozial zu engagieren. Beruflich veranstaltet sie Seminare zum Thema islamische Feminismen, um deutlich zu machen, »dass es mehr gibt als den dominanten weissen Feminismus.« Sie sei zwar ein religiöser Mensch, müsse aber nicht alles religiös begründen.

Geschlechtergerechte Koranexegese mehr fördern

Ähnlich geht es Rifa'at Lenzin, Islamwissenschaftlerin und Präsidentin der *Interreligiösen Arbeitsgemeinschaft der Schweiz* IRAS-COTIS: »Mein Einsatz für Gleichberechtigung und Frauenrechte ist in erster Linie motiviert durch mein Unrechtsempfinden. Da die Schlechterstellung der Frau häufig mit religiösen Argumenten begründet wird, war es für mich als religiösen Menschen wichtig, meine Religion auf die Stichhaltigkeit dieser Argumente zu hinterfragen. Die Beschäftigung mit einer Theologie aus Frauenperspektive ist die logische Konsequenz davon.«

Und für die Publizistin Kübra Gümüşay (s. *aufbruch* Nr. 248, S. 60) steht fest: »Eine geschlechtergerechte Koranexegese ist nicht nur möglich, sondern wird auch seit Jahrhunderten praktiziert – wenn auch noch immer ungenügend. Aber genau diese sollte gefördert werden, statt immer wieder muslimischen Frauen grundsätzlich jegliche Selbstbestimmung abzusprechen.«

FOTO: ISTOCK

»Es gibt mehr als den dominanten weissen Feminismus«, betont Hannan Salamat

In meiner Forschungsarbeit zu antimuslimischen Rassismus, in dessen Rahmen ich Interviews mit muslimisch markierten Personen führe, bin ich mehrmals diesem Sachverhalt begegnet: Viele der interviewten Personen verspüren einen gewissen Druck, sich zu gewissen Themen als Muslim*innen äussern zu müssen. Dadurch werden sie auf ihr vermeintliches Muslimisch-Sein reduziert. Der Wunsch, sich nicht vereinnahmen zu lassen, ist dabei bei allen gross.

Eine Interviewpartnerin, die ab und an in der medialen Öffentlichkeit steht, wehrt sich zum Beispiel dagegen, ihre Spiritualität preiszugeben: »Ich habe keine Lust, das positive Beispiel zu sein. Mich ärgert es, dass Leute tatsächlich wirklich immer noch ein positives Beispiel brauchen für eine Muslima, die nicht unterdrückt ist, und die nicht die Sharia in der Schweiz umsetzen möchte. Und es verletzt mich, dass ich mich dafür hergeben soll.« Ähnlich erging es einer anderen Forschungsteilnehmerin: »Man hat mich an meiner Geschäftsadresse angeschrieben, aber ich bin nicht als Fachperson angeschrieben worden, sondern, wie ich das als Muslimin sehen würde. Dann habe ich auch höflich reagiert und gesagt, wenn Sie an einer qualifizierten rassismuskritischen Auseinandersetzung interessiert sind, gerne, aber ich als Muslimin nehme dazu nicht Stellung.«

Auch das passt in das koloniale Erbe: Dadurch, dass diese Frauen Akteur*innen ihrer eigenen Geschichte sind, verlagern und irritieren sie die sozialen Repräsentationen und Stereotypen, die normalerweise über sie herrschen. Das hat zur Folge, dass sie regelmässig auf ihr Muslimisch-Sein angesprochen werden und aufgefordert werden, sich diesbezüglich zu verhalten.

Für Hanane Karimi, französische Soziologin und feministische Aktivistin, ist klar: Die Verbindung zur Kolonialgeschichte, zum herrschenden Denken und zum Feminismus, der in Frankreich im Wesentlichen von bürgerlichen und weissen Frauen getragen wird, müsse sichtbar gemacht werden. Die dekoloniale Vision des Feminismus zwinge uns, die Vielfalt der Frauen zu berücksichtigen.

Feminismen rücken zusammen

Dies gilt auch für die Schweiz. Und laut Inès El-Shikh, Mitglied der *Foulards Violets*, sei diese Vision gar nicht so weit entfernt. Nach der Annahme der Verhüllungsinitiative im letzten März zeigt sie sich kämpferischer denn je: »Wir haben mehr gewonnen als verloren.« Davon zeuge das knappe Resultat. Zudem habe sich im Verlauf der Kampagne gegen die Initiative ein Bündnis mit einem Teil des Mainstreamfeminismus etabliert, in welchem der Kampf gegen den antimuslimischen Rassismus in der Schweiz gemeinsam geführt wurde. Das kann nur optimistisch stimmen. ◆

> »Ich veranstalte Seminare zu islamische Feminismen, um deutlich zu machen, dass es mehr gibt als den dominaten weissen Feminismus
>
> **Hannan Salamat**

Inserat

➤ **Der Tod und die Religionen.** Das Zürcher Forum der Religionen widmet sich von Juni bis September 2021 im Veranstaltungszyklus »Lebensstationen« in fünf Anlässen dem Thema »Lebensende«. An fünf Abenden werden Zürcher Friedhöfe besucht, um einen Einblick in Tod und Sterben, Jenseitsvorstellungen und Bestattungsrituale im Buddhismus, Christentum, Hinduismus, Islam und Judentum zu erhalten. Den Auftakt der Veranstaltungsreihe bildet das interreligiöse Online-Podiumsgespräch »Der Tod und die Religionen« im Rahmen des Festivals »Hallo, Tod!«. 27. Mai 2021 19.30 Uhr, online. www.forum-der-religionen.ch.

➤ **Reibungsgewinne – Was Religionen aus den Zumutungen der Moderne machen.** Die Moderne stellt viele Religionen vor grundlegende Herausforderungen und Zumutungen, bietet aber gleichzeitig auch Chancen der Erneuerung und Profilschärfung. Die Tagung »Reibungsgewinne – Was Religionen aus den Zumutungen der Moderne machen« findet im Rahmen der Ringvorlesung »Zwischen Erneuerung und Widerstand – Reaktionen von Religionen auf moderne Zeiten« statt. 27. Mai 2021. Ort und Zeit werden noch bekannt gegeben. www.unilu.ch/agenda.

➤ **Interreligiöses Friedensgebet.** »Vom Göttlichen berührt« – unter diesem Motto begegnen sich Angehörige verschiedener Religionen zu Gebet, Gesang und Kerzenlicht. Das interreligiöse Friedensgebet findet im Rahmen der Woche der Religionen in der Kapuzinerkirche statt. 29. Mai 2021 um 19.00. www.religionen-im-dialog.ch

➤ **Via Egnatia.** Das Jüdische Museum und Via Egnatia laden zu einer musikalischen Reise in den Westbalkan ein. Die Live-Klangperformance Via Egnatia ist im Jüdischen Museum in der Kornhausgasse 8 in Basel zu Gast. Die Literaturpreisträgerin Dragica Rajči'c spielt die Rolle einer beobachtenden Chronistin. Die Tour führt an weitere Orte in der Schweiz. 30. Mai 2021 von 14 .00 bis 17.00 Uhr im Jüdischen Museum Basel. Infos unter www.viaegnatia.ch

➤ **Youth Summit Mission 21.** Wie geht es dir? Und wie geht es mir? Unter dem Slogan »Yes, we care!« setzen sich Jugendliche an einer Online-Veranstlung der Mission 21 mit dem eigenen psychischen, seelischen und körperlichen Wohlbefinden inmitten der Pandemie und darüber hinaus auseinander. Am digitalen Youth Summit diskutieren junge Erwachsene aus der Schweiz und den Partnerländern von Mission 21, tauschen sich in Workshops aus und erhalten kurze fachliche Inputs. Da Jugendliche aus allen Kulturen angesprochen sind, wird die Veranstaltung in Englisch durchgeführt. Der Besuch des Youth Summits ist kostenlos. 5. Juni ab 11.00 Uhr. Der Zugangslink folgt nach der Anmeldung, spätestens aber eine Woche vor dem Anlass.
Anmeldung: young@mission-21.org

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Iras Cotis lanciert Onlineplattform religion.ch

FOTO ZVG

Das interkulturelle und interreligiöse Zusammenleben spielt in unserer Gesellschaft eine immer wichtigere Rolle. Wo unterschiedliche Sprachen, Kulturen und Wertevorstellungen aufeinandertreffen, gibt es Reibungsflächen, die sich in positivem wie auch negativem Sinne auswirken können. Um den interreligiösen Dialog und das gegenseitige Verständnis zu fördern, möchte die *Interreligiöse Arbeitsgemeinschaft der Schweiz* IRAS COTIS ab kommendem Sommer die Onlineplattform *religion.ch* aufschalten. Die Idee dabei ist, Informationen und Inputs zu den Religionen und dem interreligiösem Zusammenleben zur Verfügung zu stellen. Geplant sind Reportagen in Textform oder als Video sowie Blogs, Hintergründe und Podcasts zu relevanten religiösen Themen. Für die Inhalte werden unterschiedliche Fachpersonen sowie religiös oder säkular ausgerichtete Menschen Beiträge leisten. Zudem ist geplant, dass Studierende der Religionswissenschaften an der Uni Zürich Beiträge liefern. Die thematische Herangehensweise wird sowohl aus der Innen- als auch Aussenperspektive erfolgen. Zentral dabei soll die persönliche Sicht der Autorin oder des Autors sein. Vorgesehen ist, für einen bis zwei Monat/e jeweils einen thematischen Schwerpunkt zu setzen. Als Startschuss wird im Juli das Thema »Ökologie und Klimaschutz« im Zentrum stehen. Dazu sind bereits Veranstaltungen geplant. Weitere Schwerpunkte werden folgen.

Stephanie Weiss

Moderatorin Amira Hafner-Al Jabaji verlässt SRF

Amira Hafner-Al Jabaji hat ihre Tätigkeit als Moderatorin der »Sternstunde Religion« beim Medienunternehmen SRF beendet. Die Islam- und Medienwissenschaftlerin verlässt das Unternehmen nach sechs Jahren auf eigenen Wunsch, da sie sich künftig vermehrt interreligiösen Projekten widmen möchte. Mit Hafner verliert SRF eine äusserst kompetente, scharfsinnige und umsichtige Islam-Expertin, die sich nicht zu schade war, bei Bedarf auch Kritik zu äussern. In einem Communiqué lässt das Medienunternehmen mit Service-public-Auftrag verlauten, dass man das Team der Fachredaktion wieder verstärken wolle, da die vielfältigen Fragen rund um das interreligiöse und interkulturelle Zusammenleben im Angebot von SRF wichtig blieben.

Amira Hafner-Al Jabaji lässt indes verlauten, dass sie es als Privileg erachtet habe, die »Sternstunde Religion« moderieren zu dürfen. »Und es erfüllt mich mit grosser Zufriedenheit, (m)einen Beitrag zum hohen Qualitätsanspruch der ›Sternstunde Religion‹ geleistet zu haben. Meinem langjährigen Engagement für die Verständigung zwischen Religionen und Kulturen bleibe ich auch in Zukunft treu.« Hafner möchte sich künftig auf vielfältige Art und Weise für die Förderung des interreligiösen Dialogs engagieren. Als Vorstandsmitglied des *Interreligiösen Think-Tank* tut sie dies schon seit längerem.

Stephanie Weiss

FOTO: SRF/OSCAR ALESSIO

Amira Hafner-Al Jabaji war langjährige Moderatorin bei SRF »Sternstunde Religion«

Jüdische Fluchtwege

FOTO: ISTOCK

Dem Schlimmsten entfliehen

Als sich 1938 schwarze Wolken am Himmel über Europa zusammenzogen und der sogenannte »Anschluss«, also die Eingliederung Österreichs in das nationalsozialistische Deutsche Reich Realität wurde, flüchteten viele jüdische Menschen über die Grenze bei Hohenems in die Schweiz. Mit der Einwanderung in die neutrale Eidgenossenschaft erhofften die Geflüchteten, den Gräueln des Nationalsozialismus zu entkommen. Anfänglich wanderten sie legal ein, bald erfolgte die Flucht in die Schweiz jedoch illegal. Aus heutiger Sicht ist kaum vorstellbar, was diese Familien durchmachten und von welchen Ängsten sie verfolgt wurden.

Ein historischer Spaziergang durch Hohenems über die Schweizer Grenze beim Alten Rhein und über die Paul-Grüninger-Brücke mit Peter Bollag und Tabitha Walther folgt den Spuren all der geflüchteten Juden und Jüdinnen, die diesen Schritt wagten. Mit dazu gehört ein Besuch des *Jüdischen Museums Hohenems*, das seit 1992 über die Geschichte der lokalen jüdischen Gemeinde vom Mittelalter bis heute berichtet. Dieser historische Spaziergang wird vom ZIID *Zürcher Institut für interreligiösen Dialog* organisiert und findet am Samstag, 30. Mai 2021 von 11.30–17.00 Uhr statt.

Ort des Treffpunkts ist der Bahnhof Hohenems. Anmeldung unter www.ziid.ch oder per Email an info@ziid.ch.

Stephanie Weiss

Knien, Tanzen, Pilgern, Fliehen

Jede Religion hat ihre eigenen Bewegungen. Während bei den einen der Tanz eine wichtige Rolle spielt, wandern andere Religionszugehörige über weite Strecken auf Pilgerpfaden. Wie sich Religionen im Raum bewegen, beschreibt der Dokumentarfilm »Common Roads« von Tommi Mendel. Der Religionswissenschaftler, Ethnologe mit dem Spezialgebiet der Visuellen Anthropologie und Filmemacher bricht mit seinem Werk mit gängigen Klischees von frommen Pilgern und abenteuerlustigen Globetrottern. Auf dem spanischen Jakobsweg und auf den Backpacker-Pfaden durch Thailand, Kambodscha und Laos begleitete er je eine junge Frau mit der Kamera über einen Zeitraum von drei Jahren. Dabei entstehen erstaunliche Parallelen zwischen den gemeinhin als unterschiedlich aufgefassten Reisearten. Am 25. Mai 2021 können Interessierte von 18.30–20.30 Uhr den Film anschauen. Wer möchte, kann sich den Film zu Hause am Computer über einen Link zu Gemüte führen. Das *Haus der Religionen* zeigt zudem eine etwas kürzere Version vor Ort. Anschliessend findet ein Gespräch mit dem Regisseur statt. Details unter haus-der-religionen.ch.

Stephanie Weiss

FOTO: ZVG

Pilgern und Wandern über weite Strecken kann befreiend wirken

Milch & Honig

PFUSCHI-CARTOON

… verschiffen wir fassweise nach Übersee an die Adresse des US-Präsidenten Joe Biden. Dieser bezog Ende April Stellung zum Massaker in Armenien während des Ersten Weltkrieges. Anlässlich des Gedenktag veröffentlichte das Weisse Haus folgende Meldung: »Das amerikanische Volk ehrt all jene Armenier, die in dem Völkermord, der heute vor 106 Jahren begann, umgekommen sind.« Somit anerkennt die USA offiziell den Genozid an den Armenier*innen. Mit diesem Statement löste Biden ein Wahlversprechen ein und nahm dafür bewusst Spannungen mit dem türkischen Präsidenten Erdogan in Kauf. Die Kritik liess nicht lange auf sich warten. Die Türkei bestellte umgehend den US-Botschafter in Ankara ein, um ihr Missfallen an Bidens Aussage zu betonen. Thumbs up, Mister President!

Frösche & Heuschrecken

PFUSCHI-CARTOON

… schicken wir den Verantwortlichen der *Schweizerischen Nationalbank* SNB, weil diese ihre klimapolitische Verantwortung bis heute nicht wahrnimmt. An der Online-Generalversammlung Ende April erklärte sie auf eine entsprechende Frage, dass sie sich am »internationalen Erfahrungsaustausch« im Rahmen eines Netzwerks von Zentralbanken beteilige. Konkrete Massnahmen in Richtung einer klimafreundlichen Strategie ist weit und breit nichts zu erkennen. Die beiden Hilfswerke *Brot für alle* und *Fastenopfer* übergaben daraufhin der Nationalbank eine von 14 000 Personen unterzeichnete Petition, mir der sie die SNB zum Ausstieg aus Investitionen in fossile Energien aufforderten. Es ist höchste Zeit, verantwortungsvoll zu handeln!

KOLUMNE VON YUSUF YEŞILÖZ

Nelkenblatt

Luzia lehnte sich mit einer Tasse Kaffee in der Hand an die marmorne Küchenablage.

»Mama, Pina hat gute Referenzen. Frau Stalder lobt sie in höchsten Tönen«, sagte sie und betonte die letzten beiden Wörter etwas überdeutlich.

Ihre Mutter Elsa sass am runden, lackierten Tisch. Luzia setzte sich zu ihr und stellte die Tasse auf einen Untersatz neben der vollen Wasserkaraffe.

Pina stand unsicher da. Die Vermittlerin hatte ihr gesagt, vielleicht würden es sechs Monate, vielleicht aber auch nur ein paar Tage sein, man wisse ja nicht, wie lange die zu betagte Frau noch lebe.

»Wer ist Frau Stalder?«, fragte Elsa Gubler mit leiser Stimme. Ihr Blick war auf Pina gerichtet.

»Das ist die Frau, die Pina für uns gefunden hat. Mama, weisst du das nicht mehr? Frau Stalder hat dich vor drei Wochen in der Klinik besucht. Sie schreibt, dass sie für dich eine sehr kompetente und vertrauenswürdige und vor allem liebenswürdige Person gefunden hat. Soll ich es dir vorlesen?«

»Ach so, diese Frau …«

»Soll ich dir zwei, drei Sätze über Pina vorlesen, Mama?«

»Warum willst du mir die vorlesen? Muss das unbedingt sein?«

»Überhaupt nicht, Mama. Aber du warst ja sehr skeptisch, dich von einer fremden Person pflegen zu lassen.«

»Ich wollte meine Selbständigkeit in meinen vier Wänden nicht aus der Hand geben, Luzia. Das war der Grund meiner Ablehnung. Nicht, weil ich mich nicht mit einer Betreuerin anfreunden wollte. Der nächste Schritt ist, dass ich gefüttert werde wie ein junger Vogel. Auch das kommt noch auf mich zu.«

Sie lachte über ihren eigenen Satz.

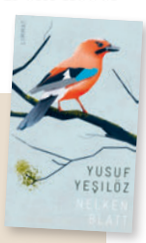
»Mit ihr anfreunden musst du dich nicht gerade, ihr müsst euch einfach verstehen. Das ist das Mindeste, was ich verlange. Es ging ja allein nicht mehr, Mama …«

Elsa schnitt ihr das Wort ab.

»Wir werden sehen. Ich bin sowieso im Warteraum des Todes, Luzia, weisst du, was in mir passiert?«

»Mama, wir wollen dich noch lange bei uns haben. Manuels Praktikum ist in sieben Wochen fertig. Dein lieber Enkel will dir noch von seinen Erfahrungen in Wien erzählen. Er ist dort glücklich.«

FOTO: CHRISTOPH BRUNNER/SRF



Yusuf Yeşilöz ist in einem kurdischen Dorf in Anatolien geboren und kam 1987 in die Schweiz. Die Kolumne des Schriftstellers ist ein Auszug seines druckfrischen Romans »Nelkenblatt«. Sein Roman »Hochzeitsflug« wurde 2020 unter dem Titel »Beyto« verfilmt.

»Bleibt er noch so lange dort?«

Luzia kam auf das Schreiben zurück.

»Mama, nach Frau Stalder hat Pina sehr gute Referenzen, sie passt gut zu dir, sie schreibt, dass Pina …«

»Nicht nötig, Luzia, nicht nötig, mir das Schreiben vorzulesen. Ich kann Pina ja nicht mehr zurückschicken. Es ist bereits entschieden, dass sie da bei mir ist. Ich und sie, wir zwei Schicksalsgenossinnen werden uns finden müssen. Lass mich ins Gesicht von Pina schauen. Mein erster Eindruck ist die beste Referenz.«

Luzia und Pina, die sich jetzt hinsetzte, aber etwas Abstand zum Tisch hielt, schauten einander an und lächelten.

»Hat diese Pina je einen Garten gehabt?«, fragte Elsa, während sie mit zittrigen Händen das Wasserglas aus Luzias Hand nahm.

Luzia lachte künstlich.

»Das weiss ich nicht, Mama. Das musst du sie selber fragen. Sie kann gut Deutsch, das war uns wichtig.«

Pina warf ein: »Ja, meine Mutter hatte im Dorf einen schönen, gepflegten Garten. Nachbarinnen sind oft vorbeigekommen, um ihn zu bewundern.«

Elsa trank einen Schluck Wasser, Luzia nahm ihr das Glas aus der zitternden Hand.

»Was hatte sie alles im Garten?«, fragte Elsa, während sie auf den Holztisch starrte.

»Ich erinnere mich an ihre viele Nelken. Lilien. Auch Sonnenblumen.«

»Weiss Pina, wie zerbrechlich Nelkenblätter sind?«

Pina schaute sie an und lächelte.

»Wie zerbrechlich sind sie? Sagen Sie es mir!«

»So zerbrechlich wie ein Herz.«

»Das ist die beste Referenz für Pina.«

Elsa streckte ihre Hand aus, nahm die rechte Hand ihrer Betreuerin zwischen ihre beiden und schaute ihr in die braunen Augen.

Elsa sprach leise, unklar, zu wem.

»Wäre Pina eine Böse, habe ich mir gestern gedacht, wäre sie nicht bereit, eine alte, schwache Frau zu pflegen.«

Luzia begleitete Elsa ins Bett. Pina schaute zu, wie die Tochter, die sie um die fünfzig schätzte, ihrer Mutter vorsichtig vom Rollstuhl half und sie ins Bett legte. Sie deckte sie halb zu, stellte mit einer Fernbedienung das Kopfende des Pflegebetts höher und legte ein dünnes Buch mit gelbem Umschlag auf ihren Schoss. Elsa hielt die Augen zu. Ihr breites, reifes Gesicht war bleich.

Als Luzia sie fragte, ob sie noch etwas brauche, öffnete sie kurz die Augen. Aber statt zu klagen, wie Pina erwartete, verlangte sie ihren Lippenstift und den ovalen Spiegel, der auf dem Nachttisch lag. Luzia hielt den Spiegel, Elsa legte mit zitternden Händen eine dünne Schicht auf. Ihre Lippen glänzten im Deckenlicht. Sie reichte den Lippenstift zurück und schloss die Augen. Pina nahm ihn ihr aus der Hand und begann, Elsa zu bewundern. ◆

FOTO: ZVG

Die Preisgekrönte

Selma Zoronjic hat eine Maturaarbeit über christliche Konvertitinnen zum Islam geschrieben, die mit dem Maturapreis der Uni Fribourg 2021 ausgezeichnet wird

Von Christian Urech

Die junge Frau, die diesen Sommer an der *Kantonsschule Alpenquai* in Luzern die Matura absolvieren wird, erhielt anfangs dieses Jahres vom Dekan der Theologischen Fakultät der Uni Fribourg die für sie völlig überraschende Nachricht, dass sie mit ihrer Arbeit »Der Glaube in meinem Herzen« einen Preis gewonnen hat. In dieser ungewöhnlichen Arbeit untersucht sie die Beweggründe von insgesamt neun Frauen, die vom Christentum zum Islam konvertiert sind.

Selma, deren Eltern aus Montenegro stammen, praktiziert momentan zusammen mit ihrer Familie den Ramadan. »Für mich bedeutet Ramadan neben dem Fasten vor allem die Erfahrung der Gemeinsamkeit.« Die Familie, die sechs Personen umfasst, esse normalerweise fast nie gemeinsam, da unter der Woche jede und jeder zu einer anderen Zeit das Haus verlasse und heimkomme. »Jetzt im Ramadan essen wir gemeinsam Frühstück und geniessen am Abend zusammen das Fastenbrechen: Das ist megaschön«, sagt Selma. Das Fasten sei zudem ein Übungsfeld, dass es ihr ermöglicht habe, sich zu disziplinieren. Auch fühle sie sich durch das Fasten körperlich und geistig gereinigt und habe danach viel mehr Energie.

Wie ist sie zum Thema ihrer Maturaarbeit gekommen? Es sei ihr von Anfang an klargewesen, dass sie ihre Arbeit zu einem Thema aus dem Islam schreiben wolle, weil es ihr ein Anliegen sei, sich mit ihrer eigenen Religion auseinanderzusetzen. »Meine Mutter wies mich auf einen Artikel in der *Migros-Zeitung* hin, in dem eine Familie porträtiert wurde, die vom Christentum zum Islam konvertierte. Ich war anfangs etwas skeptisch und dachte, ich kenne ja niemanden, auf den das zutrifft. Ich begann zu recherchieren, schrieb die islamischen Vereine in der Zentralschweiz an und erzählte in meinem Umfeld vom Projekt. Durch Tipps, die ich so erhielt, kam der Kontakt mit anfänglich dreizehn Frauen zustande, von denen letztlich neun mitmachten. Es waren alles christliche Frauen mit unterschiedlicher Gläubigkeit. Eine der Frauen hatte sogar schon im Kloster gelebt, während andere sich kaum mit dem Christentum auseinandergesetzt hatten.« Man müsse, meint Selma, zwischen dem Auslöser und dem eigentlichen Grund der Konversion unterscheiden. »Ich ging davon aus, dass die meisten konvertierten, weil sie einen muslimischen Partner hatten, und bei vielen mag das auch tatsächlich der Fall sein. Aber von den neun Frauen, die ich befragte, hatte keine einzige den Wechsel aus diesem Grund vollzogen. Sie konvertierten wirklich aus religiösen Gründen.« Einige der von Selma befragten Frauen wussten bei der Konvertierung wenig über den Islam. Sie kannten das islamische Gottesbild und hatten vielleicht schon von den fünf Säulen gehört. Sie liessen sich mehr oder weniger spontan auf den neuen Glauben ein und informierten sich erst dann darüber. Andere versuchten, schon vorher möglichst viel über den Islam zu wissen.

» Diese Frauen sind sowohl in der islamischen Gemeinschaft als auch in der Herkunftskultur in der Minderheit

Als Selma den befragten Frauen die fertige Arbeit schickte, wurde sie ausnahmslos von allen dafür gelobt. »Sie waren froh, die Geschichten von anderen Konvertitinnen zu erfahren. Die Geschichten sind sehr unterschiedlich; trotzdem befinden sich alle in einer ähnlichen Situation. Sie sind sowohl in der islamischen Gemeinschaft als auch in der Herkunftskultur in der Minderheit.« Einige freuten sich darüber, dass es die Arbeit in die Medien geschafft hat, andere weniger: Sie möchten nicht in den Medien »vorgeführt« werden. Für einen geplanten Radiobeitrag habe sie alle angefragt, ob sie mitmachen wollten. Einige sagten zu, andere, die ihre Religiosität als Privatsache betrachten, nicht.

Wie ist es für Selma, plötzlich »in den Medien«, ein wenig berühmt zu sein? Sie findet es cool, dass sich Leute bei ihr melden, die ihre Arbeit lesen wollen. Aber es gehe ihr nicht darum, dass ihr Name in der Öffentlichkeit erscheine, sondern darum, dass das Thema aufgegriffen werde. »Die Leute sollen erfahren, dass es auch Schweizerinnen gibt, die konvertieren, und dass der Weg zur Konversion für jede der Frauen prinzipiell einzigartig ist. Ich möchte Stereotypen entgegentreten und zeigen, dass der Islam nicht nur negativ ist.« Und es sei natürlich schön zu erfahren, dass diese Arbeit etwas bewirkte.

Und wie ist das eigene Verhältnis von Selma Zoronjic zur Religion? »Ich selber würde mich nicht als fromm bezeichnen. Klar, ich faste jetzt. Aber ich bete nicht fünfmal am Tag. Ich sage nicht, dass ich das nicht eines Tages tun werde. Ich trage auch kein Kopftuch. Aber ich finde es schon sehr wichtig, dass ich meine eigene Religion kenne.« ◆

Das Finanzsystem zerstört die Welt

Es braucht Mut, um das aus dem Ruder laufende Finanzsystem zu verändern. Über das Warum und Wie diskutierten kürzlich am aufbruch-Podium die Fachleute Marc Chesney und Wolfgang Kessler

Von Stephanie Weiss

In der Schweiz sei Bewegung in die Wirtschaftsdebatte gekommen. Das zeigten die Abstimmungen zur Konzerninitiative, dem Freihandelsabkommen mit Indonesien sowie die Klimademos *Fridays for Future* – mit diesen Worten beginnt Wirtschaftspublizist Wolfgang Kessler seinen Vortrag. »Das heisst, dass der Weltkapitalismus immer stärker in die Kritik gerät.« Als Ökonom müsse er zugeben, dass der Kapitalismus auch grosse Qualitäten habe, denn wer die Triebkräfte dieses Wirtschaftssystems, das Streben nach Rendite und die Konkurrenz entfalte, schaffe Wachstum, technischen Fortschritt und Massenkonsum. »Man mag die Folgen kritisieren, muss aber auch zugeben, dass dieser Kapitalismus den meisten Industrieländern Wohlstand beschert hat. Global hat er dazu beigetragen, dass 1.5 Milliarden Menschen in den letzten 20 Jahren aus der Armut herausgeholt wurden.« Die Schattenseiten dieses Systems entstünden durch die gleichen Triebkräfte und dränge die Gesellschaft immer mehr in eine Zivilisationskrise. Den Anfang dieser Entwicklung sieht Kessler in den 90er-Jahren mit dem Einbruch des Sozialismus. »Dieser politischen Umwälzung folgte eine globale wirtschaftliche Revolution. Westliche Regierungen nutzten das Ende des Sozialismus aus, um den Kapitalismus über die ganze Welt zu verbreiten. In vielen Ländern wurde der Staat zurückgedrängt und Beschränkungen für das Kapital abgebaut.« Heute ist es möglich, Geld auf der ganzen Welt zu investieren und mit allen Finanzprodukten zu spekulieren, egal, ob es sich dabei um Land, Nahrung, Kreditausfallversicherungen oder Derivate handelt. »Längst beherrschen Finanzkonzerne die Welt. Die Konsequenz sind steigende Mieten und Bodenpreise.« 45 Prozent der deutschen Krankenhäuser gehörten Investoren, welche darin nicht die Kranken, Pflegebedürftigen oder Mieter, sondern Renditeobjekte sähen.

Risse in der Gesellschaft

Die Folgen des Investorenkapitalismus zeige sich in vielen Bereichen. »Die Welt wird durch die Ungleichverteilung immer brutaler gespalten.« Die Pandemie habe diese Risse in der Gesellschaft noch vertieft. Die armen Länder liefern die Rohstoffe für die reichen und bringen damit die grössten Opfer. »Wie schon der Papst sagte: diese Wirtschaft tötet.« Selbst in der Pandemie seien der Bereicherung keine Grenzen gesetzt. So spekulierte der Investor Bill Ackmann auf den Niedergang von Firmen und verdiente Millionen damit. »Der globale Kapitalismus zerstört die Welt, weil er nach dem Motto verläuft: wie im Westen so auf Erden. Arten sterben aus, das Klima verändert sich, die Rohstoffe werden ausgebeutet, die Umwelt zerstört. Der Kampf um die begrenzten Ressourcen nimmt immer mehr zu«, konstatiert Kessler. Auch in den reichen Ländern spüre man, dass es enger werde, dies zeige sich in den Ängsten vor einer ungewissen Zukunft. Und damit wachse die Tendenz zu Intoleranz, Fundamentalismus und Aggressivität. Deshalb gelte es, den Kapitalismus zu verändern. »Diese Veränderung fordert die Kunst, bei allen Alternativen die Folgen für Gerechtigkeit, Demokratie, Nachhaltigkeit mitzudenken und niemanden im Stich zu lassen in diesem Prozess.« Kessler präsentierte seine fünf Vorschläge (der *aufbruch* berichtete in der Ausgabe 240 darüber). Zum einen gelte es, viele Le-

FOTOS: SENATA WAGNER/ST. ANNA-FORUM

Wolfgang Kessler kritisiert den Raubtier-Kapitalismus

» Die Welt wird durch die Ungleichverteilung immer brutaler gespalten«

Wolfgang Kessler

Finanzwissenschaftler Marc Chesney spricht über die Probleme unseres Finanzsystems

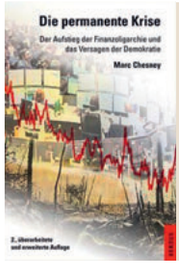
bensbereiche vom renditeorientierten Börsenkapitalismus zu befreien, die Wachstumswirtschaft in Richtung einer ressourcenarmen und dienstleistungsorientierten Kreislaufwirtschaft und eines öko-fairen Welthandels zu verändern und für eine gerechtere Verteilung des Reichtums zu sorgen. »Die Diskussion ist notwendig, sie wird aber auch geführt und das lässt mich hoffen«, schliesst Kessler sein Referat.

Casino-Kapitalismus

Marc Chesney, Professor für Quantitative Finance an der *Universität Zürich* und Co-Autor der Mikrosteuer-Initiative, zitiert aus seinem Buch »Die permanente Krise.« Wie nach einem Flugzeugcrash habe er nach der Krise mit *Lehman Brothers* 2008 die Black Box gesucht. Dabei sei er auf den letzten Jahresbericht gestossen, in welchem die Leistungen des Unternehmens in den höchsten Tönen gelobt wurden, insbesondere die Exzellenz. »Retrospektiv erscheint dieser Jahresbericht als eine Schönmalerei.« Auch die grossen Rating-Agenturen wie *Moody›s, Standard & Poor's* und *Fitch Ratings* hätten noch wenige Tage vor dem Bankrott gute Bewertungen abgegeben. Richard Fuld, der ehemalige CEO, habe zwischen 2000 und 2007 ungefähr eine halbe Milliarde Dollar verdient. Erschreckend an dieser Geschichte sei, so Chesney, dass auch Analysten und Journalisten den Jahresbericht offensichtlich zu wenig kritisch gelesen haben. »Eigentlich hätten die Alarmglocken läuten müssen in Anbetracht der vielen dubiosen Geschäfte und der komplexen derivativen Produkte.« Was hat sich verändert? »Die Schulden der Grossbanken sind nach wie vor überproportional, der Nominalwert ihrer derivativen Produkte gigantisch – ebenso wie die Entlöhnung des Managements.« In der Pandemie seien die Schulden allgemein gestiegen und aufgrund dieser fragilen Situation hätten Derivate Hochkonjunktur. Der Steuerzahler sollte von dieser Blackbox erfahren, warnt Chesney und illustriert dies am Beispiel der Derivate bei *Goldman Sachs*, deren Nominalwert im Jahr 2019 rund 39 700 Milliarden Dollar ausmachte. »Das entsprach etwa 40-mal der Bilanzsumme und 437-mal ihrem Eigenkapital. Zudem waren diese Geschäfte 1,85-mal so gross wie das Bruttoinlandprodukt (BIP) der USA.« In der Schweiz liessen sich ähnliche Beispiele aufführen. Zwischen 2008 und 2020 habe sich zudem der Schattenbankensektor stark entwickelt, zu dem etwa *BlackRock* zählt, das ein Vermögen von rund 7,8 Billionen Dollar verwaltet. »Dieser Sektor ist besonders undurchsichtig und besitzt eine beunruhigende Macht.«

> »Die Börse ist heute ein riesiges Casino und der Finanzsektor wird immer mehr von der Realwirtschaft abgekoppelt
>
> **Marc Chesney**

Eine weitere bedenkliche Entwicklung beschreibt Chesney anhand der sogenannten Credit-Default-Swaps. Dabei investieren Banken in Unternehmen und sichern sich mit einer Kreditausfallversicherung ab. Scheitert die Firma, so streicht die Bank einen höheren Gewinn ein, als wenn sie erfolgreich ist. Wetten dieser Art gebe es immer und das erzeuge beachtliche Risiken für die Wirtschaft. »Die Börse ist heute ein riesiges Casino und der Finanzsektor wird immer mehr von der Realwirtschaft abgekoppelt. Dafür werden wir irgendwann die Rechnung bezahlen. « Es sei an der Zeit, an die Werte zu denken. Stattdessen werde über die Preise geredet.



Die permanente Krise
Der Aufstieg der Finanzoligarchie und das Versagen der Demokratie. Von Marc Chesney, Versus Verlag, Zürich 2019

Es braucht Veränderungen

Als mögliche Lösungen führt Chesney beispielsweise die Zertifizierung von Finanzprodukten auf, die ähnlich wie die *Swissmedic* funktionieren sollte. Auch plädiert er für die Wiedereinführung des Trennbankensystems: Kommerzielle Banken betreiben das Einlagen- und Kreditgeschäft und Investment-Banken das Wertpapiergeschäft. Von 1933–1999 funktionierte dieses System gut. Ferner sollte der Schattenbank-Sektor reguliert werden. Schattenbanken üben bankenähnliche Funktionen aus wie beispielsweise die Kreditvergabe, sind aber keine Banken. Das berühmteste Beispiel dafür ist die Fondsgesellschaft *BlackRock*. Das System der Boni und Entschädigungen der Verantwortlichen von Finanzinstituten sollte überdacht werden. Auch gelte es, über einen Malus nachzudenken. Missstände sieht Chesney auch bei den Ratingagenturen, bei denen Interessenskonflikte bestünden, ferner sollten die Mindesteigenmittel der Banken erhöht werden. Natürlich plädiert er als Co-Autor der Mikrosteuer-Initiative auf eine kleine Steuer für elektronische Zahlungen, welche für Transparenz der Finanzströme sorge und das Steuersystem vereinfache.

In der von *aufbruch*-Redaktor Wolf Südbeck-Baur moderierten Diskussion fasst Kessler zusammen, dass mehr in die Nachhaltigkeit investiert und für Banken nicht nur die Rendite als das wichtigste Ziel gesehen werden sollte. Chesney ergänzt, dass bei der Ausbildung angesetzt werden müsse. »Die Student*innen müssen lernen, dass immer mehr nicht immer besser ist.« Nebst der Wertediskussion gelte es, in der Ökonomie interdisziplinär zu denken, also mit der Philosophie, Soziologie und Psychologe zusammenzuarbeiten. Zudem brauche es mutige Politiker, die verstehen, dass sie nicht von Lobbyisten, sondern von den Bürgern gewählt wurden. Kessler ergänzt, dass es auch mutige Menschen braucht, die auf die Strasse gehen. »Es braucht Druck von unten. Dieser wächst beim Klima, bei den Finanzen weniger – das ist schade.« und letztendlich könne jeder Bürger entscheiden, zu welcher Bank er gehen und wie er sein Geld anlegen will. »Wir brauchen Bürger*innen, die denken.« ◆

Mit dem Link youtube/bXRpUyC6Ps8 können Sie das aufbruch-Podium mitverfolgen

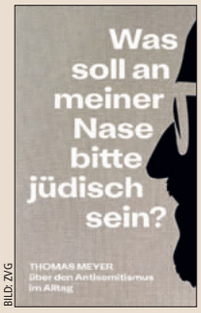


BILD: ZVG

Thomas Meyer
Was soll an meiner Nase bitte jüdisch sein?
Elster & Salis AG, 2021, 126 Seiten, ca. 20 CHF

Alltags-Antisemitismus

Trifft man auf einen Juden oder eine Jüdin, sind sie sofort da, die Klischees, die im Kopf abgespult werden wie ein Film. Ein verstohlener Blick auf ihre Nase soll der Frage nachgehen, ob diese nun jüdisch aussieht oder nicht. Ist ein Jude beruflich erfolgreich, so wird dies sofort auf die typisch jüdische Geschäftstüchtigkeit zurückgeführt. Unweigerlich drängen sich hartnäckig verankerte Vorurteile in unser Denken und Sprechen, ohne diese zu hinterfragen. Seien wir ehrlich: So geht es vielen von uns. Der Zürcher Schriftsteller Thomas Meyer hält uns auf charmante Art und Weise, aber schonungslos einen Spiegel entgegen. Mit seinem soeben erschienen Essay »Was soll bitte an meiner Nase jüdisch sein?« zeigt er an etlichen Beispielen auf, dass der gewaltlose Antisemitismus, wie er ihn nennt, alltäglich ist – und dass dieser von vielen netten Menschen gepflegt wird. Meyer führt eine Reihe von reflexartig geäusserten Aussagen auf, mit denen er sich als säkular aufgewachsener Jude schon ein Leben lang konfrontiert sieht.

»Ach Sie sind Jude? Toll! Juden haben einen guten Humor.« »Das ist ein Klischee.« »Ich meine es aber als Kompliment!« »Dann warten Sie doch bitte damit, bis ich tatsächlich etwas Lustiges sage.«

Obwohl er nie verprügelt wurde, weil er Jude ist, machte ihm diese subtile Form von Alltags-Antisemitismus zu schaffen. Lange habe er versucht, mit den Leuten zu diskutieren und ihnen aufzuzeigen, dass diese wohl nett gemeinten Aussagen für ihn problematisch sind. Da er mit dieser Taktik nicht weiterkam, beschloss Meyer, seine Erfahrungen in diesem gelungenen Essay niederzuschreiben.

Mit seinem Spiegel zeigt Meyer auf anschauliche Weise auf, dass Antisemitismus sich nicht nur anhand von üblen Beschimpfungen oder Anschlägen auf Synagogen festmachen lässt, sondern sich in den meisten Köpfen als Klischees während der Sozialisierung in der Kindheit manifestiert hat.

Mit seinen Ausführungen führt uns der Autor nicht nur die Problematik des Alltags-Antisemitismus vor Augen, sondern zeigt auch auf, woher diese Vorurteile kommen. So erklärt er beispielsweise, weshalb der Begriff »mauscheln« ein antisemitisches Wort ist und deshalb aus der Sprache verbannt gehört, so wie etwa der »Mohrenkopf« oder das »Zigeunerschnitzel«.

Das kleine Büchlein liest sich wohl süffig, regt aber gnadenlos zu selbstkritischem Sinnieren an. In direkter Sprache hält Meyer den Finger auf die Schwachstellen unserer Gesellschaft, die diese subtile Form von Rassismus in der Alltagssprache hemmungslos auslebt. Meyers Ausführungen rütteln auf und stimmen nachdenklich.

Thomas Meyers schriftstellerisches Schaffen ist vom Jüdischen geprägt. Mit seinem Debütroman »Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse« gelang ihm 2012 ein erster Durchbruch.

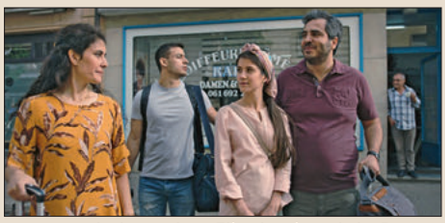
Stephanie Weiss

Filmdrama mit hohem Realitätsgehalt zwischen Homosexualität und Diversität

Mit einer lässigen Handbewegung streicht sich der junge Mann eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Spielerisch wirken die Bewegungen seiner Muskeln, Kraft und Eleganz führen auf der wohlgeformten Körperoberfläche ein Zwiegespräch. Der Blick ist eindringlich, milde Erotik liegt in der Luft. In spitzbübischer Manier verschwindet eine Karottenspitze in seinem Mund und das saftige Knackgeräusch eines Bisses ertönt.

Mit dieser wohlkomponierten Performance des in Olten geborenen Schauspielers Dimitri Stapfer beginnt der Film Beyto. Es ist, wie die Anfangsszene vermuten lässt, ein Film über Homosexualität und kulturelle Diversität. Es geht um die Liebe zwischen einem Schwimmlehrer und seinem Zögling. Erschwert wird diese durch den Migrationshintergrund des Protagonisten.

Als Beyto überschwänglich und mit Lebensfreude gesättigt an der Gay Pride in der tobenden Menge tanzt, erblicken ihn zwei kopftuchtragende Bekannte seiner Familie und das Drama gerät ins Rollen. Seine türkischstämmigen Eltern wehren sich mit aller Vehemenz gegen das Liebesglück ihres einzigen Sohnes. Schnell spitzt sich der Konflikt gravierend zu und in der anatolischen Heimat wird eine Hochzeit arrangiert.



Beyto – ein intensiver Film ist derzeit in Bern im Kino Rex zu sehen

Der Film hätte einen stärkeren Fokus auf den Coming-Out-Prozess legen können. Dem Going-Public geht ein innerer Bewusstwerdungs-Prozess voraus. Gerade diese Dynamik birgt grosses Potenzial einer narrativen Entfaltung. Die etwas stereotyp überzeichnete Mentalität der homophoben Eltern wirkt stellenweise schemenhaft. Der verzweifelte Versuch des Vaters, durch die Militarisierung seines Sohnes einen Männlichkeitsschub heraufzubeschwören, regt eher zum Schmunzeln an.

Dennoch weist der Film einen sehr hohen Realitätsgehalt auf und ist abwechslungsreich erzählt.

Am Schluss einigen sich die beiden Männer und die zwangsweise angeheiratete Frau auf eine unkonventionelle ménage à trois. In Leipzig wollen sie ihr Glück versuchen, und die junge Dame macht die Ankündigung, in der neuen Wohnung nicht zu putzen und ab und zu mal Freundinnen mitzubringen. Vielleicht sogar einmal einen Mann.

Ob man den Film diesem etwas gekünstelten Happy-End zuführen hat müssen, bleibt Geschmacksache. Allenfalls wäre ein schroffes Ende der heiklen Thematik gerechter geworden.

Gian Rudin

Frauen*synode eröffnet mit Stationenweg

BILD: FRAUENSYNOD

Es ist ein Spaziergang der besonderen Art, mit dem die Organisator*innen um die Theologinnen Regula Grünenfelder und Ina Praetorius die siebte Frauen*synode eröffnen: Mit einem Spaziergang, der bei genauerer Betrachtung keiner ist. So werden die Teilnehmenden unter der Führung von Stadtführer George Zahno am 22. Mai 2021 nicht einfach durch Hans Küngs Geburtsstadt ziehen, sondern an 15 Stationen das Thema der Frauen*synode vertiefen: »Wirtschaft ist Care - (K)ein Spaziergang«. Sein Grundgedanke wird exemplarisch in Sursee erlebbar: Er »zeigt die Rückkehr zu einem angemessenen Verständnis von Wirtschaft. Die Stationen des Spaziergangs zeigen Orte, an denen deutlich wird: Hier sorgen Menschen für sich, für andere, für die Welt und bereits in früheren Zeiten wurde hier eine Ökonomie gelebt, die diesen Namen verdiente. Ohne diese Arbeit«, heisst es, »kann niemand überleben.« Für die herrschende Ökonomie zähle nur, was Geld einbringt.

»(K)ein Spaziergang« lässt sich in Sursee als Stadtrundgang buchen oder auf eigene Faust begehen. Auch am eigenen Wohnort kann »(K)ein Spaziergang« gestaltet werden als Ausflug für Menschen, die ihr Unbehagen an der herrschenden Ökonomie trotz Pandemie untersuchen und mit Teams, Familien, Vereinen in inspirierendes Denken und neues Handeln umsetzen wollen. Anstelle eines Frauen*synode-Grossevents folge am 4. September in Sursee eine »Wirtschaft ist Care-Aktion«. Die Broschüre »(K)ein Spaziergang« mit Zusatzinformationen zum Download steht bereit auf frauensynode2021.ch.

Wolf Südbeck-Baur

Denkanstösse zur Versachlichung

Vor 25 Jahren führte Pfarrer Klaus Bäumlin in der Berner Nydeggkirche die erste Segnung eines schwulen Paares in der Schweiz durch. Und demnächst wird die Schweizer Stimmbevölkerung über die Initiative »Ehe für alle« entscheiden. Mit dieser Debatte kommt auch die Frage nach einer kirchlichen Trauung für gleichgeschlechtliche Paare auf. Und genau wie damals gehen heute die Wogen hoch. »Die aktuellen Rechtsentwicklungen treffen die Kirche auf dem falschen Fuss«, schreibt Frank Mathwig in seinem Beitrag, denn noch immer würden sich in dieser Thematik die Geister allzu sehr scheiden. In fünf weiteren Fachartikeln beleuchtet dieser Sammelband aus verschiedenen Perspektiven und Disziplinen die Frage, wie die Kirchen und die Theologie mit Homosexualität und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften umgehen soll. Diese reichen von einem Überblick über die Entwicklung von Ehe und Familie in Politik und Gesellschaft über die psychologische Forschungslage in Sachen gleichgeschlechtliche Paare und Kinder aus Regenbogenfamilien bis hin zu bibelwissenschaftlichen Perspektiven.

BILD: ZVG

M. Braunschweig, I. Noth, M. Tanner, Fachstelle Reformierte im Dialog, (Hrsg) **Gleichgeschlechtliche Liebe und die Kirchen** TVZ-Verlag, Zürich 2021

Die Autorinnen und Autoren leisten einen wichtigen Beitrag zur dringend notwendigen Diskussion. In ihren Artikeln entkräften sie Vorurteile, geben Denkanstösse, weisen auf offene Fragen hin und zeigen aber auch mögliche Wege zur Versöhnung der verhärteten Fronten. Das Buch hilft, dem vorschnellen Urteilen und Verurteilen keinen Raum zu lassen.

Cristina Steinle

PEUSCH-CARTOON

➤ **KlimaGespräche. »**Brot für alle« und »Fastenopfer« moderieren an sechs Abenden die KlimaGespräche, die allen Interessierten kostenlos offenstehen. Die Teilnehmende beleuchten den eigenen Lebensstil in Bezug auf dessen Folgen fürs Klima. Auch innere Aspekte wie Gewohnheiten, Werte oder Ängste, die eine langfristige Verhaltensänderung erschweren, kommen zur Sprache. Infos bei Daniel Wiederkehr, 041 227 59 48, wiederkehr@fastenopfer.ch, Pasquale Schnyder, 031 380 65 80, schnyder@bfa-ppp.ch, https://sehen-und-handeln.ch/klimagespraeche

➤ **Erste Hilfe für psychische Gesundheit. »**ensa« vermittelt, wie Angehörige, Freunde oder Arbeitskolleginnen bei psychischen Problemen Erste Hilfe leisten können, in Kooperation mit Pro Mente Sana, 31. Mai, 7., 14. und 21 Juni, Haus Gutenberg, Tel. 00 423 388 11 33, gutenberg@haus-gutenberg.li, www.haus-gutenberg.li

➤ **Selbstmanagement** mit dem Zürcher Ressourcen Modell (ZRM). Ziel des Kurses ist, eine Methode zu erlernen, die darin unterstützt, das eigene Verhalten auch in schwierigen Situationen (selbst)bewusst und nach eigenen Wünschen zu steuern. 3. bis 4. Juni ab 9.30 Uhr, Propstei Wislikofen, Tel. 056 201 40 40, info@propstei.ch

➤ **Perspektiven, die alles verändern.** Integrale Spiritualität und Selbstentwicklung. Die Teilnehmenden erhalten ein vertieftes Verständnis ihrer persönlichen Entwicklung. Sie testen ihren Entwicklungsschwerpunkt mit dem integralen Satzergänzungstest. 4. bis 6. Juni, Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, 041 757 14 14; info@lassalle-haus.org

➤ **Sexualität und Behinderung.** Über die Begleitung von Menschen mit einer geistigen Behinderung im Lebensbereich Sexualität. Wie können Angehörige, Begleitpersonen und Institutionen Voraussetzungen schaffen, mit denen Menschen mit geistiger Behinderung möglichst selbstbestimmt und doch »geschützt« ihre Sexualität leben können? Kurs. 23. bis 24. Juni, ab 9 Uhr, Paulus-Akademie, Pfingstweidstr. 28, Zürich, Tel 043 336 70 30, info@paulusakademie.ch

➤ **Auf der Suche nach Gerechtigkeit.** Zur sozialen Frage in drei Religionen: Referat von Sozialethiker Franz Segbers, u.a. Gespräche mit Juden und Moslems. Veranstalter: Religiös-Sozialistische Vereinigung der Deutschschweiz. 26. Juni ab 10 Uhr in Rorschach, alle Infos: resos.ch. Anmeldung: vr.keller@bluewin.ch, 061 322 83 73

FOTO: SIMONE LEUTHOLT

Himmel auf Erden

Jesus fährt in den Himmel auf. So überliefert die Bibel.
Die, die zurückbleiben starren ihm nach.
Sehen die erhoffte bessere Zukunft, das ersehnte Heil verschwinden.
Starren in den Himmel.
Da werden sie gefragt:
Was steht ihr da und schaut hinauf zum Himmel?
Blickt euch um. Das Leben ist hier und jetzt.
Seht ihr denn nicht:
Die Zukunft, das Heil
ist jetzt.
Der Himmel ist auf Erden.
Steht nicht da und schaut in den Himmel,
lebt den Himmel!

Heute starren wir auf Smartphones, die Fallzahlen, den Impffortschritt, wissenschaftliche Studien und die neusten Lockerungsmassnahmen.
Auf Ferien, Selbstoptimierungsmöglichkeiten und den Jobwechsel.
Auf Menükarten im Restaurant, Ratgeberbücher und die Börsenkurse.
Und erhoffen uns von dort: Glück, Zukunft, ein Stück vom Himmel.

Jesus aber sagt:
Seht doch: Das Himmelreich ist schon da – mitten unter euch.

Zum Weiterlesen: Lukas 17,21 und Apostelgeschichte 1,9-14

Thala Linder, Pfarrerin

Reichlich hypothetisch

Leserbrief zum Beitrag »Bedenkliches Signal für die Weltkirche. Mit dem neuen Bischof von Chur wächst der Einfluss des Opus Dei«

Ich empfinde den Artikel von Wolf Südbeck-Baur zur Wahl von Bischof Bonnemain reichlich hypothetisch. Der Artikel wird dem neuen Bischof nicht gerecht. Mich hätte interessiert zu erfahren, welche Funktion Bischof Bonnemain in der Organisation *Opus Dei* ausgeübt hat. Wie hat er sich zu Glaubens- und kirchlichen Strukturfragen geäussert? In welchen Bereichen kann die Ernennung von Bischof Bonnemain als Aufwertung von *Opus Dei* verstanden werden? Wie hat sich *Opus Dei* zur Wahl geäussert? Die Breitseite über den früheren Bischof Kurt Koch als Bewunderer von *Opus Dei* und seine Einflussnahme bei der Wahl scheint mir zu allgemein. Damit alles klar ist, ich bin kein »Bewunderer« von *Opus Dei*. Habe mich während des Studiums schon mit der Organisation kritisch befasst. Als regelmässiger Leser von *aufbruch* empfehle ich Wolf Südbeck-Baur etwas mehr »Tiefgang«. Sonst kann ich den »Blick« lesen.

Pius Lang Gachnang, Cazis

Begrifflich genau sein

Leserbrief zum Essay »Ich will bei meinem Sterben dabei sein«, Nr. 249, S. 50

In seinem Essay »Ich will bei meinem Sterben dabei sein« schreibt Thomas Gröbly, dass immer mehr Menschen zur Vermeidung von Leid »die Abkürzung durch passive Sterbehilfe« wählen. Im weiteren Verlauf setzt er sich dann mit dem assistierten Suizid auseinander, wie er durch Organisationen wie Exit angeboten wird und kritisiert diesen als letzten Akt der Todesverdrängung und Selbstoptimierung. Inhaltlich bin ich mit vielem sehr einverstanden, doch es scheint mir wichtig, in der

Diskussion dieser sensiblen Themen in der Begrifflichkeit genau zu sein, denn die sogenannte passive Sterbehilfe als »Symptombekämpfung mit möglicher Lebensverkürzung« ist allgemein anerkannter Bestandteil der Palliativmedizin und nicht das gleiche wie der geplante und terminierte assistierte Suizid.

Jürgen Heinze,
Spitalseelsorger Kantonsspital Baden

Grosse Enttäuschung

Kommentar zum online Nachruf auf Hans Küng

Warum hat Papst Franziskus nicht den Mut gehabt, Hans Küng zu rehabilitieren? Für mich eine grosse Enttäuschung.

Heymo Empl, online

Schade, dass seine Idee »Weltethos« noch nicht zu einer Veränderung der katastrophalen »Weltverhältnisse« geführt hat. Wir brauchen keine Religion, das sagt auch der Dalai Lama, was wir aber alle dringend brauchen, das ist die Kraft des guten Gottes.

Evelyne Jäger, online

SCHLUSSBLÜTE

»Mensch sein heisst verantwortlich sein.

Antoine de Saint-Exupéry, Schriftsteller und Pilot (1900-1944)

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)
Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 4000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religionen und Gesellschaft (c/o Christian Urech a.I., Michael Maggi-Strasse 14, 8046 Zürich)
Ehrenherausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61 410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Dr. Stephanie Weiss (Binningen)

Redaktions-Adressen:
Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; *Redaktion Binningen:* Bruderholzstrasse 11, 4102 Binningen E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Mirjam Läubli, (Rafz), Darius N. Meier (Zürich), Gian Rudin (Aarburg), Cristina Steinle (Basel), Jacqueline Straub (Olten); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: Vogel-Druck, Leibnizstr. 5, D-97 204 Höchberg

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch,
Insertionsschluss nächste Ausgabe: **19. Juli 2021**

Abonnementspreise:
Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) Fr. 96.–; Förderabo: Fr. 116.–; Kombiabo: Fr. 172.–; 2-Jahresabo normal: Fr. 176.–; 2-Jahresabo Förder: Fr. 216.– Einzelnummer: Fr. 14.-. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religionen und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17 861-0
Ausland: Jahresabo € 77.– ; Förderabo € 97.– ; Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79 576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75);
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:
aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 14. Juli 2021, sie erscheint am 4. August 2021

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT

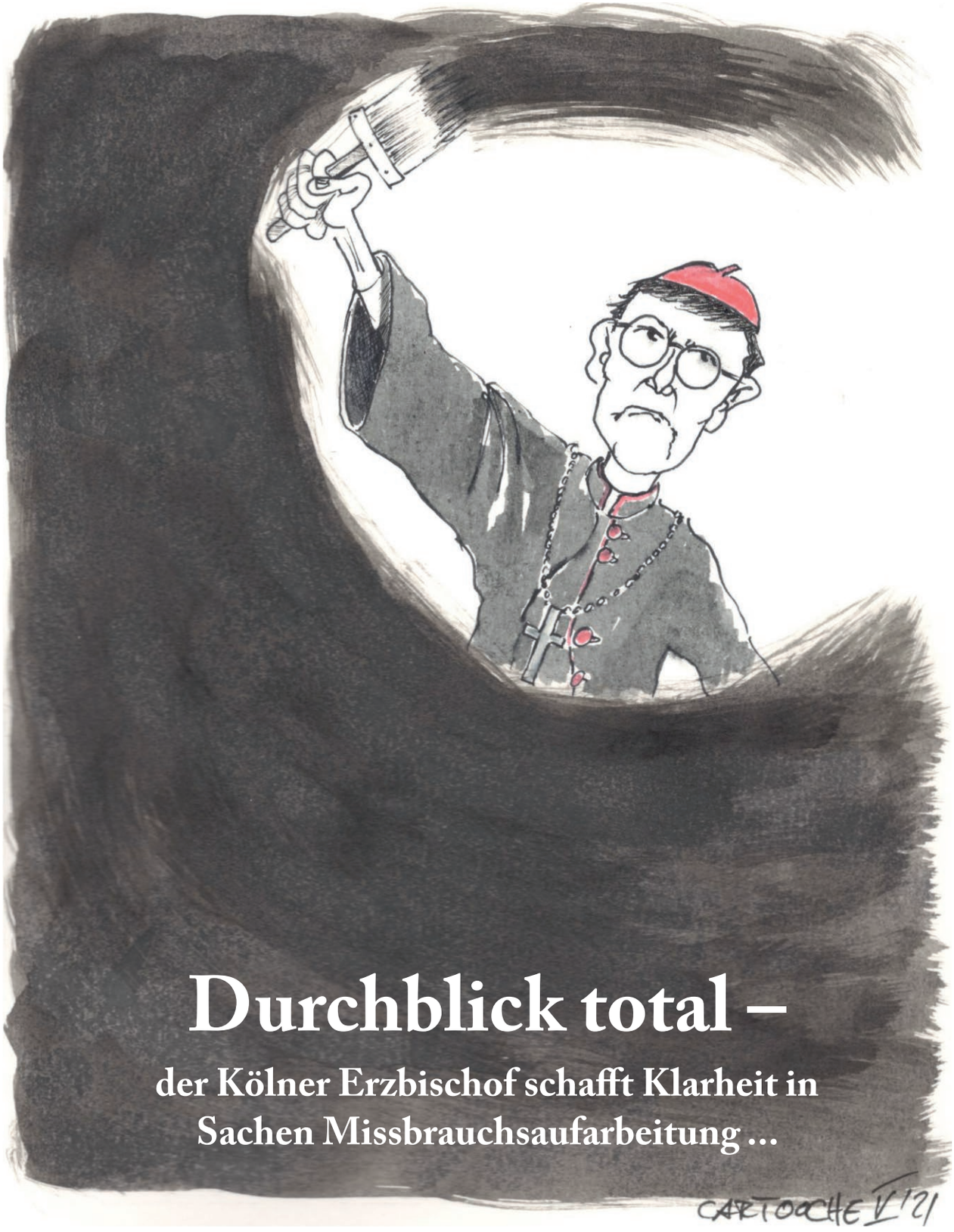
Bestelltalon

- ❑ Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- ❑ Ich abonniere aufbruch:
  - ❑ Jahresabo Fr. 96.–
  - ❑ Förderabo Fr. 116.–
  - ❑ 2-Jahresabo normal Fr. 176.–
  - ❑ 2-Jahresabo Förder Fr. 216.–
- ❑ Ich abonniere das Kombi-Abo von aufbruch und Publik-Forum: Jahresabonnement Fr. 172.– (Studierende Fr. 120.–)

Absender: _____

Senden an: aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78, E-Mail: abo@aufbruch.ch

AZB PP/Journal CH-6318 Walchwil Post CH AG
Gerbiweg 4, 6318 Walchwil



Durchblick total –

der Kölner Erzbischof schafft Klarheit in Sachen Missbrauchsaufarbeitung …

ILLUSTRATION: CARTOOCHE

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT

Freestyle Religion
Warum eine undogmatische Spiritualität viel Spielraum lässt

Teaser Oberzeile
Teaser Unterzeile

Gemeingüter
Wie Wissen und Macht gerechter verteilt werden können

Mehr als eine *Vision*

Muslimin und Feministin

www.aufbruch.ch

Nummer 250 | 19. Mai 2021 | Jahrgang 33

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wann haben Sie das letzte Mal über die Eidgenossen und über die Schweiz sinniert? Kürzlich erst? Vermutlich ja, und so nehme ich an, wurden Sie bald einmal stutzig und haben sich gesagt: Ja halt, es ist unmöglich, verallgemeinernd einfach pauschal von *den* Eidgenossen und *der* Schweiz zu reden. Vielfalt, Nuancen, Unterschiede, Sperrigkeiten bleiben in dieser verallgemeinernden Redeweise auf der Strecke, geraten nicht ins Blickfeld. So gesehen liegt es auf der Hand zu folgern: So wenig wie es *die* Schweizer, *die* Schweizerinnen, *die* Deutschen oder *die* Franzosen gibt, so wenig gibt es *den* Feminismus. Und genau so verhält es sich auch mit muslimischem Feminismus. »Es trifft zu: *Den* muslimischen Feminismus gibt es nicht, genauso wenig wie es *den* Feminismus überhaupt gibt. Feminismen äussern sich auf unterschiedlichste Art und Weise«, betont Autorin Meral Kaya in ihrem Beitrag. Sie hat mit ganz unterschiedlichen, säkularen und religiösen Musliminnen gesprochen und festgestellt: Sozial engagiert sein, eintreten für Frauenrechte und für Gleichberechtigung kann kein Privileg weisser Feministinnen sein. Für Islamwissenschafterin Hannan Salamat ist klar, »dass es mehr gibt als den dominanten weissen Feminismus». Unter Feministinnen wächst diese Haltung ebenso wie die Vision eines dekolonialen Feminismus. Diese Vision zwinge dazu, die Vielfalt der Feminismen zu berücksichtigen. Mehr über diese spannende Entwicklung lesen Sie ab Seite 52.

Fast nahtlos schliesst sich für religiöse Menschen die Frage an: Was ist eine gute Spiritualität für das 21. Jahrhundert? Der St. Galler Pfarrer und Buchautor Uwe Habenicht antwortet mit einer Freestyle Religion, die dem Einzelnen undogmatisch viel Spielraum lässt. »Unter Freestyle Religion verstehe ich eine eigensinnige, kooperative und weltzugewandte Weise, spirituell zu sein, die sich in drei ineinander fliessenden Bereichen vollzieht: Dem Meditativ-Kontemplativen, dem Liturgisch-Kultischen und dem weltzugewandten Gestalten.« Wie eine solche Spiritualität zumal in Zeiten der Pandemie aussehen kann, lesen Sie ab Seite 6.

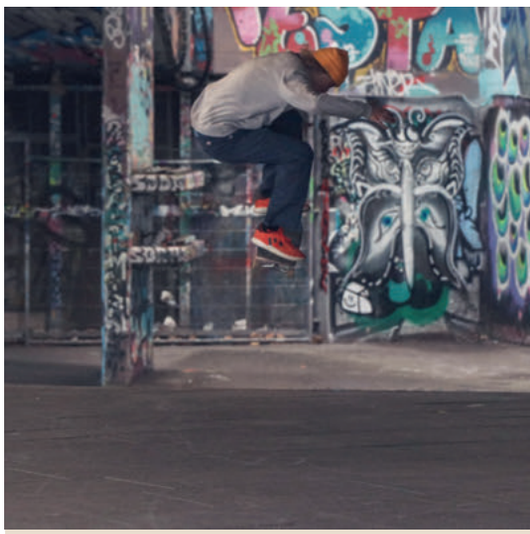
Apropos weltzugewandtes Gestalten. Silke Helfrich und David Bollier schlagen einen dritten Weg vor zwischen Kapitalismus und Staatssozialismus und setzen auf die Macht der Commons, auf Gemeinguter. Eine Anwendung des Commons-Konzepts könne Güter fairer verteilen, gerade im digitalen Zeitalter, Blockchains inklusive. Genaueres ab Seite 50.

Noch ein Hinweis in eigener Sache. Es gibt noch freie Plätze bei unserer Leserreise nach Kleinasien/Westtürkei. Alle Infos ab Seite 4.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Wolf Südbeck-Baur
Redaktor

TITELBILD: ISTOCK



Freestyle-Religion. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite 6**

Schweiz

Aufgefallen 5
Xxxxxxxxxxx

Rubriktitel 6
Titel

Rubriktitel 10
Titel

Pro und Contra 12
Titel

In Bewegung 13
Text

Gastkolumne 13
Text

Hand-und-Herz-Gespräch 14
Xxxxxxxxxx

Interreligiöses Lernen. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite 10**

Teaser Titel. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite XX**

FOTOS: ERDMANN HABENICHT; WOLF SÜDBECK-BAUR; XXX; ISTOCK

Musliminnen und Feministinnen. Eine neue alte Vision des Feminismus eröffnet Bündnisperspektiven im Engagement auch gegen antiislamische Rassismus, die nicht wenige Frauen optimistisch stimmen. **Seite 52**

Politik & Gesellschaft

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Religion & Kirchen

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Schweiz

WertLos 49
Text

Rubriktitel 52
Text

Interreligiöse Agenda 54
Text

Carte Blanche 56
Text

Porträt 57
Xxxxxxxxxx

Rubiktitel 58
Text

Immer

Betrachtung 4

Personen und Konflikte 12

In Bewegung 13

Kaleidoskop der Religionen 54

Bücher 60

Agenda 61

Briefe 62

Impressum 63

Vorsicht Satire 64

terra sancta tours

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Eintauchen in unterschiedliche Zivilisationen und Religionen Kleinasiens

aufbruch-Kulturreise nach Kleinasien/ Westtürkei, 27. September bis 8. Oktober 2020 mit Dr. theol. Toni Bernet-Strahm

»Lasst uns nicht allein!«

Im Tagesanzeiger vom 29. Mai 2017 rief der türkische Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk die Europäer auf: »Lasst uns nicht allein!« Er hält es für falsch, aufgrund der aktuellen politischen Tendenzen die Türkei, ihre Kultur und deren kritischen Geister allein zu lassen.

Auch für uns Europäer ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass wesentliche Wurzeln unserer abendländischen Zivilisation und Kultur in der Türkei, in Kleinasien und Anatolien, entstanden sind. Von den Städten an der Westküste Kleinasiens aus hat zum Beispiel das Homerische Epos sich das übrige Griechenland erobert. Dort ist Philosophie als eigenständiges Fragen und Denken entstanden, denn Thales von Milet und die anderen sogenannten Vorsokratiker reflektierten schon damals über die elementaren Grundlagen der Natur. Noch früher, schon seit der Jungsteinzeit, wurden in Anatolien erste zivilisatorische Fortschritte gemacht und Städte gebaut, als es Europa noch nicht gab.

Auch das Christentum verbreitete sich von Palästina aus zuerst in verschiedenen Städten der Türkei, und nicht zu vergessen: Paulus, der erste Theologe, war ein »Türke«. Die _aufbruch_-Leserreise, die sich vornimmt, in antike Zivilisationen und Religionen einzutauchen, ist also gleichzeitig ein interkultureller bzw. interreligiöser Dialog. Und der Vorteil der Gruppe: Jede und jeder kann seine bisherigen Kompetenzen einbringen und miteinander erweitern. Ich freue mich, Sie dabei auf dieser Reise begleiten und mit einigen Impulsen zum Nachdenken und Austauschen motivieren zu können. Dr. Toni Bernet-Strahm

Leistungen: Direktflug nach Izmir mit Sunexpress, Rückflug mit Turkish Airlines via Istanbul – Betreuung an den Flughäfen in Zürich und in der Türkei – CO_2-Kompensation Ihrer Flüge – Rundfahrt mit eigenem Bus gemäss Programm – Unterkunft in DZ mit Bad/WC in guten Mittelklasse-Hotels, Halbpension – alle Eintrittsgebühren, Taxen, Steuern – Reiseführung durch Kenan Canak, deutsch sprechender örtlicher Reiseleiter – Begleitung, Vorträge und Workshops mit Dr. Toni Bernet-Strahm – Reisedokumentation – Trinkgelder für das Hotelpersonal

Kosten: Bei mindestens 15 Teilnehmenden: pro Person Fr, 2420 im DZ, bei mindestens 22 Teilnehmenden: 2290, EZ-Zuschlag: Fr. 345
aufbruch-Abonnent*innen erhalten einen Preisnachlass von Fr. 100

Anmeldung an: Dr. Toni Bernet-Strahm, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern, Telefon 041 240 76 56, bernet.strahm@bluewin.ch. Anmeldeschluss: 15. August 2021. Bei der definitiven Anmeldung wird eine Anzahlung von Fr. 700 pro Person fällig.

Reiseveranstalter: terra sancta tours ag, Ludwig Spirig-Huber, Burgunderstr. 19, Bern, Tel. 031 991 76 89, info@terra-sancta-tours.ch, www.terra-sancta-tours.ch. Infoveranstaltung mit Dr. Toni Bernet-Strahm, Samstag, 28. August 2021, 15.00–17.00 Uhr in Luzern.

Montag, 27. September bis Freitag, 8. Oktober 2021

1.Tag: Zürich – Izmir

Treffpunkt am Morgen im Flughafen Zürich, Abflug nach Izmir. Je nach Zeit besichtigen wir einige Höhepunkte der Stadt, wie die Hisar-Moschee oder die St. Polykarp-Kirche. Gemeinsames Abendessen.

2. Tag: Izmir – Sardes – Kusadasi

Wir fahren durch eine wunderschöne Landschaft nach Sardes (eine der 7 kleinasiatischen Gemeinden, an die in Apk 3, 1-6 ein Sendschreiben verfasst wurde). Dort schauen wir uns den Artemistempel, eine kleine byzantinische Kirche und die Synagoge an. Am späteren Nachmittag fahren wir zurück an die Küste, wo wir für die nächsten drei Nächte unser Hotel am Meer beziehen. Impuls unterwegs: Apokalyptische Literatur und die 7 Sendschreiben der Offenbarung des Johannes.

3. Tag: Kusadasi – Milet – Priene – Dydima – Kusadeasi

Fahrt zur antiken Stadt Priene (fantastische Lage, kleines Theater und Säulen eines Athena-Tempels), danach weiter nach Milet, damals die grösste der ionischen Städte (Antikes Theater, das 25 000 Menschen fasste, Skulpturen). In Dydima, einst die bedeutendste Orakelstätte nach Delphi, begegnen wir einem Apollotempel und dem Haupt der Medusa höchst persönlich. Nach unserer Rückkehr nach Kusadasi besteht die Möglichkeit, zu einem kleinen Bummel dem Meer entlang oder einem Bad im Meer. Eine zweite Nacht verbringen wir in Kusadasi. Impuls unterwegs: Thales von Milet und der Beginn der rationalen Erklärung der Welt.

4. Tag: Kusadasi – Ephesus – Selcuk – Kusadasi

Heute besuchen wir das antike Ephesus! Das riesige Theater, der Hadrianstempel, die Celsus Bibliothek, die Marienbasilika, in der Kirchengeschichte geschrieben wurde, sind ein absoluter Höhepunkt der Reise. Nachmittags fahren wir ins benachbarte Selcuk, wo wir zum einen einen Blick auf eines der antiken Weltwunder, den Artemistempel, werfen können, auch das Archäologische Museum und die Johannesbasilika sind sehenswert. Fahrt zurück in unser Hotel am Meer in Kusadasi. Impuls unterwegs: Wie Ephesus das Christentum prägte (Paulus, Paulusschüler und ein wegweisendes Konzil).

5. Tag: Kusadasi – Määndertal – Hierapolis – Pamukkale

Wir verlassen die türkische Ägäis-Küste und fahren durch das Tal des Grossen Määnders (es wird deutlich, woher unser Wort »mäandern« stammt) Richtung Aphrodisias und Hierapolis, wiederum zwei alte Städte, die in griechischer Zeit grosse Bedeutung hatten. Unser heutiges Abendessen und die nächsten beiden Übernachtungen finden in Pamukkale statt, dessen Reiz sich dann am kommenden Tag voll entfalten wird. Impuls unterwegs: Die Funktion der Religion im Hellenismus

6. Tag: Pamukkale – Laodicea – Pamukkale

Ein eher ruhiger Tag in Laodicea, einst eine der grössten antiken Städte nach Ephesus in Anatolien. Mit einem Besuch in einer Teppichweberei machen wir Bekanntschaft mit einem traditionellen türkischen Handwerk, das in heutiger Zeit erneut grosse (auch gerade gesellschaftspolitische) Bedeutung erhalten hat. Pamukkale und sein Naturwunder lädt uns ein, ein Bad in den warmen Thermen zu nehmen. Abendessen und Übernachtung in Pamukkale, dem »Baumwollschloss«.

7. Tag: Pamukkale – Sagalassos – Catalhöyük – Konya

Sagalassos wurde in hellenistischer Zeit gegründet und nach einem Erdbeben im 7. Jahrhundert aufgegeben. Offenbar blieb die Ruinenstadt danach unberührt und fast ungeplündert erhalten, obwohl Säulen-, Gebäudefragmente eine ausgedehnte, sehr wohlhabende antike Stadt signalisieren. Weiter geht's zum »Gabelhügel«, türkisch: Catalhöyük, dem »Paris der Steinzeit«. Die Blütezeit der Siedlung dort wurde um 7000 v. Chr. datiert – eine der wohl ältesten Siedlungen der Menschheit. Weiterfahrt nach Konya. Impuls unterwegs: Catal-

FOTOS: BERNET-STRAHM

höyük, Zeugnis einer Mutterreligion in der Jungsteinzeit.

8. Tag: Konya
Konya ist die Heimat des Sufismus, einer islamisch-spirituellen Bewegung, deren hervorragendster Vertreter Rumi (1207-1273) ist. Seine Gedichte sind sehr beeindruckend. Wir werden vermutlich Gelegenheit haben, mit einer Nachfahrin dieses wichtigen Mystikers ins Gespräch zu kommen. Besuch des Sufi-Museum »Mevlana« sowie Rumis Mausoleum. Danach Zeit zur freien Verfügung. Nachtessen und Übernachtung in Konya.

9. Tag: Konya – Ankara
Fahrt durch die anatolische Hochebene nach Ankara. Abendessen im Hotel.

10. Tag: Ankara – Hattusa – Yazilikaya – Ankara
Yazılıkaya (»beschriebener Fels«) ist ein ehemaliges hethitisches Heiligtum. Dort sind auf Reliefs zwei Prozessionen von männlichen und weiblichen Mitgliedern des hethitischen Pantheons zu sehen. Vor den beiden Kammern lagen tempelartige Gebäude, von denen die Grundmauern erhalten sind. Zusammen mit der benachbarten Stadt Hattusa gehört Yazılıkaya zum UNESCO-Welterbe. Nachtessen und Übernachtung in Ankara. Impuls unterwegs: Einblicke in die hethitische Religion und Mythologie.

11. Tag: Ankara
Das Museum für anatolische Zivilisation gehört zu den eindrücklichsten Museen der Welt. Wir werden dort z. B. der Venus von Catalhüyük oder dem ersten bekannten schriftlich festgehaltenen Friedensvertrag der Geschichte begegnen. Besuch weiterer Sehenswürdigkeiten der Stadt.

12. Tag: Rückflug Ankara – Zürich
Am Vormittag bleibt sicher noch Zeit für einen Einkauf oder eine kurze Besichtigung in Ankara, bevor es dann nach dem Mittag zum Flughafen hinausgeht. Rückflug nach Zürich, wo wir im Verlaufe des Abends eintreffen.

»Als Individuen sprechen wir für uns selbst«

»Mut zum Neudenken der Islam-Debatte«, so das Motto der Plattform »islamica.ch«

Christian Urech

islamica.ch

Der »Bünzlimuslim« werde ohne weiteres Zutun zum Träger von radikalem Gedankengut befördert, schreibt Önder Günes, FIDS-Pressesprecher, auf der Onlineplattform *islamica.ch* (FIDES = *Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz*) ironisch als Replik auf einen (einseitigen) Artikel von Lucien Scherrer in der NZZ zur Auseinandersetzung von Amira Hafner-Al Jabaji und Saida Keller-Messali rund um die Debatte zum Burkaverbot. Keller-Messali hatte in diesem Zusammenhang die offiziellen Islamorganisationen in der Schweiz dem Verdacht der Verbreitung islamistischen Gedankenguts ausgesetzt, was Hafner-Al Jabaji zu Recht nicht gelten lassen wollte.

2017 formierte sich ein junges Team, das zu einer ausgewogeneren Berichterstattung über Musliminnen und Muslime in der Schweiz beitragen wollte. Mit Inhalten gefüllt wird die Plattform vom *Young Swiss Muslim Network* YSMN, das »den Aufbau eines dynamischen und kooperativen Netzwerks junger Schweizer Muslim*innen« anstrebt, »in welchem Vernetzung, Austausch und Zusammenarbeit unter aktiven muslimischen Jugend- und Studentenvereinen gefördert wird«, beschreibt das Netzwerk die Aufgabe, der es sich stellt. Die Stärkung des Zugehörigkeitsgefühls zur Schweiz sei ein Hauptpfeiler ihrer Arbeit. Ihre Vision: »(…) Wir sehen die jungen Schweizer Muslim*innen als Multiplikator*innen, die einen konstruktiven und nachhaltig-positiven Einfluss auf gesellschaftliche Herausforderungen sowie auf die Entwicklung der Schweizer Muslim*innen und der Schweizer Gesellschaft im Allgemeinen haben.« Einerseits sehen die Betreiber*innen der Plattform den momentanen öffentlichen Islam-Diskurs in einer Sackgasse. Entgegen landläufiger Vorurteile sei die muslimische Gemeinschaft ein in vielerlei Hinsicht äusserst heterogenes Gebilde. »Den Islam« als ein idealtypisches, selbstständig

FOTO: ZVG

Junge Muslim*innen an einem Workshop des YSMN

handelndes Subjekt gebe es ebenso wenig wie »die idealtypische Muslimin« oder »den idealtypischen Muslim«. Muslimische Gemeinschaften in der Schweiz seien in der Regel geprägt von einer erstaunlich offenen, demokratischen Debatten- und Diskussionskultur, wobei Autorität als solche ein auszuhandelndes Gut sei und bleibe. Gewisse Tabus und Grenzziehungen zwischen den verschiedenen heterogenen Teilen der muslimischen Gemeinschaft seien zwar noch vorhanden, doch wolle *islamica.ch* einen Mehrwert innerhalb bestehender Diskurse schaffen und durch Öffnung und Transparenz diese Tabus und Grenzen ansprechen, bearbeiten und ein Stück weit überwinden.

»Wir wollen weg vom öden Medienzirkus, der jahrein, jahraus die gleichen Klischees bedient! (…) Als Individuen sprechen wir für uns selbst! Wir sind die Akteurinnen und Akteure! Wir brauchen keine Fürsprecherinnen oder Fürsprecher, egal welcher Couleur!«, beschreiben die Betreiber*innen ihre Plattform emphatisch. Dass dies gelingt, haben die Macher*innen der Plattform inzwischen bewiesen und beweisen es nach wie vor. Ein Blick in die Beiträge von *islamica.ch* lohnt sich für jede und jeden, der eine objektiv(er)e Sichtweise auf die drittgrösste Religionsgruppe der Schweiz erhalten will.

Viel undogmatischer Spielraum

Was macht eine gute Spiritualität aus? Pfarrer Uwe Habenicht schält mit seinem Modell einer Freestyle Religion drei Bereiche geistigen Lebens heraus. Und stellt Kriterien auf, damit es sinnerfüllend gestaltet werden kann

FOTO: ERDMANN HABENICHT

Von Uwe Habenicht*

Die Corona-Pandemie hat unseren Alltag grundlegend verändert. Was noch vor kurzem undenkbar schien, ist inzwischen zur neuen Realität geworden: Konferenzen und Besprechungen finden digital vom Küchentisch aus statt, Eltern schieben im Homeschooling Geodreiecke hin und her, um gemeinsam mit ihren Kindern den Satz des Pythagoras zu beweisen, der kleine Laden um die Ecke, in dem sonst nur die Senior*innen einkauften, wird zum kommunikativen Treffpunkt des Quartiers, und im Urlaub werden die Fahrradwege der umliegenden Kantone ausprobiert.

Vorübergehend zumindest hat sich der Fokus verschoben – ins Digitale, ins Familiär-Häusliche, ins nahe Umfeld. Diese Verschiebungen betreffen auch das Religiöse: Die Kirchen haben einen unglaublichen Digitalisierungsschub erlebt. Die Religionsprofis, also Pfarrerinnen, Diakone, Kirchenmusikerinnen und Religionslehrpersonen schneiden und senden Podcasts, produzieren *Youtube*-Videos und organisieren Live-Streams aus den Kirchgebäuden.

Und dennoch: Seitdem der Gang zur Kirche beschränkt oder gar nicht möglich ist, spielt die Home-Religion wieder eine Rolle. Die bisher nach aussen an die Kirchen verlagerte Religionskompetenz, Gottesdienste und Rituale zu feiern, muss sich der Familienclan nun selbst im Wohnzimmer wieder aneignen, wenn denn Religion überhaupt stattfinden soll. Und solidarisches Handeln nimmt nicht zuerst faire Arbeitsbedingungen in Bolivien in den Blick, sondern beginnt beim Einkauf für die Nachbarin von gegenüber, die gerade in Quarantäne ist. Ob diese Verschiebungen im Religiösen wirklich dauerhaft sein werden, lässt sich noch nicht ausmachen, aber dass wir nicht einfach in die Zeit »ante coronam« zurückkehren werden, darf als sicher gelten.

Vielleicht – und darauf soll im Folgenden der Schwerpunkt des Nachdenkens liegen – enthalten einige der

beschriebenen Verschiebungen bereits Elemente, die die Konturen einer Spiritualität für das 21. Jahrhundert prägen werden. Wenn wir ohnehin nicht in die Vor-Pandemie-Zeit zurückkehren werden, tun wir gut daran, diesen Elementen, die nun ein stärkeres Gewicht bekommen haben, hinreichend Aufmerksamkeit zu schenken.

So hat die Corona-Krise eine eigenartige Spannung von nah und fern erzeugt: Reiseverbote, Ausgangsbeschränkungen und Kontaktreduzierung haben uns einerseits auf das eigene Zuhause zurückgeworfen. Auf einmal »geht« nur das, was zuhause möglich ist und nur mit denen, mit denen wir Küche und Wohnzimmer teilen. Neben das Home-Schooling, das Home-Office und das Home-Farming tritt wie selbstverständlich die Home-Religion. Einerseits.

Andererseits öffnet das Digitale die Tür zum Globalen und mir ihr die Tür zur Welt der Religionen. Mit wenigen Klicks kann ich sehr unterschiedliche religiöse Welten durchqueren, Kontakte knüpfen und Impulse davon für meine eigene Spiritualität aufnehmen.

Spätestens in dieser Krise ist deutlich geworden, wie zentral das autonome religiöse Subjekt steht, das seine eigene Religiosität gestalten kann – und muss. Eine zeitgenössische Spiritualität wird an der wachsenden religiösen Autonomie des Einzelnen nicht mehr vorbei sehen können. Im Dschungel der Gegenwart werden – notgedrungen – viele zu Freestylern, die sich ihren eigenen Weg suchen.

Sich dem Unverfügbaren zuwenden

Wie also könnte eine tragfähige Spiritualität für das 21. Jahrhundert aussehen, in der eine solche Autonomie des Einzelnen mit geeigneten »Gegengewichten« eine gute Balance findet? Wie und nach welchen Mechanismen »funktioniert« Religion überhaupt?

Anhand dieser Fragen habe ich eine Landkarte der Spiritualität entworfen, die ich »Freestyle Religion« nenne. Unter Freestyle Religion verstehe ich eine eigensinnige, kooperative und weltzugewandte Weise, spirituell zu sein, die sich in drei ineinander fliessenden Bereichen vollzieht: Dem Meditativ-Kontemplativen, dem Liturgisch-Kultischen und dem weltzugewandten Gestalten.

Religiöse Spiritualität oder – wem der Ausdruck zu windig ist – christliche Religiosität unterscheidet sich von säkularer Spiritualität dadurch, dass sie sich bewusst dem Unverfügbaren zuwendet und sich auf diese Weise dem wunderbaren Wirken des Transzendenten oder Göttlichem aussetzt. Säkulare Spiritualität setzt auf »Self-Grow« und Ressourcenerweiterung, ist also eine spirituelle Spielart von Fitness, die gebraucht wird, um in der Beschleunigungsmaschinerie der Spätmoderne besser mithalten zu können. Tragfähige Spiritualität hingegen tritt bewusst aus der Wiederholungsschleife der Selbstsuche und Selbstoptimierung heraus und setzt sich in heilsamer Selbstbegrenzung dem Transzendenten aus, um sich an der Grenze der eigenen Handlungsfähigkeit vom Göttlichen durchdringen zu lassen, um

FOTO: CORONABIBEL

Sichtbare Gemeinschaft. Eine 6. Klasse gestaltete die Kiste, in der ein Band der Corona-Bibel in die St. Galler Kathedrale gebracht wurde. Das Schreiben, Kommentieren und Gestalten war deshalb eine wichtige Erfahrung der Selbstwirksamkeit

für und mit anderen selbst wunderbar wirksam werden zu können. Die Grenzlinie zwischen säkularer und religiöser Spiritualität verläuft damit auf dem Grat der Frage: Soll das Unverfügbare durch Techniken und Methoden für das einzelne Subjekt kontrollierbar und beherrschbar gemacht werden (säkulare Spiritualität) oder setzt sich das Subjekt bewusst dem symbolisch repräsentierten Unverfügbaren aus und markiert damit die Grenze der eigenen Möglichkeiten?

Freestyle Religion verbindet Sinn und Sinnlichkeit, Eigensinn und Gemeinschaft. So wie die Freerunner und Parkur-Sportler, die in der Gruppe an eigenen Bewegungskombinationen arbeiten, wenn sie über Parkbänke oder Geländer springen, bleibt auch der religiöse Freestyler auf eine Gemeinschaft bezogen. Freestyle Religion übersteigt eine reine Herzens- und Gesinnungsreligion, indem sie den Leib als Ankerpunkt für Gotteserfahrungen einsetzt. Das Eintauchen in die Gottesgegenwart geschieht leibhaftig. Das Ergriffenwerden von den göttlichen Atmosphären (H.Schmitz) oder das Empfinden der prägenden Qualitäten einer Situation (John Dewey) geschieht immer durch und mit dem physischen Organismus.

Gemeinsames Beten verpflichtet

Das vom italienischen Künstler Michelangelo Pistoletto entworfene Symbol eines erweiterten Unendlichkeitszeichen diente mir dabei als Modell für Freestyle Religion. Um ein weiteres Feld wird das bekannte Unendlichkeitszeichen ergänzt, so dass drei miteinander verbundene Bereiche entstehen, die die drei Bereiche des Religiösen umschliessen: Das Mystisch-Kontemplative steht für die individuell-religiösen Erfahrungen, die jede und jeder in der stillen Kammer bei verschlossener Tür leibhaft macht: Meditation, Gebet und Gebärde. All dies vollzieht sich in völliger Autonomie des Einzelnen: Ich und Gott allein. Keine doktrinären Vermittlungsinstanzen treten hier dazwischen und bevormunden.

Auf der gegenüberliegenden Seite liegt das Feld des weltzugewandten Handelns, das öffentlich und politisch Welt mitgestaltet, die Hungrigen speist, für Klima und gerechtes Wirtschaften eintritt, Material formt und Erfah-

rungen der Selbstwirksamkeit ermöglicht. Vor kurzem wurden viele Schweizer Kirchgemeinden öffentlich kritisiert und angezeigt, weil sie für die Abstimmungsinitiative »Konzernverantwortung« deutlich und sichtbar mit Bannern an den Kirchtürmen eintraten. Über diese Form der Kommunikation kann man streiten. In der Sache würde sich die Kirche langfristig selbst aushöhlen, würde sie in solchen Fragen schweigen. Denn das öffentliche Eintreten für Verantwortung Mensch, Tier und Klima gegenüber und das Einfordern gesellschaftlicher und globaler Gerechtigkeit lässt sich nicht vom christlichen Glauben trennen, ohne ihn seiner Alltagsrelevanz zu berauben.

Das mittlere Feld, das das »Liturgisch-Kultische« mit gemeinschaftlichem Feiern umfasst, speist sich wesentlich aus den beiden umliegenden Feldern. Wenn im Feiern des Gottesdienstes das engagierte Eintreten für andere nicht spürbar ist, läuft der Gottesdienst leer. Dass viele Menschen trotz aller Bemühungen den Gottesdiensten fernbleiben, hat eben damit zu tun: Viele kommen nicht, weil sie spüren, dass man nur gregorianisch singen darf – der berühmte Satz Dietrich Bonhoeffers: »Nur wer für Juden schreit, darf gregorianisch singen« klingt hier nach –, wenn man auch im Alltag wenigstens ein Stück dessen lebt, was im Gottesdienst zwischen die betenden Hände eingeschlossen wurde. Gemeinsames Beten verpflichtet.

Christentum mit dem Gesicht zur Welt

Die anderen bleiben inzwischen dem Gottesdienst fern, weil sie im Singen und Beten ihrer Gemeinde den Herzschlag für die Wunden der Gegenwart nicht spüren und die Predigten als weltabgewandt erleben. Da helfen auch alle gottesdienstlichen Kompetenzzentren nichts. Das gemeinsame Feiern speist sich aus der mitgebrachten Spiritualität der einzelnen und diesem spürbaren Herzschlag für die Welt. Johann Baptist Metz nannte es ein Christentum mit dem Gesicht zur Welt.

Diese dreiteilige spirituelle Grundstruktur, die die menschlichen Grundbeziehungen widerspiegelt, war es, die mir geholfen hat, für die Zeit des ersten Lockdowns im vergangenen Jahr die St. Galler Corona-Bibel zu initiieren. Mit einem kleinen ökumenischen Projektteam suchten wir 1189 Menschen, die jeweils ein Kapitel der Bibel handschriftlich abschreiben und wenn gewünscht auch illustrieren und kommentieren.

Denn mir war bewusst, dass es für die Zeit der Isolation wichtig sein würde, das Individuelle des Mystisch-Meditativen mit der Perspektive des Gemeinschaftli-

» Freestyle Religion verbindet Sinn und Sinnlichkeit, Eigensinn und Gemeinschaft – so wie Parkur-Sportler

Uwe Habenicht

Gott im Blätterrauschen – Vorschlag zum Meditieren

Die vorgeschlagene Meditation verbindet im Sinne des Freestyle biblische Impulse, Imagination, Bewegung und Sinneswahrnehmungen. Von Uwe Habenicht

FOTO: ZVG/CITYKIRCHE ST. GALLEN

Alle Seiten der St. Galler Corona-Bibel mit Informationen, Videos und Fotos rund um das Projekt finden Sie unter www.coronabibel.ch

Suchen Sie sich einen ruhigen und angenehmen Ort, an dem Sie ungestört sind. Beginnen Sie mit einem Moment der Stille und einigen ruhigen Atemzügen.

Wählen Sie ein Kapitel der Bibel aus (z. B. aus der St. Galler Corona-Bibel). In der Tradition der lectio divina werden immer ganze biblische Bücher gelesen. Ein einzelnes biblisches Kapitel lässt sich gut eine Woche lang mit der folgenden Übung erschliessen. Lesen Sie das Kapitel langsam und mit lauter Stimme. Variieren Sie beim Lesen Lautstärke, Betonungen und Geschwindigkeiten.

Wählen Sie nun einen Satz (oder einen Teil eines Satzes) aus, der ihr Interesse auf sich zieht, und wiederholen Sie ihn mehrmals, bis sie ihn auswendig können.

Stellen Sie sich nun hin und atmen Sie mehrmals ruhig ein und aus. Spüren Sie den Kontakt zum Boden, der mit jedem Atemzug zunimmt. Machen Sie nun sehr langsam einige wenige Schritte vorwärts. Verbinden Sie mit jedem Schritt einen Atemzug: Schritt/einatmen – Schritt/ausatmen. Gehen Sie dabei sehr langsam und achten Sie auf Ihren Atem. Bleiben Sie immer wieder stehen und atmen Sie langsam aus und ein.

Sobald Sie Schritte und Atem synchronisiert haben, sprechen Sie innerlich den auswendig gelernten Satz: bei jedem Schritt und Atmen jeweils ein Wort. Wiederholen Sie dies solange, bis Ihre Schritte, Ihr Atem und Ihr Satz eine Einheit bilden. Bleiben Sie zwischendurch immer mal wieder für einige ruhige Atemzüge stehen. Nehmen Sie Ihre Umgebung wahr. Was hören, riechen, sehen Sie? Spüren Sie den Luftzug auf der Haut?

chen und des Gestaltens zu verbinden. Die persönliche Spiritualität konnte sich durch das Abschreiben am biblischen Text reiben und abarbeiten.

Eine Künstlerin, die die Gestaltung des Deckblattes für ein Prophetenbuch übernommen hatte, schrieb mir, dass sie mit dem Gottesbild dieses Propheten ganz und gar nicht übereinstimme und deshalb von der übernommenen Aufgabe wieder zurücktrete. Ich bat sie, eben dieses Ringen und diese Auseinandersetzung zum Thema ihres künstlerischen Entwurfs zu machen. Wenig später schickte sie mir ihr Deckblatt, dem die Tiefe der Auseinandersetzung anzusehen war. Das Mystisch-Kontemplative braucht ein Gegenüber, an dem es wachsen und sich reiben und mit dem es ringen kann. Alles andere wäre blosses Selbstgespräch.

Die St. Galler Corona-Bibel bot den Menschen, die Gelegenheit zu solch elementarer Auseinandersetzung. Viele Kommentare und Illustrationen spiegeln dies wider. Wer durch die 3811 Seiten mit ihren so unglaublich verschiedenen Handschriften blättert, dem erschliesst sich bereits ein Teil davon. Die Kommentare und Illustrationen vertiefen diese Eindrücke dann noch. Erstaunliche Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart ergeben sich, wenn etwa zur Paradiesgeschichte oben eine Schlange gezeichnet wurde und sich unten eine Darstellung des Coronavirus findet.

Schreiben war immer schon ein therapeutisches Heilmittel gegen die Verzweiflung. Das Abschreiben eines biblischen Kapitels befreit uns vom Druck der Gegenwart, verbindet uns mit anderen, die zu früheren Zeiten wie wir gehofft haben und verzweifelt waren und all dies in ihr Ringen mit Gott und vor Gott gebracht haben. Ein weiteres wichtiges Element zeigt sich im Schreiben, wenn es im Rahmen einer Gemeinschaft geschieht. Wer mitgeschrieben hat, wusste, dass viele andere das Gleiche auch tun.

Die Originalausgabe der St. Galler Corona-Bibel fügt in sieben Bänden das Handschriftenmeer zusammen. Im Frühjahr 2021 fand die Übergabe an die Stiftsbibliothek statt und machte diese Gemeinschaft nochmals sichtbar und spürbar. Aus unzähligen E-Mails und Gesprächen ist mir bewusst geworden, wie wichtig dieses Erleben von Gemeinschaft ist. In der Zeit des Lockdowns waren viele von ihren Alltagsroutinen abgeschnitten. Das Schreiben, Kommentieren und Gestalten war deshalb eine wichtige Erfahrung der Selbstwirksamkeit. In dieser Zeit konnten wir vieles nicht mehr und doch gab es die Möglichkeit, sich gestaltend zu dieser Situation zu verhalten.

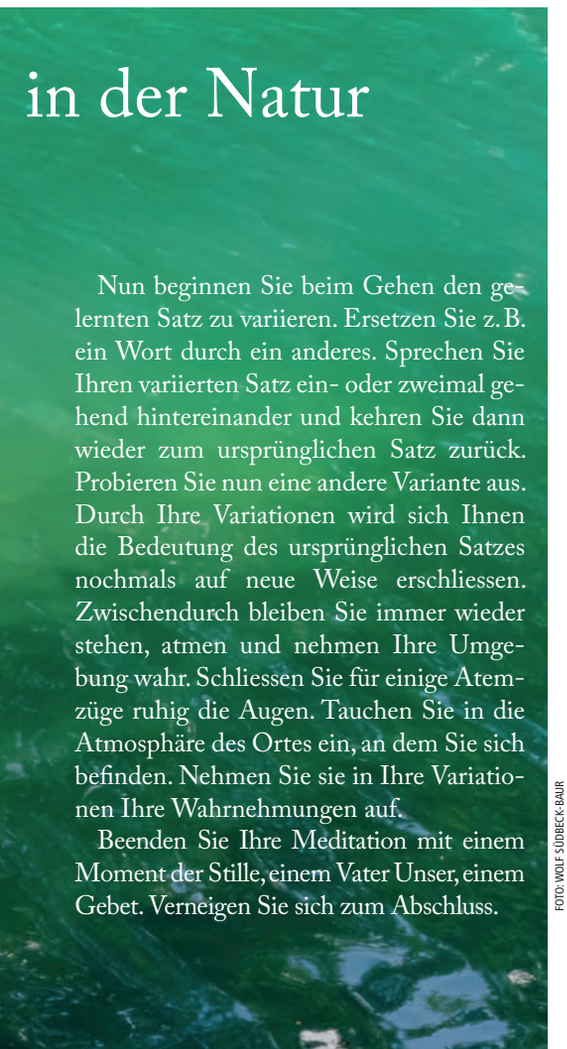
Innerhalb von rund 10 Wochen lagen alle 1189 Kapitel handschriftlich vor. Unsere Einladung, an einer geistlichen Übung allein und doch in Gemeinschaft teilzunehmen, war gelungen.

Wenn wir Menschen als kirchlich Verantwortliche spirituell begleiten wollen, dann braucht es einen klaren Blick für das, was tragfähige Spiritualität ausmacht. Bei jedem Angebot sollten wir wissen, in welchem der drei Felder wir uns bewegen. Uns sollte bewusst sein, was genau wir stärken und anregen möchten, welche Bereiche miteinander verbunden werden sollen. Tragfähige Spiritualität fördert Eigensinn, Kooperation und Weltzugewandtheit und bringt sie in ein ausgeglichenes Gleichgewicht.

Kirchen können Rahmen bieten

Freestyle Religion steht dabei für ein Modell der Spiritualität, das dem Einzelnen bewusst grosse Spielräume der Gestaltung lässt, den Körper mit einbezieht und nicht-doktrinär auftritt. Als Kirchen können wir Menschen bei ihrer spirituellen Suche nur begleiten, wir können ihnen nicht sagen, welche Formen und welche »Moves« sie brauchen. Wir können ihnen aber einen Rahmen anbieten, der bestimmte Erfahrungen ermöglicht und zuspielt.

In diesem Sinne »funktioniert« Spiritualität im 21. Jahrhundert: minimalistisch sich auf das Grundlegende konzentrierend und nicht-doktrinär viel Raum für Individualität, die sich in ein Ganzes fügt, ermöglichend. ◆



in der Natur

Nun beginnen Sie beim Gehen den gelernten Satz zu variieren. Ersetzen Sie z. B. ein Wort durch ein anderes. Sprechen Sie Ihren variierten Satz ein- oder zweimal gehend hintereinander und kehren Sie dann wieder zum ursprünglichen Satz zurück. Probieren Sie nun eine andere Variante aus. Durch Ihre Variationen wird sich Ihnen die Bedeutung des ursprünglichen Satzes nochmals auf neue Weise erschliessen. Zwischendurch bleiben Sie immer wieder stehen, atmen und nehmen Ihre Umgebung wahr. Schliessen Sie für einige Atemzüge ruhig die Augen. Tauchen Sie in die Atmosphäre des Ortes ein, an dem Sie sich befinden. Nehmen Sie sie in Ihre Variationen Ihre Wahrnehmungen auf.

Beenden Sie Ihre Meditation mit einem Moment der Stille, einem Vater Unser, einem Gebet. Verneigen Sie sich zum Abschluss.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

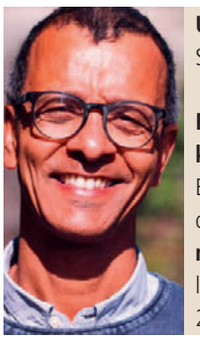
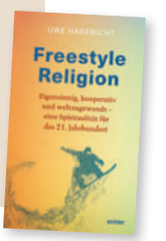


FOTO: ZVG

Uwe Habenicht ist reformierter Pfarrer in St. Gallen Straubenzell und Autor der Bücher:

Freestyle Religion. Eigensinnig, kooperativ und weltzugewandt. Eine Spiritualität für das 21. Jahrhundert, Echter Verlag 2020, und **Leben mit leichtem Gepäck**. Eine minimalistische Spiritualität, Echter Verlag 2021



Mit euren Geschichten

Religionspädagoge Lars Wolf schreibt interreligiöses Lernen ganz gross. Heute mit der Geschichte von der Arche Noah und Bruno Manser. Die Kinder trauen sich, kontrovers zu denken, ohne zu verletzen

Von Wolf Südbeck-Baur

Donnerstagnachmittag. Aus vollen Kehlen schmettern die Viertklässler*innen «Laudato si … sei gepriesen … der Mensch, dein Bild der Liebe». An der Gitarre sorgt Religionslehrer Lars Wolf fürs Crescendo. Der Sound vibriert so engagiert durch die offenen Fenster, dass andere Schüler auf dem Schulhof problemlos mitsingen könnten.

Doch dann kehrt gespannte Ruhe ein. »Ich wünsche euch einen guten Nachmittag«, begrüsst Lars Wolf die 16-köpfige Klasse, die wie aus einem Munde selbiges erwidert. Und der Nachmittag hat es in sich. Thema ist Bruno Manser, die Menschen in Sarawak, die Menschen in Europa und die Arche Noah. »Worauf legen die Menschen in Sarawak, das Volk der Penan, und jene in Europa besonderen Wert, wen oder was stellen sie ins Zentrum ihres Denkens und Handelns?«, fragt der von Haus aus reformierte Religionspädagoge immer im Blickkontakt mit den 11-Jährigen an den Vierertischen und mit den Händen ermunternd gestikulierend. »Wir sind glücklich, wenn wir uns einen Lamborghini leisten können«, repetiert David*. »Und wir können uns gegen alles versichern«, ergänzt Omar*. »Alles ist in Europa auf das Ich konzentriert, Wettbewerb und Geld dominieren«, fasst Wolf zusammen, was die Schülerinnen und Schüler in der Vorwoche erarbeitet hatten, »während bei den Penan in Sarawak, wo nun endlich ein Teil des noch bestehenden Waldes und seine Tiere durch die Regierung unter Schutz gestellt werden sollen, Grundbedürfnisse, Gerechtigkeit als Lebensgrundlage und Lebensraum ganz wichtig sind«.

An diesem Engagement beteiligte sich der Basler Bruno Manser, der in die Geschichte eingegangen ist als entschlossener Kämpfer gegen die Zerstörung des Regenwalds. Er war von den Penan auf der Insel Borneo als einer der ihren aufgenommen worden. Als Manser 2005 für verschollen erklärt wurde, schrieb Lars Wolf eine Geschichte dazu: »Der Spinner – oder ein Rettungsboot auf dem Trockenen«. Diese Geschichte präsentiert, besser inszeniert der Lehrer nun. Alle lauschen konzentriert. In der Geschichte zimmert der Spinner ein Haus auf einem Kahn. »Wird sein Kahn Leben retten?« Seine satten Widersacher, die Nach-mir-die-Sintflut-Rufer, wollen ihn stoppen. Der Spinner soll aufhören, gegen Umweltzerstörung zu wettern, zu warnen. Die Menschen sollen innehalten, aufhorchen. Wofür? »Es geht ums Überleben einer bedrohten Welt, aber viel Unglück, eine zerstörerische Flut bricht herein«, ruft Wolf. »Doch eine der Tauben, die der Spinner ausgesendet hat, kehrt mit einem Olivenblatt im Schnabel zum Kahn zurück.«

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

»Wir schreiben ein Buch«. Religionslehrer Lars Wolf im Gespräch mit den Primarschülern

Spinner wider alle Hoffnung

Fragend schaut der hochaufgeschossene Religionslehrer in die Klasse. »Welche Geschichte, die in der jüdischen, der christlichen und der islamischen Tradition wichtig ist, steckt hinter der Geschichte vom Haus auf dem Kahn?« Wolf muss nicht lange warten, Larissa* streckt den Arm in die Höhe: »Die Arche Noah!« »Ganz genau«, bekräftigt Wolf und ergänzt, dass im Islam sogar ein Fest gefeiert wird, das an Noah erinnert: Am Ashura-Fest gedenken die Schiiten dem Martyrium Husains, dem Enkel des Propheten, die Sunniten begehen einen Fasttag. Sie kochen an diesem Fasttag, schlägt Wolf die Brücke zur Arche Noah, eine Suppe mit Granatapfel, Reis und Nüssen, »Früchte, die Noah in seiner Arche trotz aller Unwetter übrighatte«. Noah sei »ein Spinner« gewesen, »und Bruno Manser«, erklärt Lars Wolf mit hochgezogenen Augenbrauen, »war auch so ein Spinner« – offenbar wider alle Hoffnung, möchte man still ergänzen.

Der Religionspädagoge, der seinen Unterricht grundsätzlich als interreligiösen Religionsunterricht ausrichtet, macht eine Kunstpause und holt Luft. Nach wenigen Augenblicken aber ist der Beamer gebändigt, die Karikatur von Horst Haitzinger erscheint an der Wand über der Tafel (s. Bild). Alle Augen inspizieren das monströse graue Stahlschiff mit Schloten und Kraftwerken und den grünen Dschungel, der als Bei- oder Rettungsboot am wuchtigen Rumpf des Dampfers befestigt ist. Die Schülerinnen und Schüler erzählen zunächst, was sie sehen, beginnen dann zu assoziieren und schliesslich zu interpretieren.

»Wir machen ein Buch mit euren Geschichten«, überrascht Wolf seine Schüler*innen und hebt seine Stimme. Arbeitsauftrag: »Auf welchem Schiff wäret ihr gern? Was ist euch wichtig?« Spontan meldet sich Önder*, der soeben wohl wegen dem Ramadan eine kleine Ruhephase eingelegt hatte: »Ich würde abwechseln.« Als Wolf ihn nach dem Warum fragt, schreibt er auf sein Blatt: «Beide haben Vorteile. Die Vorteile des grauen Schiffs sind: du kannst die wichtigen Sachen haben und Spass durch Internet und mehr. Die Nachteile sind: weniger Lebensraum, Umweltverschmutzung, weniger Tiere usw. Jetzt die Vorteile vom bunten Schiff: mehr Freiraum, mehr Tiere, keine Umweltverschmutzung usw. Aber die Nachteile sind Wildnis, Gefahr, Jagd, einsam sein etc.«

Ausnahmslos alle Schülerinnen und Schüler schreiben emsig, fragen nach, ob sie mit ihren Gedanken auf dem richtigen Dampfer, sprich auf dem der Aufgabe entsprechenden Weg sind, diskutieren mit Lehrer Wolf, holen sich Rat und ein zusätzliches Blatt Papier aus dem Klassenschrank. Mihail* entscheidet sich unmissverständlich für das Schiff mit der Natur: »Ich wäre gerne auf dem Schiff, auf dem die Natur am Herrschen ist. Für mich ist es wichtig, dass man Freundschaft und Gemeinschaft und die Natur hat. Denn wenn es keine Natur gäbe, dann könnte man nicht existieren und die Welt wäre heute zutage in der Katastrophe. Es gäbe keine Luft mehr.« Und der 11-Jährige denkt noch weiter: »Viele Leute würden sich töten, weil wenn man nicht die äussere Welt sieht, dann kriegt man Depressionen. Weil, es liegt in uns Menschen, dass wir raus wollen. Die Natur ist unsere Heimat und manche – also alle ausser den »grauen Herren« (Anm. Red.: Gemeint sind die grauen Herren aus Michael Endes »Momo«, womit sich die Klasse im Vorfeld beschäftigt hat) können nicht leben, wenn ihre Heimat zerstört wird. – Und ich bin einer von ihnen. Für mich wäre das wie ein Schuss ins Herz.«

Eigenständige Gedankengänge

Jonas* sieht es anders: »Ich gehe auf das graue Schiff. Weil, seien wir ehrlich, wenn wir erwachsen sind, wird es keiner versuchen, auf das Penanschiff zu kommen. Das ist meine Meinung.« Lea* philosophiert so: »Ich würde das rechte Schiff nehmen, denn dort hat alles angefangen. Ohne das rechte Schiff würde es das linke Schiff gar nicht geben. Auf dem rechten Schiff hat alles angefangen: Menschen, Tiere, Lebewesen, Wasser, Feuer, Luft, Erde und ganz langsam hat sich das linke Schiff gebildet. Natürlich hat das linke Schiff auch Vorteile. Es macht fast alles einfacher. Trotzdem wäre ich lieber auf dem rechten Schiff. Denn dort hat mein Leben angefangen und ich bin sehr froh darüber, denn sonst wäre ich nicht hier. Hier auf der Erde, wo ich mich wohlfühle, auch wenn es manchmal ein paar Hügel im Leben hat. Aber Leben ist Leben.«

Lars Wolf ist berührt von den Überlegungen der vierten Klasse und kommentiert, als wir in seinem gemütlichen Dachzimmerbüro die Doppelstunde Revue passieren lassen: »Ich bin beeindruckt von den differenzierten und eigenständigen Gedankengängen. Die Kinder getrauen sich, kontrovers zu denken im Abwägen von Argumenten und Plausibilitäten, ohne damit die Beziehungsebene zu beschädigen.» Diese Kompetenz gelte es zu pflegen, betont der Religionspädagoge, »indem wir mit ihnen das Leben als das Offene begreifen. Dem Dialog eignet schliesslich etwas Meditatives im Teilen und Mitteilen dessen, was wir brauchen und im gemeinsamen Aushandeln von Lösungen, die alle miteinschliessen». Nicht ohne Demut kommt Wolf zu dem Fazit: »Wo das eingeübt und erlebt werden kann, verlieren Differenz und auch der Konflikt das Bedrohliche, Ausschliessende. Könnte uns und den Kindern Besseres passieren, als hier frei zu werden?« Wohl kaum. ◆

*Namen geändert

aufbruch: *Lars Wolf, Sie verstehen Ihren Religionsunterricht, an dem Schüler*innen mit unterschiedlicher religiöser Herkunft teilnehmen, als einen Ort interreligiösen Lernens. Was ist Ihnen dabei wichtig?*

Lars Wolf: Das Einüben der Betrachtung ist mir im interreligiösen Lernen besonders wichtig, damit die Kinder lernen hinzuschauen, ohne bereits zu deuten, sondern nur zu beschreiben. Dies, damit sie in der Lage sind, sich ein eigenes Bild zu machen.

Interreligiöses Lernen will Raum bieten dafür, elementare Lebensfragen zu stellen und die Kompetenz fördern, ein eigenes Urteil zu bilden. Interreligiöses Lernen unterstützt die Kinder dabei, eine gemeinsame Ethik zu entwickeln und auf der Handlungsebene zu erproben.

Welche Rolle spielen konfessionelle Zugehörigkeiten beim interreligiösen Lernen?

Interreligiöses Lernen kann sich nicht nur auf *eine* Konfession beziehen, kann aber auch nicht rein religionskundlich konzipiert sein. Interreligiöses Lernen hat immer einen konfessorischen Charakter, insofern subjektive Lebensplausibilitäten zur Sprache kommen und Niederschlag finden im Diskurs. Vielleicht ist der Begriff der Positionalität besser, weil er in der Institution Schule nicht mit institutionellen Religionsgemeinschaften in Verbindung gebracht wird.

Was bedeutet das konkret zum Beispiel bezogen auf die Geschichte von der Arche Noah?

Wenn wir nun, ausgehend von der Frage, welche Handlungsoptionen wir auf die ökologische Frage sehen und uns vorstellen, in einer Woche in der Klasse 4c das Fasten in den drei abrahamitischen Religionen als Einüben des Verzichts kennen lernen, wird ein muslimischer Schüler von seiner Erfahrung berichten können und wird in seiner Positionalität wahrgenommen und bestätigt. Jedoch neben anderen Positionen, die ähnliche oder andere Erfahrungen schildern.

Dies ist ein wichtiger Lerninhalt für Kinder, deren religiöser Hintergrund geprägt ist durch institutionelle Ausschliesslichkeit, deren Logik folgend religionskonfessionellen Charakter hat. Das würde aber die religiöse Distanz fördern, in der das Fremdbild des Andersgläubigen, dessen, der mit anderen Plausibilitäten lebt, und das Eigenbild ein Konstrukt der Distanz ohne prüfende Erfahrung wird. Um dies zu verhindern, versucht das interreligiöse Lernen oder eine pluralistische Religionspädagogik einen »intersubjektiven Raum« zu ermöglichen, in dem Kontakt möglich wird. Nur die Erfahrung des Kontaktes, in dem das Ich sich als anders als das Du erfährt und dadurch bestätigt wird, ermöglicht es, realistische Eigen- und Fremdbilder zu entwickeln, da sie sich zwangsläufig immer wieder verändern wie der Mensch selbst auch.

Interview: Wolf Südbeck-Baur

Chur bleibt konservativ

Michael Meier

Eines ist den sieben neuen Kaderleuten gemeinsam: sie sind weitgehend unbekannt. Nur der Churer Bischof Joseph Bonnemain selber weiss, warum er sie an die Schlüsselstellen seines Bistums befördert hat. Selbst den neuen Zürcher Generalvikar, Pfarrer Luis Varandas, seit vier Jahren in der Zürcher Kirchenexekutive für die Migrantenpastoral zuständig, kennen nur die Kirchenengagierten. Das gilt noch mehr für Jürg Stuker, den Bündner Generalvikar und Moderator Curiae. Als Pfarrer hat er sich einen konservativen Namen gemacht. Die beiden Altgedienten, die Kanzlerin Donata Bricci und der vom General- zum Bischofsvikar herabgestufte Andreas Fuchs, gehören zur ultrakonservativen Gruppierung *Servi della Sofferenza*. Insgesamt stützt sich der *Opus-Dei*-Bischof auf linientreue Leute, die ihm kaum widersprechen werden. Vertreter des liberalen Flügels sind nicht dabei. Das Bistum Chur bleibt konservativ. Daran würde sich auch wenig ändern, sollte Rom auf Bonnemains Wunsch hin den profilierten Pfarrer und früheren Bündner Generalvikar Andreas Rellstab zum Weihbischof machen.

FOTO: TAGIS-ANZEIGER

Michael Meier ist Theologe und berichtet im »Tages-Anzeiger« über Religion, Kirchen und Gesellschaft

Das alles gibt wenig zu reden. Alle sind heilfroh, dass die Reizfiguren aus der Ära Huonder – nämlich Martin Grichting, Giuseppe Gracia und Marian Eleganti – endlich weg sind. Applaus erhält Bonnemain auch für seine Symbolpolitik nach Art des Papstes. Wobei man nicht wahrhaben will, dass auch seine Zeichen stumpf sind. So hat er das neue Personalressort neben dem Diakon Urs Länzlinger der Theologin Brigitte Fischer Züger anvertraut. Von Frauenförderung kann nur sprechen, wer nicht weiss, wie dornenreich dieses Ressort ist – speziell in Zeiten des Priestermangels und der Missbrauchsskandale.

Monika Schmid, Gemeindeleiterin der Pfarrei St.Martin, Illnau-Effretikon, Lindau und Brütten, fand im *Landboten* kritische Worte für die Absenz von Kardinal **Kurt Koch** und Bischof **Felix Gmür** bei der Trauerfeier für den Tübinger Schweizer Theologen **Hans Küng** Mitte April. »Hans Küngs Trauerfeier war schlicht und bewegend gestaltet. Kein Bischof weit und breit, kein Grusswort aus Rom. Wenn sonst ein Priester stirbt, dann stehen die geweihten Häupter oft in Scharen um den Altar und einander auf den Füssen. Wäre es nicht eine Selbstverständlichkeit gewesen, einem grossen Theologen die letzte Ehre zu erweisen? Wahre Grösse ist keine Frage des Alters, der Errungenschaften und von Titeln. Wahre Grösse zeigt sich, wenn Menschen über ihren Schatten springen, das Herz sprechen lassen und etwas Abstand lassen zum eigenen Ego. In einer Kirche, so denkt man, müsste das möglich sein. Was wäre dies für ein Zeichen gewesen, wenn sich auch nur einer dieser Kirchenmänner auf den Weg gemacht hätte, um einem Mitbruder wenigstens jetzt symbolisch die Hand zu reichen.«

FOTO: SRF

Monika Schmid

Claudio Knüsli, Onkologe und Vorstandsmitglied der *Ärztinnen und Ärzte für soziale Verantwortung/zur Verhütung des Atomkriegs* PSW/IPPNW, fordert gemeinsam mit seinen Vorstandskolleg*innen das *Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation* UVEK auf, neue Forschungsresultate in die Strahlenschutzgesetzgebung einfliessen zu lassen. Zum Schutz der Bevölkerung sei es dringlich, dass »die Behörden die langfristigen Folgen der ionisierenden Strahlung anerkennen«. In einer gemeinsam mit der *Energie-Stiftung Schweiz* SES verbreiteten Medienmitteilung anlässlich des 35. Jahrestags der Kernkraftwerkskatastrophe von Tschernobyl heisst es wörtlich: »Aufgrund der heutigen Kenntnisse muss von mindestens 400 Krebstoten sowie zusätzlich von ebenso vielen Toten durch Herzinfarkte und Hirnschläge als längerfristigen Strahlenfolgen ausgegangen werden.« Es sei zudem bisher kaum bekannt, erklären die Mediziner*innen, »dass als Folge von Tschernobyl Störungen der Fortpflanzung nachgewiesen werden können«. So lasse sich für die Schweiz wie für Europa eine Zunahme der Frühsterblichkeit nachweisen.

Bernd Nilles, Direktor des Hilfswerks *Fastenopfer*, wertet das Volksmehr als starke Legitimation, um die Anliegen der am Ständemehr gescheiterten Konzernverantwortungsinitiative weiterhin voranzubringen. Die Trägerschaft der Initiative will sich organisiert als Verein weiterhin für griffige Regeln für Konzerne einsetzen. »Viele Partnerorganisationen, mit denen wir in den Ländern des Südens zusammenarbeiten, sind von wirtschaftlichen Grossprojekten negativ betroffen. Dies wird leider auch in der Zukunft der Fall sein«, so Nilles gegenüber *kath.ch*. Für *Fastenopfer* stelle sich deshalb »die Frage, ob wir unser diesbezügliches Engagement reduzieren wollen, nicht«.

Hansjörg Schmid, Direktor des *Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft*, wertet den neuen Weiterbildungslehrgang für muslimische Betreuungspersonen im Kanton Zürich als einen »Meilenstein für die Integration der Muslime in der Schweiz«. Mit dem Ausbildungslehrgang, der mit Unterstützung der *Vereinigung der Islamischen Organisationen Zürich* von der Zürcher *Direktion der Justiz und des Innern* konzipiert wurde, können sich Imame und andere Betreuungspersonen weiter qualifizieren. Die Initiative sei von den Zürcher Muslimen ausgegangen. »Die Politik hat das aufgenommen«, so Schmid laut *kath.ch*. Der Kanton erhoffe sich, Netzwerke und Beziehungen stärken zu können. »Die gesamte Gesellschaft soll profitieren.«

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Hansjörg Schmid

Sabine Zgraggen, Dienststellenleiterin bei der katholischen Spital- und Klinikseelsorge im Kanton Zürich, und **Lisa Palm,** ihre Stellvertreterin und Palliative-Care-Beauftragte, betonen, dass sich die Spitalseelsorge weiterentwickeln müsse. »Eine Herausforderung stellt die gesundheitspolitische Strategie ›ambulant vor stationär‹ dar. Immer häufiger werden komplexe Behandlungen ambulant angeboten und schwerkranke Patientinnen und Patienten – zum Beispiel in Palliative Care – durch spezialisierte Behandlungsteams zuhause gepflegt und behandelt. Hier gilt es, neue Formen einer zukunftsgewandten ambulanten Seelsorge in Zusammenarbeit mit den Pfarreien zu entwickeln«, schreiben sie in der *Schweizerischen Kirchenzeitung*.

Medaille geht auf Wanderschaft

FOTO: SRF

Medaille für Veronika Jehle

Der Einsatz für Freiheit in der Kirche hat oft einen hohen Preis und hinterlässt immer Spuren. Doch Preise sind auch eine Verpflichtung. Beispielhaft hat dies eine der Herbert Haag-Preisträgerinnen zum Ausdruck gebracht: Martha Brun (*1940). Die ehemalige Menzinger Schwester erhielt den Herbert Haag Preis 1991 für ihre loyale Opposition im Bistum Chur. Kurze Zeit vor ihrem Tod 2015 entschied sie sich, die mit dem Preis verbundene Verpflichtung mit anderen zu teilen und weiterzugeben. Sie anvertraute die Herbert Haag Medaille der mit ihr befreundeten Theologin Bernadette Tischhauser und diese wiederum nach einiger Zeit Brigitta Biberstein. Beide zusammen enwickelten die Idee einer Wandermedaille. Die mit der Medaille verbundene Ehre und Verpflichtung wollen sie weiterreichen an jüngere Frauen, die sich im Einsatz für Freiheit in der Kirche verdient machen, widerständig und herausfordernd, hartnäckig und ideenreich, freimütig und eigenverantwortlich, innerhalb, am Rande oder auch ausserhalb der Strukturen der Kirche. Das Ehrenzeichen soll freundschaftlicher Dank sein und eine Ermutigung zu Ausdauer.

Als nächste Inhaberin der Medaille wählten Tischhauser und Biberstein zusammen mit Gleichgesinnten Veronika Jehle. Die 36jährige gebürtige Wienerin ist Spitalseelsorgerin am Kantonsspital Winterthur, engagiert sich im interreligiösen Dialog, im Wort zum Sonntag und im kirchlichen Journalismus und kämpft, wo immer sie kann, gegen die kirchliche Angstkultur. Die Wandermedaille wurde ihr im Rahmen eines Gottesdienstes in Pfäffikon am Vortag des Junia-Festes überreicht. Wer weiss, vielleicht wird dieses Beispiel auch andere inspirieren, ihrerseits Medaillen auf Wanderschaft zu entsenden

Erwin Koller

Eingeschlossen wie Wiborada

FOTO: ZVG

Einsamkeit und Exponiertheit sind vielleicht nicht zwei Begriffe, die intuitiv in einem Atemzug genannt werden würden. Ein Inklusentum mitten in der Stadt bietet aber genau dieses Spektrum: Durch die Abgeschiedenheit entsteht eine intensivierte Aufmerksamkeit, nicht nur für das eigenen Gefühlsleben, sondern auch für die Aussenwelt.

Im Zuge des Projektes Wiborada 2021 hat Hildegard Aepli für den Zeitraum einer Woche als Inklusin gelebt. In ihrer aus Holz gezimmerten Zelle, die direkt an die Aussenwand der Kirche St.Mangen angebaut wurde, stehen zwei Stühle. Sinnbild für die in der Zurückgezogenheit ersehnte Gottesbegegnung. Diese Suche nach dem Göttlichen in der weiten Stille des eigenen Innenraums ist ein Grundzug mystischer Erfahrung. Ein Fenster nach aussen ist zu bestimmten Zeiten offen für Gespräche. Das war auch ein Grundzug der Lebensführung Wiboradas.

Die heutige Zelle hat mehr Comfort als zu Wiboradas Zeiten. So betont denn auch Ann-Katrin Gässlein, die Kultur und Bildungsbeauftragte der Cityseelsorge St.Gallen, dass es bei dem Projekt nicht um eine Wiederbelebung der Vergangenheit im Sinne eines asketischen Wetteiferns geht. Die zehn Frauen und Männer, die als Inkluse bzw. Inklusin in der Zelle leben werden, hatten eine Vorbereitungszeit. Sie erfüllen gewisse Kriterien wie psychische Stabilität und Erfahrung mit kontemplativer Praxis.

Das citypastorale Projekt Wiborada 2021 will insbesondere die Bedeutung der spirituellen Hinterlassenschaft der Stadtheiligen für heutige Lebenswelten erschliessen. Zu diesem Zweck wurden religionspädagogische Materialien bereitgestellt und eine Vorlesungsreihe in Zusammenarbeit mit der HSG lanciert. Noch bis zum 3. Juli wartet das Projekt mit einem vielgestaltigen Programm auf. Alle Infos unter www.wiborada2021.ch

Gian Rudin

Gastkolumne

FOTO: ZVG

PFUSCHI-CARTOON

Enttäuschte Bio-Liebe?

Die Wogen steigen, seit sich die Bio-Produzent*innen gegen die Trinkwasserinitiative TWI aussprachen. Von Verrat war die Rede. Von Biobauern, die nur auf ihr Portemonnaie schauen, statt auf Mensch und Natur. Im Ärger wurde übersehen, dass *Bio Suisse* die viel weitergehende Pestizidfreiinitiative »LebenstattGift« unterstützt. Der Verband wurde zur Zielscheibe. Ausgerechnet der Biolandbau, der auf chemisch-synthetische Pflanzenschutzmittel und Mineraldünger verzichtet und der seit 50 Jahren zeigt, wie ohne Schäden an Mensch und Umwelt produziert werden kann, wurde Prügel- knabe enttäuschter Biokonsumenten.

Dabei haben die Bioproduzent*innen eklatante Mängel festgestellt: Die TWI setzt falsche Anreize. Intensiv produzierende Mast-, Gemüse- und Obstbetriebe könnten leicht aus den Direktzahlungen aussteigen. Damit entfallen für sie die ökologischen Mindeststandards, während der Pestizideinsatz dort, wo er am dringendsten reduziert werden sollte, hoch bleibt. Die TWI regelt weder Importe, noch den Einsatz von Gift in Privatgärten oder die vielen Biozide rund ums Gewerbe. Futtermittel dürften nicht mehr hinzugekauft werden – wohl das Aus für viele beliebte Bioeier.

Warum nehmen die Biofreunde diese Kritik nicht ernst? Wo bleibt das Vertrauen in die Fachkenntnisse der Bio-Produzenten? Kommt etwa Städtern eine Idealisierung des Biobauerntums in die Quere? Ist es enttäuschte Bio-Liebe? Es wird Zeit für eine faire Auseinandersetzung und für Versöhnung! Um gemeinsam und über den Abstimmungssonntag hinaus am nachhaltigen Landwirtschafts- und Lebensmittelsystem Schweiz zu schaffen.

Maya Graf, Ständerätin BL, Biobäuerin

Zum Tod des Jahrhundert-Theologen Hans Küng

Mit dem Tod des Theologen Hans Küng verstummt einer der bedeutendsten kritischen Stimmen der Christenheit. Der umtriebige Jahrhundert-Theologe hinterlässt tiefe Spuren in der Geschichte des Christentums

Von Wolf Südbeck-Baur

Als Hans Küng 2018 im März 90 Jahre alt wurde, platzte der Festsaal der Universität Tübingen aus allen Nähten. Symbolträchtig: Margot Kässmann, zurückgetretene Bischöfin und Reformationsbeauftragte des Lutherjahrs 2017, würdigte das Lebenswerk des Schweizer Jahrhundert-Theologen. Das war kein Zufall, denn Hans Küng hatte bereits vor der Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) mit seiner ökumenisch wegweisenden Dissertation schlüssig dargelegt, dass die evangelische Lehre von der göttlichen Vergebung bei Karl Barth mit dem katholischen Dogma des Konzils von Trient (1545–1563) zu vereinbaren ist. »Ein Fanfarenstoss in Richtung Ökumene längst vor dem Konzil«, wie der Küng-Kenner und frühere *Sternstunde Religion*-Moderator Erwin Koller im *aufbruch* unterstrich.

Für Reformen in der Kirche

In den Konzilsjahren wirkte Hans Küng, der 1960 nach kurzer Seelsorgetätigkeit an der Luzerner Hofkirche an der *Katholischen Fakultät der Universität Tübingen* auf den Lehrstuhl für Fundamentaltheologie berufen worden war, als Konzilsberater in Rom und rastlos für Reformen. Als es in den Jahren nach dem Konzil um die Umsetzung der epochemachenden Zusammenkunft ging, engagierte sich der junge Theologe volle Kraft voraus an den vielfältigen Baustellen zur Erneuerung der Kirche. Küng machte Vorschläge zur Reform des römischen Systems, zur Abschaffung des Pflichtzölibats, für ein zeitgemässes Glaubensbekenntnis, für die Anerkennung der Ämter der anderen Kirchen und ihrer Abendmahlsfeier, für die Einführung demokratischer Elemente insbesondere bei der Bischofswahl, für die Ordination von Frauen, für einen neuen Umgang mit Mischehen und Wiederverheirateten, zur Stärkung des Gewissensentscheids insbesondere im Blick auf Empfängnisverhütung und Sexualität. Die meisten seiner Vorschläge verhallten leider unerhört.

Dabei ging es dem brillanten Rhetoriker um nichts weniger als um die Verlebendigung der neu errungenen Freiheit des Christen, die basiert auf seiner »Christologie von unten«. Diese unterscheidet sich beträchtlich von der hellenistisch geprägten Christologie von oben von alt Papst Benedikt XVI. respektive Joseph Ratzinger. 2007, kurz nach dem Erscheinen seiner zweibändigen Memoiren »Erkämpfte Freiheit« (2002) und »Umstrittene Wahrheit« (2007) kommentierte Küng: »Ich war damals noch der Überzeugung und beziehe mich auf ein konkretes Gespräch in meinem Auto, wo er (Ratzinger) diesen Zugang zu Jesus von unten, von der Bibel und der Geschichte her, für möglich angesehen hat: ist ja nicht schlecht, er macht das so, ich machs so. Ich sah, beide Sichtweisen ergänzen sich. Ich kann ja, wenn ich von unten oben angekommen bin, auch wieder von oben nach unten auf die Gestalt Jesu schauen.« Und Küng doppelte nach: »Ich kämpfte schon damals für ein schriftgemässes und zeitgemässes Christentum, das sich an Jesus von Nazareth selber orientiert. Darum kämpfe ich gegen ein autokratisches, autoritäres und bisweilen totalitäres römisches System.«

> » Wir beugen uns in der Schweiz nicht vor Gessler-Hüten, auch wenn sie Bischofsmützen sind
>
> **Hans Küng**

Nach den Aufbruchjahren in der postkonziliaren Zeit der 60er Jahre drehte sich der Wind innerhalb der katholischen Kirche mehr und mehr gegen Reformen. Der inzwischen weltbekannte und weltweit vernetzte Theologe aus Sursee musste dies in seinen wohl bittersten Stunden 1979 erleben, als Rom ihm die Lehrerlaubnis entzog wegen seiner kritischen Anfragen an die Unfehlbarkeit des päpstlichen Systems, die 1871 als Dogma ex cathedra behauptet und verkündet worden war. Küng hielt dagegen mit der heute weit herum unstrittigen Überzeugung: »Päpstliche Lehräusserungen können und dürfen nicht als unfehlbar verstanden werden.«

Von Rom verstossen

Er wich der römischen Inquisition nicht, sondern setzte alle legitimen Mittel ein, um den Ausschluss aus der Tübinger theologischen Fakultät zu verhindern. Schliesslich sei gegen keines seiner Bücher ein ordentliches Verfahren durchgeführt worden. Nie war ihm Akteneinsicht, nie eine faire Chance der Rechtfertigung geboten worden, nur die Möglichkeit der demütigen Unterwerfung. Nach ebenso dramatischen wie erfolglosen Vermittlungsversuchen kippten sieben der zwölf Professorenkollegen um und wechselten auf die römisch-kuriale Seite. So musste Küng 1980 gezwungenermassen an der katholischen Fakultät seine sieben Sachen packen, behielt aber mit seinem ökumenischen Institut einen Platz an der Universität, ohne einer Fakultät anzugehören.

Im Gespräch mit Weltreligionen

Derart ausgestattet mit neuer Freiheit zog Hans Küng 1980 erneut in die Welt und erkundete die Kontinente auf den Spuren

der ökumenischen Grundidee in den Weltreligionen. Seine Spurensuche – viele werden sich an die gleichnamige TV-Serie erinnern – drehte sich um Fragen wie: Welche Bedeutung haben der Islam und das Judentum für das Heil der Menschen? Wie verhalten sich der Buddhismus, der Hinduismus und der Konfuzianismus zur Botschaft des Mannes aus Nazareth? Küng pflegte intensiv das interreligiöse Gespräch, wobei er anderen Religionen nie als Konkurrenten begegnete, sondern »immer als Erweiterung und als Herausforderung des eigenen Glaubens«, wie der Theologe Hermann Häring urteilt.

Diese ökumenisch der Sinnsuche der Menschen verpflichtete Suche nach Antworten bei den Religionen führte Hans Küng mit seinem unabhängigen Ökumene-Institut im Rücken zum nächsten Kraftakt, der Entwicklung und dem Aufbau eines Weltethos-Projekts. Der umtriebige Gelehrte hatte in einer Welt der Kriege und der Missachtung der menschlichen Würde, in der Gewalt mancherorts heute wieder ideologisiert religiös gerechtfertigt wird, elementare Gemeinsamkeiten der Religionen herausdestilliert: »Kein Frieden unter den Nationen ohne Frieden unter den Religionen. Kein Frieden unter den Religionen ohne Dialog zwischen den Religionen. Kein Dialog zwischen den Religionen ohne globale ethische Massstäbe. Kein Überleben unseres Globus ohne ein globales Ethos, ein Weltethos.« Zentral, so schärfte Küng bei seinen Vorträgen rund um den Globus ein, sei die Besinnung auf die Gemeinsamkeiten in den Religionen.

Die Idee des Weltethos

Dabei grenzte Küng sein Konzept des Weltethos stets ab von der Vorstellung, er propagiere die Bildung einer einzigen Weltreligion. Fragen nach Leben und Tod, Fragen nach dem Sinn des Lebens, die Begründung des sittlichen Bewusstseins, dies seien allen Menschen gemeinsame Fragen, bei deren Beantwortung »Religion und Philosophie viel ausrichten können«, erklärte der Gründer der *Stiftung Weltethos* 2007 anlässlich einer Weltethos-Ausstellung in Basel. Dabei war für Küng klar, dass ein für alle Religionen verbindliches Weltethos von Gläubigen und Ungläubigen nur durch den gemeinsamen Dialog Anerkennung finden könne. Dazu sei es jedoch nötig, dass die Menschen aller Religionen voneinander wissen. Tatsächlich allerdings wüssten sie, so Küng, vor allem über das Gemeinsame in all den religiösen und ethischen Traditionen viel zu wenig.

Auf diesem gemeinsamen Gut basieren vier in allen Weltreligionen anerkannte Grundgebote: Achte das Leben, das Eigentum, die Wahrheit und die Partnerschaft. Diese Handlungsmassstäbe »können von religiösen und nicht-religiösen Menschen mitgetragen und gelebt werden«, meinte Küng.

FOTO: EPD-BILD/BÄUERLE

Hans Küng in seinem Haus in Tübingen

Mit der Idee des Weltethos hat Hans Küng ein Fundament gelegt, »auf dem nicht nur die Ökumene der Religionen, sondern auch die Zusammenarbeit für ein gemeinsames Ethos in Politik und Wirtschaft vorangetrieben werden kann«, bringt es Küng-Kenner Koller auf den Punkt. Mit der »Einbeziehung anderer Religionen in sein katholisch-ökumenisches Denken und mit dem Projekt Weltethos«, resümiert Hermann Häring Küngs Leistung, »ist es ihm gelungen, der christlichen Theologie und den Religionen in einer säkularen Weltöffentlichkeit ein Gehör von grosser Intensität zu verschaffen.«

Entsprechend diesem Küngschen Koordinatensystems konnte der *aufbruch* auf kontinuierliche Förderung und Unterstützung durch den Tübinger Schweizer zählen. Es war Küng und die von ihm präsidierte Herbert Haag-Stiftung, auf die die Initiative für die wohl gewichtigste Änderung in der Geschichte des *aufbruch* zurückgeht. Küng regte 2006 eine publizistische Stimme im deutschen Sprachraum an, die kirchliche Vorgänge und hierarchische Entscheidungen «kritisch begleitet und Perspektiven für zukunftsweisendes christliches Handeln aufzeigt». Der *aufbruch* nahm Verhandlungen mit *Publik-Forum* auf, die ab 2008 in die bis heute fruchtbare Zusammenarbeit mündeten.

Mit dem Tod von Hans Küng am 6. April verstummt ein Jahrhundert-Theologe, der vorgelebt hat, »wie interessant und einflussreich eine für die Welt offene Theologie sein kann«. Und Hermann Häring liegt alles andere als falsch, wenn er betont: »Die christlichen Kirchen würden gut daran tun, die von hier ausgehenden Impulse aufzugreifen und ihre Botschaft vorbehaltlos in den Dienst einer versöhnten Menschheit zu stellen.« Dabei wird Hans Küng der Welt fehlen. ◆

Eine ausführlichere Version des Nachrufs finden Sie unter www.aufbruch.ch/blog

Ist die Widerspruchsregelung menschenwürdig?

An der geplanten Einführung der Widerspruchsregelung für Organspende scheiden sich die Geister. Für die einen bringt sie Klarheit, für die anderen übergeht sie die Würde des Einzelnen

FOTO: SWISSTRANSPLANT

Franz Immer ist habilitierter Mediziner und Direktor von Swisstransplant in Bern

Ja, sie bringt Sicherheit, Klarheit und Entlastung

Repräsentative Meinungsumfragen zeigen, dass sich bis zu 76 Prozent der Bevölkerung für die Widerspruchslösung aussprechen (*gfs.bern*, 2019). Auch wenn die Widerspruchslösung nicht automatisch mehr Organspenden bedeutet, hat das Opt-out-Modell in der Schweiz entscheidende Vorteile gegenüber der Zustimmungslösung.

Einerseits sorgt die Widerspruchslösung in Kombination mit einem Ja-/Nein-Register für Klarheit über den Willen verstorbener Personen. Andererseits besteht für die Betroffenen die Gewissheit, dass der Wille wie festgehalten umgesetzt wird.

Hinzu kommt die Entlastung der Angehörigen. Angehörigengespräche, in denen Fachpersonen gemeinsam mit Hinterbliebenen den Willen verstorbener Personen eruieren, können belastende Situationen darstellen. Insbesondere, wenn der Wille der Verstorbenen wie in vielen Fällen nicht bekannt ist. Entsprechend lehnen Angehörige Organspenden in rund 60 Prozent der Gespräche ab.

Mit der Widerspruchslösung dürften Familien bei fehlender Willensäusserung künftig davon ausgehen, dass eine Organspende dem Willen der verstorbenen Person entsprochen hätte. Auf diese Weise könnte das Widerspruchsmodell Entlastung bringen und dazu beitragen, das Problem der hohen Ablehnungsrate in den Angehörigengesprächen zu entschärfen.

Mit 17 Spendern pro Million Einwohner liegt die Schweiz zum Teil weit hinter anderen westeuropäischen Ländern zurück. Die erweiterte Widerspruchslösung birgt das Potenzial, die Organspendequote zu erhöhen. Eine Chance, die wir zugunsten der Menschen auf der Warteliste nicht ungenutzt lassen sollten. ◆

Nein, sie stellt den Nutzen über die Würde

FOTO: STIFTUNG DIALOG ETHIK

Ruth Baumann-Hölzle ist promovierte Theologin und leitet das Institut der Stiftung Dialog Ethik in Zürich

In unserer Gesellschaft gilt, dass man Menschen grundsätzlich fragen muss, wenn man etwas von ihnen will. Nimmt man jemanden etwas ungefragt weg, dann gilt dies als Diebstahl. Wie also sind Handlungen zu werten, die Menschen ungefragt für Organentnahmen vorbereiten und Menschen nach dem Hirntod Organe ohne deren Einwilligung entnehmen? Soll Schweigen als Zustimmung gewertet werden?

Geht es nach der Initiative und dem Gegenvorschlag des Bundesrates zur »Widerspruchsregelung« oder »erweiterten Widerspruchsregelung«, so sollen mit dieser Neuregelung künftig alle Menschen für eine Organentnahme vorbereitet und ihnen Organe entnommen werden dürfen, wenn sie entweder schon hirntot sind oder ihr Hirntod beim Abstellen von lebenserhaltenden Massnahmen ausgelöst worden ist, sofern sie sich nicht explizit dagegen ausgesprochen haben.

Diese käme einem Paradigmenwechsel staatlichen Handelns gleich: Der Nutzen der Mehrheit gilt mehr als das Grundrecht des Einzelnen auf körperliche Integrität. Mit der Widerspruchsregelung nimmt man auch in Kauf, dass Menschen gar gegen ihren Willen Organe entnommen werden. In der NZZ vom 17. 2. 2021 bringt der Jurist Christoph A. Zenger, Professor und Mitglied der rechtswissenschaftlichen Fakultät und des *Zentrums für Gesundheitsrecht und Management im Gesundheitswesen* der *Universität Bern*, in einem Gastkommentar das Problem auf den Punkt: »Die Widerspruchslösung ermöglicht das Ausnutzen von Zwangslagen, Abhängigkeiten, Unerfahrenheit, Unwissen, Unfähigkeit und Schwäche im Urteilsvermögen vieler Personen; diese werden zu Organlieferanten, ohne davon zu wissen oder sich wehren zu können.« ◆

KOLUMNE VON MAHINTHA NITHYANANTHAN

Ehre jeden Mensch

Was bedeutet aus tamilisch-hinduistischer Sicht Toleranz? Wie wird diese in der Schweiz ausgeübt? Toleranz bedeutet für mich als tamilische Hindu, Andersdenkende und Andersgläubige zu respektieren und zu akzeptieren. Diese Auffassung wird durch eine der wichtigsten Werte, dessen Wurzel im Hinduismus liegt, untermauert: Ehre jeden Menschen. Denn aus einer hinduistischen Sicht betrachtet ist die menschliche Seele von Gott entsprungen.

So trägt der Mensch auch den Gott und somit Gutes in sich. Die Menschen können unterschiedliche Geschlechter haben oder einer anderen Glaubensrichtung angehören und mögen anders ihre religiösen Pflichten ausüben. Schlussendlich aber glauben alle. So meine Überzeugung, an eine höhere Macht. Nur wird diese unterschiedlich genannt: »Ekam sad viprā bahudhā vadanti« (Rgveda 1.164.46). Wie die Redewendung »viele Wege führen nach Rom« deutlich macht, erreicht man gemäss hinduistischer Denkweise auf unterschiedlichen Wegen das Ziel, beziehungsweise die einzige Wahrheit: »Ekam sad anekā panthā.«

So gibt es meiner Meinung nach nicht *den* Hinduismus. Es gibt verschiedene Strömungen innerhalb der Religionen, die friedlich miteinander leben. Jede Person kann die Religion innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen so ausleben, wie er oder sie es möchte. Diese tolerante Art der Ausübung führt dazu, dass der Hinduismus von Aussenstehenden als friedliche und für die Gesellschaft bereichernde Religion wahrgenommen wird.

Die Toleranz, insbesondere die religiöse Toleranz leben die tamilischen Hindus in der Schweiz auf verschiedene Weisen aus. Sehr viele haben auf ihrem Hausaltar nicht nur hinduistische Gottheiten aufgestellt, sondern auch Statuen von Maria, Jesus oder Buddha. Christliche Kirchen wie Maria Einsiedeln in Einsiedeln oder Mariastein in Metzerlen im Kanton Solothurn sind Orte, die von tamilischen Hindus zu Weihnachten und Neujahr rege besucht werden. Gott ist für sie überall gegenwärtig.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

So wie die tamilischen Hindus andere religiöse Stätten besuchen, heissen sie auch andere in ihrem Tempel herzlich willkommen. Es werden auch häufig Führungen für Interessierte und Schulklassen in hinduistischen Tempeln angeboten. Das gegenseitige Besuchen und Kennenlernen sehe ich wiederum als Zeichen der religiösen Toleranz. Dies hilft sicherlich dabei, in der Gesellschaft existierende Vorurteile abzubauen.

Doch ein Kritikpunkt ist das Kastensystem, der aus meiner Sicht viele tolerante und positive Aspekte der hinduistischen Tradition überschattet. Das Kastensystem ist eine vertikale, ungleiche, soziale Stratifizierung, eine soziale Hierarchie, in die die Mitglieder hineingeboren werden. Jedes Mitglied dieser Kaste hat eine bestimmte soziale Aufgabe, wie es in einer der heiligen Schriften des Hinduismus, im Rgveda steht.

Diese intolerante Sozialordnung wurde bereits offiziell in den Ursprungsländern verboten. Dennoch und trotzdem existiert sie in den Köpfen vieler Hindus. Dies macht sich vor allem bei der Heiratsfrage bemerkbar. Die Befürworter*innen der Kastenordnung beziehen sich auch im heutigen Zeitalter noch auf die Textpassagen im Rgveda und suchen ihre passenden Heiratspartner innerhalb der eigenen Kaste.

Das Kastensystem passt somit meiner Meinung nach nicht in das tolerante Bild des Hinduismus. Dennoch kann man aber abschliessend sagen, im Grossen und Ganzen verfolgt die hinduistische Religion ein friedliches und tolerantes Zusammenleben.

Folgender Ausdruck aus dem heiligen Mahā Upanisad »Vasudhaiva Kutumbakam« unterstreicht diese Toleranz, was nichts anderes bedeutet, als dass die ganze Welt eine Familie ist. Egal ob Frau, Mann, Hindu, Christ, Jude oder Moslem, es spielt im Grunde genommen keine Rolle. Jeder Mensch verfolgt auf seine Art und Weise das Ziel, den einzig wahren, den Gott, zu erreichen. ◆

FOTO: ZVG

Mahintha Nithyananthan ist Ethnologin. Die Tamilin ist in der Schweiz geboren und praktizierende Hindu.

Für die Rubrik **WertLOS** lost die Redaktion einen Wert aus, der in den Religionen wichtig ist, und beauftragt einen Autor*in

Mehr digitale Gerechtigkeit mit Commons und Blockchains

Mit Blockchain-Technolgie und Commons das Gemeinwohl und Innovationen fördern? Neue Modelle eröffnen Perspektiven auf dem Weg zur Digitalisierung, die Entwicklungen hin zu gerechterer Verteilung von Wissen und Macht ermöglichen

Von Darius Meier

Stellen Gemeingüter einen Mittelweg zwischen Markt und Staat, Kapitalismus und Staatssozialismus dar? Ja, finden Silke Helfrich und David Bollier, die Autoren von »Frei, fair und lebendig – Die Macht der Commons«. Als dritter Weg könne eine erweiterte Anwendung des Commons-Konzepts Güter fairer verteilen, gerade im digitalen Zeitalter, in dem die Debatte um das so genannte geistige Eigentum eine immer wichtigere Rolle spielt. Dies gewinnt auch in Anbetracht der neuen politischen und ökonomischen Machtverhältnisse mit allwissenden Tech-Konzernen an Bedeutung. Der ungebremste Datenhunger und ethisch fragwürdige Konzepte von Datenspeicherung rufen nach neuen Ansätzen, ganz besonders wenn es um die Handhabung von geistigen Inhalten und Ideen geht.

Ansatz mit Tradition

Doch was charakterisiert Commons eigentlich? Grundsätzlich beschreiben sie vergemeinschaftete Güter, welche allen gehören und jedem abwechselnd zukommen. Ein bekanntes Beispiel sind Allmenden, welche früher in Gemeinden verbreitet waren und Bauern abwechslungsweise landwirtschaftlich betreiben durften. Der Begriff selbst setzt sich zusammen aus dem lateinischen cum (mit) und munus (Pflicht/Aufgabe oder Gabe). Commons basieren in der Regel auf Selbstorganisation und orientieren sich am Bedürfnis des gemeinsamen Nutzens ohne exklusive Nutzungsrechte.

Ein Beispiel davon ist auf der neuen 100-Franken-Note abgebildet, ein Bewässerung-System im Wallis, das schon seit Jahrhunderten kollektiv und kooperativ betrieben und genutzt wird. Kein Beispiel eines Commons sind hingegen sogenannte «Sharing Economy»-Konzepte wie Airbnb oder Uber. Diese stellen keine Vergemeinschaftung dar, da eine Teilung des ökonomischen Gewinns und gemeinsames Weiterentwickeln nicht vorgesehen sind. Denn es geht lediglich darum, private Infrastruktur «zu Markte zu tragen»; das bringt wohl den Anbietern vor Ort ein kleines Entgelt, doch streichen die einzelnen Investoren solcher »Innovationen« die Rendite ein.

FOTO: WWW.ANZERE/TOURISMUE

Wallis. Die Bergwasserleitung in Anzére auf der Hunderter-Note: Beispiel für kollektive Nuzung

Auch wenn Sharing darauf steht, ist nichts von Sharing drin.

Die Vorstellung von einem Eigentum an Ideen entstand vor etwa 250 Jahren mit der zunehmenden Verbreitung des Buchdrucks. Die neuen Gesetzgebungen im angelsächsischen Raum stossen jedoch im digitalen Zeitalter an ihre Grenzen. Dies vor allem, wenn beabsichtigt wird, Werke mit der Absicht zu verbreiten, dass die Leute sie gemäss ihren Bedürfnissen oder zu ihrem Nutzen anpassen können. Die klassische Form des Urheberrechtes macht es schwierig, eine solche Vergemeinschaftung vorzunehmen, da der Zweck eines Werkes und die Kräfteverhältnisse zwischen den involvierten Parteien (Künstlerinnen, Autoren, Verlage, Firmen etc.) gleich zu Beginn strikt geregelt werden.

Entwicklungsstopps verhindern

Ein interessantes Beispiel für eine praktische Anwendung des Commons-Modells auf das Streitthema geistiges Eigentum sind sogenannte Creative-Commons-Lizenzen. Bei diesem Ansatz verfügen Urheberrechtsinhaber über einfache sowie standardisierte Optionen, die Weitergabe und Nutzung ihres Werkes explizit erlauben. Beispielsweise können in diesem Zusammenhang von anderen Autorinnen und Autoren abgeleitete Versionen verfasst werden, sei dies zum Übersetzungszweck oder als Zusammenfassung von Lehrmaterialien. Auch kann die Urheberrechtsinhaberin oder der Urheberrechtsinhaber entscheiden, ob das Werk kopiert und ausgestellt werden kann oder zur Wiedernutzung verändert werden darf.

Eine weitere mögliche Komponente ist die »Share Alike«-Bestimmung, bei welcher keine weiteren Personen das Urheberrecht erlangen können. Damit wird sichergestellt, dass es keine Privatisierung des Gutes gibt. In diesem Zusammenhang bie-

Digitale Bilder. Blockchain-basierte Non-Fungible Tokens (NFTs) oder Creative-Commons-Lizenzen fördern Weiternutzung und sichern Urheberrechte

ten diese Lizenzen mehr Freiheiten als das klassische Urheberrecht.

»Der Creative-Commons-Ansatz verhilft meinen Ideen, sich zu entwickeln und der Gesellschaft weiterzuhelfen. Das klassische Urheberrecht hat mich immer gestört, weil damit gewissermassen sogleich ein Entwicklungsstopp verhängt wird«, sagt Fred Frohofer, Vorstandsmitglied des Vereins *Neustart Schweiz*. Der Verein setzt sich für eine nachhaltige Nachbarschaftsstruktur nach der Commons-Idee ein. Wie die Wirtschaftsnobelpreisträgerin Elinor Ostrom aufgezeigt hat, kann gemeinschaftliches Eigentum von Nutzerorganisationen unter Einhaltung der von ihr in ausgedehnten Feldforschungen identifizierten Commons-Designprinzipien erfolgreich verwaltet und weiterentwickelt werden. Dies versucht der Verein zu fördern und zu leben. Als Hobby-Fotograf hat Fred Frohofer schon verschiedene Bilder publiziert, bei welchen er aus gesellschaftlicher Sicht froh war, dass jemand diese weiterentwickelt und -verwendet hat.

Blockchain als digitales Grundbuch

Der Commons-Ansatz kennt oftmals ein Trittbrettfahrerproblem, sodass es schwierig ist nachzuweisen, wer ein bestimmtes Gut wie verwendet hat. Hierbei hilft ein neuer Ansatz zur Verbreitung von digitalen Werken, welcher zurzeit im Bereich der Blockchain-Technologie aufkommt, sogenannte Non-Fungible Tokens (NFTs). Dabei lädt der Autor ein Werk auf eine Plattform, das dann auf der Blockchain, ähnlich einem Grundbuch, eingetragen wird. Die Nutzung und Verwendung dieses Gutes kann so kontrolliert und überprüft werden, da sämtliche Aktivitäten auf der Blockchain hinterlegt werden. Dies kann gemeinsames Entwickeln und Nutzen begünstigen, da die absolute Transparenz der Aktivitäten dank Blockchain vertrauensfördernd wirkt.

Auch weitere Vorteile dieser Technologie kommen zur Anwendung: Sicherheit der Werke und globale Zugriffsmöglichkeiten. John Orthwein, Blockchain-Verantwortlicher des iAM *Innovation Labs*, meint dazu: »Bei NFTs geht es darum, dass Autoren und Künstlerinnen Anerkennung für ihre Arbeit erhalten. Im Vordergrund steht, die Nutzung zu fördern, ohne dass die ursprüngliche Autorin oder Künstlerin leer ausgeht.«

Ein Beispiel im Kunstbereich ist die Plattform *opensea.io*, auf der digitale Kunstwerke gehandelt werden. Somit können digitale Bilder oder Grafiken einfach und unter Einbezug der Vorteile der Blockchain-Technologie verbreitet werden. Für Künstlerinnen und Autoren hat dieser Ansatz den Vorteil, dass sie ihre Werke vor Copyright-Verletzungen schützen können, ohne dadurch in Abhängigkeit von Verlagen, Managerinnen oder Agenten zu geraten. Nichtsdestotrotz steckt der Einsatz von NFTs aktuell noch in den Kinderschuhen. Inwiefern sie auch als Commons-Anwendung tauglich sind, wird sich langfristig herauskristallisieren.

Die erwähnten Ansätze machen jedoch deutlich, dass bereits neue Möglichkeiten existieren, die das klassische Modell des geistigen Eigentums überdenken und im Rahmen der Digitalisierung neue Wege ergründen. Die Idee der Commons mit dem Beispiel der Creative-Commons-Lizenzen sieht vor allem die Weiternutzung oder -entwicklung von digitalen Werken als essenziell. Die Blockchain-Technologie kann mit Non-Fungible-Tokens (NFTs) den Ansatz bei fehlendem Vertrauen ergänzen. In welcher Weise Inhalte dereinst die breite Masse erreichen, bleibt abzuwarten. ◆

Hinweis: Silke Helfrich und David Bollier: Frei, fair und lebendig. Die Macht der Commons. transcript Verlag, Bielefeld 2019

Inserat

«Persönliches Vorsorgedossier» von Dialog Ethik

Entscheiden Sie selber, bevor andere es für Sie tun müssen

www.dialog-ethik.ch

Kleininserat

Sie möchten Ihr Ferienchalet vermieten?
Sie wollen für Ihre Kurse werben?
Sie suchen eine Bekanntschaft?
Eine Partnerin? Oder, oder, oder …
Geben Sie jetzt Ihr Kleininserat auf
Preise Bei privaten Anbietern kostet die Zeile à 30 Zeichen Fr. 11.20. Bei gewerblichen Anbietern kostet die Zeile Fr. 12.30. Bei Chiffre kommen Fr. 25.– Chiffregebühr hinzu.
Texte für Zeilen-Inserate Bitte senden Sie Ihren Text für Ihr Zeilen-Inserat an wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Annahmeschluss: 20. Juli 2021

Wir suchen eine/n **Mitbewohner/in für unsere spirituelle WG**, die den Kern des Zen Zentrum Offener Kreis Luzern bildet. Wir praktizieren täglich Zazen und pflegen wöchentlich einen spirituellen Austausch. Aufgaben und Verantwortung werden partnerschaftlich geteilt. Für den Lebensunterhalt sorgt jede/r selbst. Wir freuen uns über die Kontaktaufnahme auf info@zenzentrum-offenerkreis.ch, +41 41 371 11 94.

Vielfalt der Frauen berücksichtigen

Fürwahr, Musliminnen haben es in der Schweiz und anderswo nicht leicht. Doch eine neue alte Vision des Feminismus eröffnet Bündnis-Perspektiven im Engagement auch gegen antiislamischen Rassismus. Das lässt hoffen

Von Meral Kaya

Ne me liberez pas – je m' en charge« – »Befreit mich nicht – darum kümmere ich mich selbst«. Dieses Bild (s. Foto) zeigt ein Mitglied der Gruppe *Foulards Violets* (Lila Kopftücher), die 2019 am Frauenstreik in Genf teilgenommen hat. Die Gruppe hat sich nach der Annahme des Genfer Laïzitätsgesetzes gegründet. Gemäss diesem im Februar 2019 angenommenen Gesetz dürfen Staatsangestellte und Politiker*innen keine Zeichen der Religionszugehörigkeit wie beispielsweise Kopftücher mehr tragen.

Advokatin Meriam Mastour wertet dieses Laïzitätsgesetz eindeutig als ein diskriminierendes Gesetz: »Für uns war es ein Schock, das Kopftuch tragende Frauen in Genf aus dem Parlament, der Regierung, der Arbeitswelt und dem öffentlichen Raum ausgeschlossen werden können. Wir Frauen haben bereits genug Diskriminierungen, die wir angehen müssen. Und jetzt das: Aufgrund unserer Identität als Musliminnen kann man uns einen Teil unserer Grundrechte entziehen.«

In den vergangenen Debatten – Minarettinitiative, Laïzitätsgesetz und Verhüllungsinitiative – hat sich gezeigt, dass es Muslim*innen in der Schweiz nicht leicht haben: Das Bild über sie ist kolonial geprägt und bedient sich eines antimuslimischen Rassismus. Die Arbeit von Edward Said scheint deshalb aktueller denn je: In seinem Werk »Orientalismus« zeigt er auf, wie das Bild eines sogenannten Orients als archaisch und unterlegen konstruiert wurde, um in einem Umkehreffekt den christlichen Okzident als modern und fortschrittlich darzustellen.

FOTO: ZVG

Antimuslimischer Rassismus. Ein Mitglied des Kollektivs »Foulards Violet« demonstriert gegen das Genfer Laïzitätsgesetz, das Musliminnen verbietet, im öffentlichen Raum ein Kopftuch zu tragen

Belastendes koloniales Erbe

Dabei spielte die Darstellung des Islams eine wichtige Rolle und diente dem gewaltvollen kolonialen Treiben als Berechtigung: Durch die zivilisatorischen Eingriffe sollten die muslimischen Frauen von ihren muslimischen Männern emanzipiert und befreit werden, so das konstruierte Denkmuster, das sich in vielen westlichen Köpfen fest eingenistet hat. Wer sich dieses koloniale Erbe vor Augen hält, den überrascht es nicht, dass in der breiten Öffentlichkeit Muslimisch- und Feministisch-Sein als ein Ding des Unmöglichen angesehen wird. In dieser Annahme wird einerseits muslimischen Frauen jegliche Selbstbestimmung abgesprochen und gleichzeitig dem Islam nicht zugestanden, Teil von Emanzipationsprozessen zu sein. Zudem wird deutlich, dass sich der Mainstreamfeminismus, also jener, den wir in der Öffentlichkeit wahrnehmen, gerne gegen den Islam ausspricht.

Es trifft zu: *Den* muslimischen Feminismus gibt es nicht, genauso wenig wie es *den* Feminismus überhaupt gibt. Feminismen äussern sich auf unterschiedlichste Art und Weise: Manche Personen bezeichnen sich als feministisch, anderen gefällt diese Benennung nicht. Einige sind aktivistisch engagiert, viele geben ihren Idealen auf individueller Ebene Ausdruck. Darum lohnt es, einen dekolonialen Feminismus näher zu betrachten. Darunter ist ein Feminismus, zu verstehen, der nicht nur einen bestimmten Lebensstil als befreit und emanzipiert ansieht, sondern auch marginalisierte, an den Rand gedrängte Gruppen und religiöse Minderheiten nicht ausschliesst.

Für Asylrechtsexpertin Meriam Mastour war klar, dass das Engagement der *Foulards Violets* auch nach der Annahme des Laïzitätsgesetzes weiter gehen werde: »Wir haben unser Engagement seit 2019 weitergeführt und engagieren uns jetzt gegen die Anti-Burka-Initiative. Obwohl kein Mitglied unseres Kollektivs eine Burka trägt, sind wir dennoch alle von der Initiative betroffen: Denn diese Initiative vereint Sexismus, Rassismus und Islamophobie.«

Hannan Salamat, die als Religionswissenschaftlerin die Fachleitung Islam am *Zür-*

cher Institut für Interreligiösen Dialog inne hat, unterscheidet zwischen privatem und beruflichem Engagement: »Ich engagiere mich als Frau, als Feministin, nicht als Muslimin.« Aufgrund ihres Privilegienbewusstseins sieht sie sich einer gewissen Verantwortung verpflichtet, sich sozial zu engagieren. Beruflich veranstaltet sie Seminare zum Thema islamische Feminismen, um deutlich zu machen, »dass es mehr gibt als den dominanten weissen Feminismus.« Sie sei zwar ein religiöser Mensch, müsse aber nicht alles religiös begründen.

Geschlechtergerechte Koranexegese mehr fördern

Ähnlich geht es Rifa'at Lenzin, Islamwissenschaftlerin und Präsidentin der *Interreligiösen Arbeitsgemeinschaft der Schweiz* IRAS-COTIS: »Mein Einsatz für Gleichberechtigung und Frauenrechte ist in erster Linie motiviert durch mein Unrechtsempfinden. Da die Schlechterstellung der Frau häufig mit religiösen Argumenten begründet wird, war es für mich als religiösen Menschen wichtig, meine Religion auf die Stichhaltigkeit dieser Argumente zu hinterfragen. Die Beschäftigung mit einer Theologie aus Frauenperspektive ist die logische Konsequenz davon.«

Und für die Publizistin Kübra Gümüşay (s. *aufbruch* Nr. 248, S. 60) steht fest: »Eine geschlechtergerechte Koranexegese ist nicht nur möglich, sondern wird auch seit Jahrhunderten praktiziert – wenn auch noch immer ungenügend. Aber genau diese sollte gefördert werden, statt immer wieder muslimischen Frauen grundsätzlich jegliche Selbstbestimmung abzusprechen.«

FOTO: ISTOCK

»Es gibt mehr als den dominanten weissen Feminismus«, betont Hannan Salamat

In meiner Forschungsarbeit zu antimuslimischen Rassismus, in dessen Rahmen ich Interviews mit muslimisch markierten Personen führe, bin ich mehrmals diesem Sachverhalt begegnet: Viele der interviewten Personen verspüren einen gewissen Druck, sich zu gewissen Themen als Muslim*innen äussern zu müssen. Dadurch werden sie auf ihr vermeintliches Muslimisch-Sein reduziert. Der Wunsch, sich nicht vereinnahmen zu lassen, ist dabei bei allen gross.

Eine Interviewpartnerin, die ab und an in der medialen Öffentlichkeit steht, wehrt sich zum Beispiel dagegen, ihre Spiritualität preiszugeben: »Ich habe keine Lust, das positive Beispiel zu sein. Mich ärgert es, dass Leute tatsächlich wirklich immer noch ein positives Beispiel brauchen für eine Muslima, die nicht unterdrückt ist, und die nicht die Sharia in der Schweiz umsetzen möchte. Und es verletzt mich, dass ich mich dafür hergeben soll.« Ähnlich erging es einer anderen Forschungsteilnehmerin: »Man hat mich an meiner Geschäftsadresse angeschrieben, aber ich bin nicht als Fachperson angeschrieben worden, sondern, wie ich das als Muslimin sehen würde. Dann habe ich auch höflich reagiert und gesagt, wenn Sie an einer qualifizierten rassismuskritischen Auseinandersetzung interessiert sind, gerne, aber ich als Muslimin nehme dazu nicht Stellung.«

Auch das passt in das koloniale Erbe: Dadurch, dass diese Frauen Akteur*innen ihrer eigenen Geschichte sind, verlagern und irritieren sie die sozialen Repräsentationen und Stereotypen, die normalerweise über sie herrschen. Das hat zur Folge, dass sie regelmässig auf ihr Muslimisch-Sein angesprochen werden und aufgefordert werden, sich diesbezüglich zu verhalten.

Für Hanane Karimi, französische Soziologin und feministische Aktivistin, ist klar: Die Verbindung zur Kolonialgeschichte, zum herrschenden Denken und zum Feminismus, der in Frankreich im Wesentlichen von bürgerlichen und weissen Frauen getragen wird, müsse sichtbar gemacht werden. Die dekoloniale Vision des Feminismus zwinge uns, die Vielfalt der Frauen zu berücksichtigen.

Feminismen rücken zusammen

Dies gilt auch für die Schweiz. Und laut Inès El-Shikh, Mitglied der *Foulards Violets*, sei diese Vision gar nicht so weit entfernt. Nach der Annahme der Verhüllungsinitiative im letzten März zeigt sie sich kämpferischer denn je: »Wir haben mehr gewonnen als verloren.« Davon zeuge das knappe Resultat. Zudem habe sich im Verlauf der Kampagne gegen die Initiative ein Bündnis mit einem Teil des Mainstreamfeminismus etabliert, in welchem der Kampf gegen den antimuslimischen Rassismus in der Schweiz gemeinsam geführt wurde. Das kann nur optimistisch stimmen. ◆

> » Ich veranstalte Seminare zu islamische Feminismen, um deutlich zu machen, dass es mehr gibt als den dominaten weissen Feminismus
>
> **Hannan Salamat**

Inserat

➤ **Der Tod und die Religionen.** Das Zürcher Forum der Religionen widmet sich von Juni bis September 2021 im Veranstaltungszyklus »Lebensstationen« in fünf Anlässen dem Thema »Lebensende«. An fünf Abenden werden Zürcher Friedhöfe besucht, um einen Einblick in Tod und Sterben, Jenseitsvorstellungen und Bestattungsrituale im Buddhismus, Christentum, Hinduismus, Islam und Judentum zu erhalten. Den Auftakt der Veranstaltungsreihe bildet das interreligiöse Online-Podiumsgespräch »Der Tod und die Religionen« im Rahmen des Festivals »Hallo, Tod!«. 27. Mai 2021 19.30 Uhr, online. www.forum-der-religionen.ch.

➤ **Reibungsgewinne – Was Religionen aus den Zumutungen der Moderne machen.** Die Moderne stellt viele Religionen vor grundlegende Herausforderungen und Zumutungen, bietet aber gleichzeitig auch Chancen der Erneuerung und Profilschärfung. Die Tagung »Reibungsgewinne – Was Religionen aus den Zumutungen der Moderne machen« findet im Rahmen der Ringvorlesung »Zwischen Erneuerung und Widerstand – Reaktionen von Religionen auf moderne Zeiten« statt. 27. Mai 2021. Ort und Zeit werden noch bekannt gegeben. www.unilu.ch/agenda.

➤ **Interreligiöses Friedensgebet.** »Vom Göttlichen berührt« – unter diesem Motto begegnen sich Angehörige verschiedener Religionen zu Gebet, Gesang und Kerzenlicht. Das interreligiöse Friedensgebet findet im Rahmen der Woche der Religionen in der Kapuzinerkirche statt. 29. Mai 2021 um 19.00. www.religionen-im-dialog.ch

➤ **Via Egnatia.** Das Jüdische Museum und Via Egnatia laden zu einer musikalischen Reise in den Westbalkan ein. Die Live-Klangperformance Via Egnatia ist im Jüdischen Museum in der Kornhausgasse 8 in Basel zu Gast. Die Literaturpreisträgerin Dragica Rajči'c spielt die Rolle einer beobachtenden Chronistin. Die Tour führt an weitere Orte in der Schweiz. 30. Mai 2021 von 14 bis 17.00 Uhr im Jüdischen Museum Basel. Infos unter www.viaegnatia.ch

➤ **Youth Summit Mission 21.** Wie geht es dir? Und wie geht es mir? Unter dem Slogan »Yes, we care!« setzen sich Jugendliche an einer Online-Veranstlung der Mission 21 mit dem eigenen psychischen, seelischen und körperlichen Wohlbefinden inmitten der Pandemie und darüber hinaus auseinander. Am digitalen Youth Summit diskutieren junge Erwachsene aus der Schweiz und den Partnerländern von Mission 21, tauschen sich in Workshops aus und erhalten kurze fachliche Inputs. Da Jugendliche aus allen Kulturen angesprochen sind, wird die Veranstaltung in Englisch durchgeführt. Der Besuch des Youth Summits ist kostenlos. 5. Juni ab 11.00 Uhr. Der Zugangslink folgt nach der Anmeldung, spätestens aber eine Woche vor dem Anlass.
Anmeldung: young@mission-21.org

Iras Cotis lanciert Onlineplattform religion.ch

FOTO: ZVG

Das interkulturelle und interreligiöse Zusammenleben spielt in unserer Gesellschaft eine immer wichtigere Rolle. Wo unterschiedliche Sprachen, Kulturen und Wertevorstellungen aufeinandertreffen, gibt es Reibungsflächen, die sich in positivem wie auch negativem Sinne auswirken können. Um den interreligiösen Dialog und das gegenseitige Verständnis zu fördern, möchte die nterreligiöse Arbeitsgemeinschaft der Schweiz *Iras Cotis* ab kommendem Sommer die Onlineplattform *religion.ch* aufschalten. Die Idee dabei ist, Informationen und Inputs zu den Religionen und dem interreligiösem Zusammenleben zur Verfügung zu stellen. Geplant sind Reportagen in Textform oder als Video sowie Blogs, Hintergründe und Podcasts zu relevanten religiösen Themen. Für die Inhalte werden unterschiedliche Fachpersonen sowie religiös oder säkular ausgerichtete Menschen Beiträge leisten. Zudem ist geplant, dass Studierende der Religionswissenschaften an der Uni Zürich Beiträge liefern. Die thematische Herangehensweise wird sowohl aus der Innen- als auch Aussenperspektive erfolgen. Zentral dabei soll die persönliche Sicht der Autorin oder des Autors sein. Vorgesehen ist, für ein bis zwei Monate jeweils einen thematischen Schwerpunkt zu setzen. Als Startschuss wird im Juli das Thema Ökologie und Klimaschutz im Zentrum stehen. Dazu sind bereits Veranstaltungen geplant. Weitere Schwerpunkte werden folgen.

Stephanie Weiss

Amira Hafner verlässt SRF

Amira Hafner-Al Jabaji hat ihre Tätigkeit als Moderatorin der *Sternstunde Religion* beim Medienunternehmen SRF beendet. Die Islam- und Medienwissenschaftlerin verlässt das Unternehmen nach sechs Jahren auf eigenen Wunsch, da sie sich künftig vermehrt interreligiösen Projekten widmen möchte. Mit Hafner verliert SRF eine äusserst kompetente, scharfsinnige und umsichtige Islam-Expertin, die sich nicht zu schade war, bei Bedarf auch Kritik zu äussern. SRF lässt in seiner Medienmittelung verlauten, dass man das Team der Fachredaktion wieder verstärken wolle, da die vielfältigen Fragen rund um das interreligiöse und interkulturelle Zusammenleben bleiben bei SRF wichtig bleiben.

Amira Hafner-Al Jabaji: »Es war ein Privileg die ›Sternstunde Religion' moderieren zu dürfen. Und es erfüllt mich mit grosser Zufriedenheit, (m)einen Beitrag zum hohen Qualitätsanspruch der ›Sternstunde Religion' geleistet zu haben. Meinem langjährigen Engagement für die Verständigung zwischen Religionen und Kulturen bleibe ich auch in Zukunft treu.«

Hier folgen weitere Zitate von Amira

Stephanie Weiss

FOTO: SRF/OSCAR ALESSIO

Amira Hafner-Al Jabaji war langjährige Moderatorin bei SRF Sternstunde Religion

Jüdische Fluchtwege

FOTO: ISTOCK

Dem Schlimmsten entfliehen

Als sich 1938 schwarze Wolken am Himmel über Europa zusammenzogen und der sogenannte »Anschluss«, also die Eingliederung Österreichs in das nationalsozialistische Deutsche Reich Realität wurde, flüchteten viele jüdische Menschen über die Grenze bei Hohenems in die Schweiz. Mit der Einwanderung in die neutrale Eidgenossenschaft erhofften die Geflüchteten, den Gräueln des Nationalsozialismus zu entkommen. Anfänglich wanderten sie legal ein, bald erfolgte die Flucht in die Schweiz jedoch illegal. Aus heutiger Sicht ist kaum vorstellbar, was diese Familien durchmachten und von welchen Ängsten sie verfolgt wurden.

Ein historischer Spaziergang durch Hohenems über die Schweizer Grenze beim Alten Rhein und über die Paul-Grüninger-Brücke mit Peter Bollag und Tabitha Walther folgt den Spuren all der geflüchteten Juden und Jüdinnen, die diesen Schritt wagten. Mit dazu gehört ein Besuch des *Jüdischen Museums Hohenems*, das seit 1992 über die Geschichte der lokalen jüdischen Gemeinde vom Mittelalter bis heute berichtet. Dieser historische Spaziergang wird vom ZIID *Zürcher Institut für interreligiösen Dialog* organisiert und findet am Samstag, 30. Mai 2021 von 11.30–17.00 Uhr statt.

Ort des Treffpunkts ist der Bahnhof Hohenems. Anmeldung unter www.ziid.ch oder per Email an info@ziid.ch.

Stephanie Weiss

Knien, Tanzen, Pilgern, Fliehen

Jede Religion hat ihre eigenen Bewegungen. Während bei den einen der Tanz eine wichtige Rolle spielt, wandern andere Religionszugehörige über weite Strecken auf Pilgerpfaden. Wie sich Religionen im Raum bewegen, beschreibt der Dokumentarfilm »Common Roads« von Tommi Mendel. Der Religionswissenschaftler, Ethnologe mit dem Spezialgebiet der Visuellen Anthropologie und Filmemacher bricht mit seinem Werk mit gängigen Klischees von frommen Pilgern und abenteuerlustigen Globetrottern. Auf dem spanischen Jakobsweg und auf den Backpacker-Pfaden durch Thailand, Kambodscha und Laos begleitete er je eine junge Frau mit der Kamera über einen Zeitraum von drei Jahren. Dabei entstehen erstaunliche Parallelen zwischen den gemeinhin als unterschiedlich aufgefassten Reisearten. Am 25. Mai 2021 können Interessierte von 18.30–20.30 Uhr den Film anschauen. Wer möchte, kann sich den Film zu Hause am Computer über einen Link zu Gemüte führen. Das *Haus der Religionen* zeigt zudem eine etwas kürzere Version vor Ort. Anschliessend findet ein Gespräch mit dem Regisseur statt. Details unter haus-der-religionen.ch.

Stephanie Weiss

FOTO: ZVG

Pilgern und Wandern über weite Strecken kann befreiend wirken

Milch & Honig

PRUSCHI-CARTOON

… verschiffen wir fassweise nach Übersee an die Adresse des US-Präsidenten Joe Biden. Dieser bezog Ende April Stellung zum Massaker in Armenien während des Ersten Weltkrieges. Anlässlich des Gedenktag veröffentlichte das Weisse Haus folgende Meldung: »Das amerikanische Volk ehrt all jene Armenier, die in dem Völkermord, der heute vor 106 Jahren begann, umgekommen sind.« Somit anerkennt die USA offiziell den Genozid an den Armenier*innen. Mit diesem Statement löste Biden ein Wahlversprechen ein und nahm dafür bewusst Spannungen mit dem türkischen Präsidenten Erdogan in Kauf. Die Kritik liess nicht lange auf sich warten. Die Türkei bestellte umgehend den US-Botschafter in Ankara ein, um ihr Missfallen an Bidens Aussage zu betonen. Thumbs up, Mister President!

Frösche & Heuschrecken

PRUSCHI-CARTOON

… schicken wir den Verantwortlichen der *Schweizerischen Nationalbank* SNB, weil diese ihre klimapolitische Verantwortung bis heute nicht wahrnimmt. An der Online-Generalversammlung Ende April erklärte sie auf eine entsprechende Frage, dass sie sich am »internationalen Erfahrungsaustausch« im Rahmen eines Netzwerks von Zentralbanken beteilige. Konkrete Massnahmen in Richtung einer klimafreundlichen Strategie ist weit und breit nichts zu erkennen. Die beiden Hilfswerke *Brot für alle* und *Fastenopfer* übergaben daraufhin der Nationalbank eine von 14000 Personen unterzeichnete Petition, mir der sie die SNB zum Ausstieg aus Investitionen in fossile Energien aufforderten. Es ist höchste Zeit, verantwortungsvoll zu handeln!

KOLUMNE VON YUSUF YEŞILÖZ

Nelkenblatt

Luzia lehnte sich mit einer Tasse Kaffee in der Hand an die marmorne Küchenablage.

»Mama, Pina hat gute Referenzen. Frau Stalder lobt sie in höchsten Tönen«, sagte sie und betonte die letzten beiden Wörter etwas überdeutlich.

Ihre Mutter Elsa sass am runden, lackierten Tisch. Luzia setzte sich zu ihr und stellte die Tasse auf einen Untersatz neben der vollen Wasserkaraffe.

Pina stand unsicher da. Die Vermittlerin hatte ihr gesagt, vielleicht würden es sechs Monate, vielleicht aber auch nur ein paar Tage sein, man wisse ja nicht, wie lange die zu betagte Frau noch lebe.

»Wer ist Frau Stalder?«, fragte Elsa Gubler mit leiser Stimme. Ihr Blick war auf Pina gerichtet.

»Das ist die Frau, die Pina für uns gefunden hat. Mama, weisst du das nicht mehr? Frau Stalder hat dich vor drei Wochen in der Klinik besucht. Sie schreibt, dass sie für dich eine sehr kompetente und vertrauenswürdige und vor allem liebenswürdige Person gefunden hat. Soll ich es dir vorlesen?«

»Ach so, diese Frau …«

»Soll ich dir zwei, drei Sätze über Pina vorlesen, Mama?«

»Warum willst du mir die vorlesen? Muss das unbedingt sein?«

»Überhaupt nicht, Mama. Aber du warst ja sehr skeptisch, dich von einer fremden Person pflegen zu lassen.«

»Ich wollte meine Selbständigkeit in meinen vier Wänden nicht aus der Hand geben, Luzia. Das war der Grund meiner Ablehnung. Nicht, weil ich mich nicht mit einer Betreuerin anfreunden wollte. Der nächste Schritt ist, dass ich gefüttert werde wie ein junger Vogel. Auch das kommt noch auf mich zu.«

Sie lachte über ihren eigenen Satz.

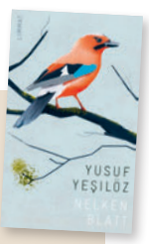
»Mit ihr anfreunden musst du dich nicht gerade, ihr müsst euch einfach verstehen. Das ist das Mindeste, was ich verlange. Es ging ja allein nicht mehr, Mama …«

Elsa schnitt ihr das Wort ab.

»Wir werden sehen. Ich bin sowieso im Warteraum des Todes, Luzia, weisst du, was in mir passiert?«

»Mama, wir wollen dich noch lange bei uns haben. Manuels Praktikum ist in sieben Wochen fertig. Dein lieber Enkel will dir noch von seinen Erfahrungen in Wien erzählen. Er ist dort glücklich.«

FOTO: CHRISTOPH BRUNNER/SRF



Yusuf Yeşilöz ist in einem kurdischen Dorf in Anatolien geboren und kam 1987 in die Schweiz. Die Kolumne des Schriftstellers ist ein Auszug seines druckfrischen Romans »Nelkenblatt«. Sein Roman »Hochzeitsflug« wurde 2020 unter dem Namen »Beyto« verfilmt.

»Bleibt er noch so lange dort?«

Luzia kam auf das Schreiben zurück.

»Mama, nach Frau Stalder hat Pina sehr gute Referenzen, sie passt gut zu dir, sie schreibt, dass Pina …«

»Nicht nötig, Luzia, nicht nötig, mir das Schreiben vorzulesen. Ich kann Pina ja nicht mehr zurückschicken. Es ist bereits entschieden, dass sie da bei mir ist. Ich und sie, wir zwei Schicksalsgenossinnen werden uns finden müssen. Lass mich ins Gesicht von Pina schauen. Mein erster Eindruck ist die beste Referenz.«

Luzia und Pina, die sich jetzt hinsetzte, aber etwas Abstand zum Tisch hielt, schauten einander an und lächelten.

»Hat diese Pina je einen Garten gehabt?«, fragte Elsa, während sie mit zittrigen Händen das Wasserglas aus Luzias Hand nahm.

Luzia lachte künstlich.

»Das weiss ich nicht, Mama. Das musst du sie selber fragen. Sie kann gut Deutsch, das war uns wichtig.«

Pina warf ein: »Ja, meine Mutter hatte im Dorf einen schönen, gepflegten Garten. Nachbarinnen sind oft vorbeigekommen, um ihn zu bewundern.«

Elsa trank einen Schluck Wasser, Luzia nahm ihr das Glas aus der zitternden Hand.

»Was hatte sie alles im Garten?«, fragte Elsa, während sie auf den Holztisch starrte.

»Ich erinnere mich an ihre viele Nelken. Lilien. Auch Sonnenblumen.«

»Weiss Pina, wie zerbrechlich Nelkenblätter sind?«

Pina schaute sie an und lächelte.

»Wie zerbrechlich sind sie? Sagen Sie es mir!«

»So zerbrechlich wie ein Herz.«

»Das ist die beste Referenz für Pina.«

Elsa streckte ihre Hand aus, nahm die rechte Hand ihrer Betreuerin zwischen ihre beiden und schaute ihr in die braunen Augen.

Elsa sprach leise, unklar, zu wem.

»Wäre Pina eine Böse, habe ich mir gestern gedacht, wäre sie nicht bereit, eine alte, schwache Frau zu pflegen.«

Luzia begleitete Elsa ins Bett. Pina schaute zu, wie die Tochter, die sie um die fünfzig schätzte, ihrer Mutter vorsichtig vom Rollstuhl half und sie ins Bett legte. Sie deckte sie halb zu, stellte mit einer Fernbedienung das Kopfende des Pflegebetts höher und legte ein dünnes Buch mit gelbem Umschlag auf ihren Schoss. Elsa hielt die Augen zu. Ihr breites, reifes Gesicht war bleich.

Als Luzia sie fragte, ob sie noch etwas brauche, öffnete sie kurz die Augen. Aber statt zu klagen, wie Pina erwartete, verlangte sie ihren Lippenstift und den ovalen Spiegel, der auf dem Nachttisch lag. Luzia hielt den Spiegel, Elsa legte mit zitternden Händen eine dünne Schicht auf. Ihre Lippen glänzten im Deckenlicht. Sie reichte den Lippenstift zurück und schloss die Augen. Pina nahm ihn ihr aus der Hand und begann, Elsa zu bewundern. ◆

FOTO: ZVG

Die Preisgekrönte

Selma Zoronjic hat eine Maturaarbeit über christliche Konvertitinnen zum Islam geschrieben, die mit dem Maturapreis der Uni Fribourg 2021 ausgezeichnet wird

Von Christian Urech

Die junge Frau, die diesen Sommer an der *Kantonsschule Alpenquai* in Luzern die Matura absolvieren wird, erhielt anfangs dieses Jahres vom Dekan der Theologischen Fakultät der Uni Fribourg die für sie völlig überraschende Nachricht, dass sie mit ihrer Arbeit »Der Glaube in meinem Herzen« einen Preis gewonnen hat. In dieser ungewöhnlichen Arbeit untersucht sie die Beweggründe von insgesamt neun Frauen, die vom Christentum zum Islam konvertiert sind.

Selma, deren Eltern aus Montenegro stammen, praktiziert momentan zusammen mit ihrer Familie den Ramadan. »Für mich bedeutet Ramadan neben dem Fasten vor allem die Erfahrung der Gemeinsamkeit.« Die Familie, die sechs Personen umfasst, esse normalerweise fast nie gemeinsam, da unter der Woche jede und jeder zu einer anderen Zeit das Haus verlasse und heimkomme. »Jetzt im Ramadan essen wir gemeinsam Frühstück und geniessen am Abend zusammen das Fastenbrechen: Das ist megaschön«, sagt Selma. Das Fasten sei zudem ein Übungsfeld, dass es ihr ermöglicht habe, sich zu disziplinieren. Auch fühle sie sich durch das Fasten körperlich und geistig gereinigt und habe danach viel mehr Energie.

Wie ist sie zum Thema ihrer Maturaarbeit gekommen? Es sei ihr von Anfang an klargewesen, dass sie ihre Arbeit zu einem Thema aus dem Islam schreiben wolle, weil es ihr ein Anliegen sei, sich mit ihrer eigenen Religion auseinanderzusetzen. »Meine Mutter wies mich auf einen Artikel in der *Migros-Zeitung* hin, in dem eine Familie porträtiert wurde, die vom Christentum zum Islam konvertierte. Ich war anfangs etwas skeptisch und dachte, ich kenne ja niemanden, auf den das zutrifft. Ich begann zu recherchieren, schrieb die islamischen Vereine in der Zentralschweiz an und erzählte in meinem Umfeld vom Projekt. Durch Tipps, die ich so erhielt, kam der Kontakt mit anfänglich dreizehn Frauen zustande, von denen letztlich neun mitmachten. Es waren alles christliche Frauen mit unterschiedlicher Gläubigkeit. Eine der Frauen hatte sogar schon im Kloster gelebt, während andere sich kaum mit dem Christentum auseinandergesetzt hatten.« Man müsse, meint Selma, zwischen dem Auslöser und dem eigentlichen Grund der Konversion unterscheiden. »Ich ging davon aus, dass die meisten konvertierten, weil sie einen muslimischen Partner hatten, und bei vielen mag das auch tatsächlich der Fall sein. Aber von den neun Frauen, die ich befragte, hatte keine einzige den Wechsel aus diesem Grund vollzogen. Sie konvertierten wirklich aus religiösen Gründen.« Einige der von Selma befragten Frauen wussten bei der Konvertierung wenig über den Islam. Sie kannten das islamische Gottesbild und hatten vielleicht schon von den fünf Säulen gehört. Sie liessen sich mehr oder weniger spontan auf den neuen Glauben ein und informierten sich erst dann darüber. Andere versuchten, schon vorher möglichst viel über den Islam zu wissen.

» Diese Frauen sind sowohl in der islamischen Gemeinschaft als auch in der Herkunftskultur in der Minderheit

Als Selma den befragten Frauen die fertige Arbeit schickte, wurde sie ausnahmslos von allen dafür gelobt. »Sie waren froh, die Geschichten von anderen Konvertitinnen zu erfahren. Die Geschichten sind sehr unterschiedlich; trotzdem befinden sich alle in einer ähnlichen Situation. Sie sind sowohl in der islamischen Gemeinschaft als auch in der Herkunftskultur in der Minderheit.« Einige freuten sich darüber, dass es die Arbeit in die Medien geschafft hat, andere weniger: Sie möchten nicht in den Medien »vorgeführt« werden. Für einen geplanten Radiobeitrag habe sie alle angefragt, ob sie mitmachen wollten. Einige sagten zu, andere, die ihre Religiosität als Privatsache betrachten, nicht.

Wie ist es für Selma, plötzlich »in den Medien«, ein wenig berühmt zu sein? Sie findet es cool, dass sich Leute bei ihr melden, die ihre Arbeit lesen wollen. Aber es gehe ihr nicht darum, dass ihr Name in der Öffentlichkeit erscheine, sondern darum, dass das Thema aufgegriffen werde. »Die Leute sollen erfahren, dass es auch Schweizerinnen gibt, die konvertieren, und dass der Weg zur Konversion für jede der Frauen prinzipiell einzigartig ist. Ich möchte Stereotypen entgegentreten und zeigen, dass der Islam nicht nur negativ ist.« Und es sei natürlich schön zu erfahren, dass diese Arbeit etwas bewirkte.

Und wie ist das eigene Verhältnis von Selma Zoronjic zur Religion? »Ich selber würde mich nicht als fromm bezeichnen. Klar, ich faste jetzt. Aber ich bete nicht fünfmal am Tag. Ich sage nicht, dass ich das nicht eines Tages tun werde. Ich trage auch kein Kopftuch. Aber ich finde es schon sehr wichtig, dass ich meine eigene Religion kenne.«

Das Finanzsystem zerstört die Welt

Es braucht Mut, um das aus dem Ruder laufende Finanzsystem zu verändern. Über das Warum und Wie diskutierten kürzlich am aufbruch-Podium die Fachleute Marc Chesney und Wolfgang Kessler

Von Stephanie Weiss

In der Schweiz sei Bewegung in die Wirtschaftsdebatte gekommen. Das zeigten die Abstimmungen zur Konzerninitiative, dem Freihandelsabkommen mit Indonesien sowie die Klimademos *Fridays for Future* – mit diesen Worten beginnt Wirtschaftspublizist Wolfgang Kessler seinen Vortrag. »Das heisst, dass der Weltkapitalismus immer stärker in die Kritik gerät.« Als Ökonom müsse er zugeben, dass der Kapitalismus auch grosse Qualitäten habe, denn wer die Triebkräfte dieses Wirtschaftssystems, das Streben nach Rendite und die Konkurrenz entfalte, schaffe Wachstum, technischen Fortschritt und Massenkonsum. »Man mag die Folgen kritisieren, muss aber auch zugeben, dass dieser Kapitalismus den meisten Industrieländern Wohlstand beschert hat. Global hat er dazu beigetragen, dass 1.5 Milliarden Menschen in den letzten 20 Jahren aus der Armut herausgeholt wurden.« Die Schattenseiten dieses Systems entstünden durch die gleichen Triebkräfte und dränge die Gesellschaft immer mehr in eine Zivilisationskrise. Den Anfang dieser Entwicklung sieht Kessler in den 90er-Jahren mit dem Einbruch des Sozialismus. »Dieser politischen Umwälzung folgte eine globale wirtschaftliche Revolution. Westliche Regierungen nutzten das Ende des Sozialismus aus, um den Kapitalismus über die ganze Welt zu verbreiten. In vielen Ländern wurde der Staat zurückgedrängt und Beschränkungen für das Kapital abgebaut.« Heute ist es möglich, Geld auf der ganzen Welt zu investieren und mit allen Finanzprodukten zu spekulieren, egal, ob es sich dabei um Land, Nahrung, Kreditausfallversicherungen oder Derivate handelt. »Längst beherrschen Finanzkonzerne die Welt. Die Konsequenz sind steigende Mieten und Bodenpreise.« 45 Prozent der deutschen Krankenhäuser gehörten Investoren, welche darin nicht die Kranken, Pflegebedürftigen oder Mieter, sondern Renditeobjekte sähen.

Risse in der Gesellschaft

Die Folgen des Investorenkapitalismus zeige sich in vielen Bereichen. »Die Welt wird durch die Ungleichverteilung immer brutaler gespalten.« Die Pandemie habe diese Risse in der Gesellschaft noch vertieft. Die armen Länder liefern die Rohstoffe für die reichen und bringen damit die grössten Opfer. »Wie schon der Papst sagte: diese Wirtschaft tötet.« Selbst in der Pandemie seien der Bereicherung keine Grenzen gesetzt. So spekulierte der Investor Bill Ackmann auf den Niedergang von Firmen und verdiente Millionen damit. »Der globale Kapitalismus zerstört die Welt, weil er nach dem Motto verläuft: wie im Westen so auf Erden. Arten sterben aus, das Klima verändert sich, die Rohstoffe werden ausgebeutet, die Umwelt zerstört. Der Kampf um die begrenzten Ressourcen nimmt immer mehr zu«, konstatiert Kessler. Auch in den reichen Ländern spüre man, dass es enger werde, dies zeige sich in den Ängsten vor einer ungewissen Zukunft. Und damit wachse die Tendenz zu Intoleranz, Fundamentalismus und Aggressivität. Deshalb gelte es, den Kapitalismus zu verändern. »Diese Veränderung fordert die Kunst, bei allen Alternativen die Folgen für Gerechtigkeit, Demokratie, Nachhaltigkeit mitzudenken und niemanden im Stich zu lassen in diesem Prozess.« Kessler präsentierte seine fünf Vorschläge (der *aufbruch* berichtete in der Ausgabe 240 darüber). Zum einen gelte es, viele Le-

FOTOS: SENATA WAGNER/ST. ANNA-FORUM

Wolfgang Kessler kritisiert den Raubtier-Kapitalismus

» Die Welt wird durch die Ungleichverteilung immer brutaler gespalten«

Wolfgang Kessler

Finanzwissenschaftler Marc Chesney spricht über die Probleme unseres Finanzsystems

bensbereiche vom renditeorientierten Börsenkapitalismus zu befreien, die Wachstumswirtschaft in Richtung einer ressourcenarmen und dienstleistungsorientierten Kreislaufwirtschaft und eines öko-fairen Welthandels zu verändern und für eine gerechtere Verteilung des Reichtums zu sorgen. »Die Diskussion ist notwendig, sie wird aber auch geführt und das lässt mich hoffen«, schliesst Kessler sein Referat.

Casino-Kapitalismus

Marc Chesney, Professor für Quantitative Finance an der *Universität Zürich* und Co-Autor der Mikrosteuer-Initiative, zitiert aus seinem Buch »Die permanente Krise.« Wie nach einem Flugzeugcrash habe er nach der Krise mit *Lehman Brothers* 2008 die Black Box gesucht. Dabei sei er auf den letzten Jahresbericht gestossen, in welchem die Leistungen des Unternehmens in den höchsten Tönen gelobt wurden, insbesondere die Exzellenz. »Retrospektiv erscheint dieser Jahresbericht als eine Schönmalerei.« Auch die grossen Rating-Agenturen wie *Moody›s, Standard & Poor's* und *Fitch Ratings* hätten noch wenige Tage vor dem Bankrott gute Bewertungen abgegeben. Richard Fuld, der ehemalige CEO, habe zwischen 2000 und 2007 ungefähr eine halbe Milliarde Dollar verdient. Erschreckend an dieser Geschichte sei, so Chesney, dass auch Analysten und Journalisten den Jahresbericht offensichtlich zu wenig kritisch gelesen haben. »Eigentlich hätten die Alarmglocken läuten müssen in Anbetracht der vielen dubiosen Geschäfte und der komplexen derivativen Produkte.« Was hat sich verändert? »Die Schulden der Grossbanken sind nach wie vor überproportional, der Nominalwert ihrer derivativen Produkte gigantisch – ebenso wie die Entlöhnung des Managements.« In der Pandemie seien die Schulden allgemein gestiegen und aufgrund dieser fragilen Situation hätten Derivate Hochkonjunktur. Der Steuerzahler sollte von dieser Blackbox erfahren, warnt Chesney und illustriert dies am Beispiel der Derivate bei *Goldman Sachs*, deren Nominalwert im Jahr 2019 rund 39 700 Milliarden Dollar ausmachte. »Das entsprach etwa 40-mal der Bilanzsumme und 437-mal ihrem Eigenkapital. Zudem waren diese Geschäfte 1,85-mal so gross wie das Bruttoinlandprodukt (BIP) der USA.« In der Schweiz liessen sich ähnliche Beispiele aufführen. Zwischen 2008 und 2020 habe sich zudem der Schattenbankensektor stark entwickelt, zu dem etwa *BlackRock* zählt, das ein Vermögen von rund 7,8 Billionen Dollar verwaltet. »Dieser Sektor ist besonders undurchsichtig und besitzt eine beunruhigende Macht.«

> »Die Börse ist heute ein riesiges Casino und der Finanzsektor wird immer mehr von der Realwirtschaft abgekoppelt
>
> **Marc Chesney**

Eine weitere bedenkliche Entwicklung beschreibt Chesney anhand der sogenannten Credit-Default-Swaps. Dabei investieren Banken in Unternehmen und sichern sich mit einer Kreditausfallversicherung ab. Scheitert die Firma, so streicht die Bank einen höheren Gewinn ein, als wenn sie erfolgreich ist. Wetten dieser Art gebe es immer und das erzeuge beachtliche Risiken für die Wirtschaft. »Die Börse ist heute ein riesiges Casino und der Finanzsektor wird immer mehr von der Realwirtschaft abgekoppelt. Dafür werden wir irgendwann die Rechnung bezahlen. « Es sei an der Zeit, an die Werte zu denken. Stattdessen werde über die Preise geredet.

Die permanente Krise
Der Aufstieg der Finanzoligarchie und das Versagen der Demokratie. Von Marc Chesney, Versus Verlag, Zürich 2019

Es braucht Veränderungen

Als mögliche Lösungen führt Chesney beispielsweise die Zertifizierung von Finanzprodukten auf, die ähnlich wie die *Swissmedic* funktionieren sollte. Auch plädiert er für die Wiedereinführung des Trennbankensystems: Kommerzielle Banken betreiben das Einlagen- und Kreditgeschäft und Investment-Banken das Wertpapiergeschäft. Von 1933–1999 funktionierte dieses System gut. Ferner sollte der Schattenbank-Sektor reguliert werden. Schattenbanken üben bankenähnliche Funktionen aus wie beispielsweise die Kreditvergabe, sind aber keine Banken. Das berühmteste Beispiel dafür ist die Fondsgesellschaft *BlackRock*. Das System der Boni und Entschädigungen der Verantwortlichen von Finanzinstituten sollte überdacht werden. Auch gelte es, über einen Malus nachzudenken. Missstände sieht Chesney auch bei den Ratingagenturen, bei denen Interessenskonflikte bestünden, ferner sollten die Mindesteigenmittel der Banken erhöht werden. Natürlich plädiert er als Co-Autor der Mikrosteuer-Initiative auf eine kleine Steuer für elektronische Zahlungen, welche für Transparenz der Finanzströme sorge und das Steuersystem vereinfache.

In der von *aufbruch*-Redaktor Wolf Südbeck-Baur moderierten Diskussion fasst Kessler zusammen, dass mehr in die Nachhaltigkeit investiert und für Banken nicht nur die Rendite als das wichtigste Ziel gesehen werden sollte. Chesney ergänzt, dass bei der Ausbildung angesetzt werden müsse. »Die Student*innen müssen lernen, dass immer mehr nicht immer besser ist.« Nebst der Wertediskussion gelte es, in der Ökonomie interdisziplinär zu denken, also mit der Philosophie, Soziologie und Psychologe zusammenzuarbeiten. Zudem brauche es mutige Politiker, die verstehen, dass sie nicht von Lobbyisten, sondern von den Bürgern gewählt wurden. Kessler ergänzt, dass es auch mutige Menschen braucht, die auf die Strasse gehen. »Es braucht Druck von unten. Dieser wächst beim Klima, bei den Finanzen weniger – das ist schade.« und letztendlich könne jeder Bürger entscheiden, zu welcher Bank er gehen und wie er sein Geld anlegen will. »Wir brauchen Bürger*innen, die denken.« ◆

Mit dem Link youtube/bXRpUyC6Ps8 können Sie das aufbruch-Podium mitverfolgen

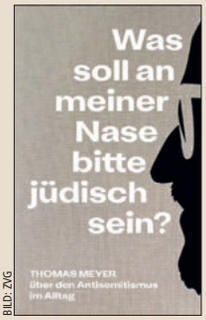


BILD: ZVG

Thomas Meyer
Was soll an meiner Nase bitte jüdisch sein?
Elster & Salis AG, 2021. 126 Seiten, ca. 20 CHF.

Alltags-Antisemitismus

Trifft man auf einen Juden oder eine Jüdin, sind sie sofort da, die Klischees, die im Kopf abgespult werden wie ein Film. Ein verstohlener Blick auf ihre Nase soll der Frage nachgehen, ob diese nun jüdisch aussieht oder nicht. Ist ein Jude beruflich erfolgreich, so wird dies sofort auf die typisch jüdische Geschäftstüchtigkeit zurückgeführt. Unweigerlich drängen sich hartnäckig verankerte Vorurteile in unser Denken und Sprechen, ohne diese zu hinterfragen. Seien wir ehrlich, so geht es vielen von uns. Der Zürcher Schriftsteller Thomas Meyer hält uns auf charmante Art und Weise, aber schonungslos einen Spiegel entgegen. Mit seinem soeben erschienen Essay «Was soll bitte an meiner Nase jüdisch sein?» zeigt er an etlichen Beispielen auf, dass der gewaltlose Antisemitismus, wie er ihn nennt, alltäglich ist - und dass dieser von vielen netten Menschen gepflegt wird. Meyer führt eine Reihe von reflexartig geäusserten Aussagen auf, mit denen er sich als säkular aufgewachsener Jude schon ein Leben lang konfrontiert sieht.

«Ach Sie sind Jude? Toll! Juden haben einen guten Humor.» «Das ist ein Klischee.» «Ich meine es aber als Kompliment!» «Dann warten Sie doch bitte damit, bis ich tatsächlich etwas Lustiges sage.»

Obwohl er nie verprügelt wurde, weil er Jude ist, machte ihm diese subtile Form von Alltags-Antisemitismus zu schaffen. Lange habe er versucht, mit den Leuten zu diskutieren und ihnen aufzuzeigen, dass diese wohl nett gemeinten Aussagen für ihn problematisch sind. Da er mit dieser Taktik nicht weiterkam, beschloss Meyer also, seine Erfahrungen in diesem gelungenen Essay niederzuschreiben.

Mit seinem Spiegel zeigt Meyer auf anschauliche Weise auf, dass Antisemitismus sich nicht nur anhand von üblen Beschimpfungen oder Anschlägen auf Synagogen festmachen lässt, sondern sich in den meisten Köpfen als Klischees während der Sozialisierung in der Kindheit manifestiert hat.

Mit seinen Ausführungen führt der Autor nicht nur die Problematik des Alltags-Antisemitismus vor Augen, sondern zeigt auch auf, woher diese Vorurteile kommen. So erklärt er beispielsweise, weshalb der Begriff «mauscheln» ein antisemitisches Wort ist und deshalb aus der Sprache verbannt gehört, so wie etwa der «Mohrenkopf» oder das «Zigeunerschnitzel».

Das kleine Büchlein liest sich wohl süffig, regt aber gnadenlos zu selbstkritischem Sinnieren an. In direkter Sprache hält Meyer den Finger auf die Schwachstellen unserer Gesellschaft, die diese subtile Form von Rassismus in der Alltagssprache hemmungslos auslebt. Meyers Ausführungen rütteln auf und stimmen nachdenklich.

Thomas Meyers schriftstellerisches Schaffen ist vom Jüdischen geprägt. Mit seinem Debutroman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» gelang ihm 2012 ein erster Durchbruch.

Stephanie Weiss

Titel

Mit einer lässigen Handbewegung streicht sich der junge Mann eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Spielerisch wirken die Bewegungen seiner Muskeln, Kraft und Eleganz führen auf der wohlgeformten Körperoberfläche ein Zwiegespräch. Der Blick ist eindringlich, milde Erotik liegt in der Luft. In spitzbübischer Manier verschwindet eine Karottenspitze in seinem Mund und das saftige Knackgeräusch eines Bisses ertönt.

Mit dieser wohlkomponierten Performance des in Olten geborenen Schauspielers Dimitri Stapfer beginnt der Film Beyto.

Es ist, wie die Anfangsszene vermuten lässt, ein Film über Homosexualität und kulturelle Diversität. Es geht um die Liebe zwischen einem Schwimmlehrer und seinem Zögling. Erschwert wird diese, durch den Migrationshintergrund des Protagonisten.

Als Beyto überschwänglich und mit Lebensfreude gesättigt an der Gay Pride in

der tobenden Menge tanzt, erblicken ihn zwei kopftuchtragende Bekannte seiner Familie und das Drama gerät ins Rollen. Seine türkischstämmigen Eltern wehren sich mit aller Vehemenz gegen das Liebensglück ihres einzigen Sohnes. Schnell spitzt sich der Konflikt gravierend zu und in der anatolischen Heimat wird eine Hochzeit arrangiert.

Der Film hätte einen stärkeren Fokus auf den Coming-Out-Prozess legen können. Dem Going-Public geht ein innerer Bewusstwerdungs-Prozess voraus. Gerade diese Dynamik birgt grosses Potential einer narrativen Entfaltung. Die etwas stereotyp-überzeichnete Mentalität der homophoben Eltern wirkt stellenweise schemenhaft. Der verzweifelte Versuch des Vaters durch die Militarisierung seines Sohnes einen Männlichkeitsschub heraufzubeschwören, regt eher zum Schmunzeln an.

Dennoch weist der Film einen sehr hohen Realitätsgehalt auf und ist abwechslungsreich erzählt. Am Schluss einigen sich die beiden Männer und die zwangsweise angeheiratete Frau auf eine unkonventionelle ménage à trois. In Leipzig wollen sie ihr Glück versuchen und die junge Dame macht die Ankündigung, in der neuen Wohnung nicht zu putzen und ab und zu mal Freundinnen mitzubringen. Vielleicht sogar einmal einen Mann.

Ob man den Film diesem etwas gekünstelten Happy-End zuführen hat müssen, bleibt Geschmacksache. Allenfalls wäre ein schroffes Ende der heiklen Thematik gerechter geworden.

Gian Rudin

Frauen*synode eröffnet mit Stationenweg

BILD: FRAUENSYNOD

Es ist ein Spaziergang der besonderen Art, mit dem die Organisator*innen um die Theologinnen Regula Grünenfelder und Ina Praetorius die siebte Frauen*synode eröffnen: Mit einem Spaziergang, der bei genauerer Betrachtung keiner ist. So werden die Teilnehmenden unter der Führung von Stadtführer George Zahno am 22. Mai 2021 nicht einfach durch Hans Küngs Geburtsstadt ziehen, sondern an 15 Stationen das Thema der Frauen*synode vertiefen: »Wirtschaft ist Care - (K)ein Spaziergang«. Sein Grundgedanke wird exemplarisch in Sursee erlebbar: Er »zeigt die Rückkehr zu einem angemessenen Verständnis von Wirtschaft. Die Stationen des Spaziergangs zeigen Orte, an denen deutlich wird: Hier sorgen Menschen für sich, für andere, für die Welt und bereits in früheren Zeiten wurde hier eine Ökonomie gelebt, die diesen Namen verdiente. Ohne diese Arbeit«, heisst es, »kann niemand überleben.« Für die herrschende Ökonomie zähle nur, was Geld einbringt.

»(K)ein Spaziergang« lässt sich in Sursee als Stadtrundgang buchen oder auf eigene Faust begehen. Auch am eigenen Wohnort kann »(K)ein Spaziergang« gestaltet werden als Ausflug für Menschen, die ihr Unbehagen an der herrschenden Ökonomie trotz Pandemie untersuchen und mit Teams, Familien, Vereinen in inspirierendes Denken und neues Handeln umsetzen wollen. Anstelle eines Frauen*synode-Grossevents folge am 4. September in Sursee eine »Wirtschaft ist Care-Aktion«. Die Broschüre »(K)ein Spaziergang« mit Zusatzinformationen zum Download steht bereit auf frauensynode2021.ch. **Wolf Südbeck-Baur**

Denkanstösse zur Versachlichung

BILD: ZVG

M. Braunschweig, I. Noth, M. Tanner, Fachstelle Reformierte im Dialog, (Hrsg) **Gleichgeschlechtliche Liebe und die Kirchen** TVZ-Verlag, Zürich 2021

Vor 25 Jahren führte Pfarrer Klaus Bäumlin in der Berner Nydeggkirche die erste Segnung eines schwulen Paares in der Schweiz durch. Und demnächst wird die Schweizer Stimmbevölkerung über die Initiative »Ehe für alle« entscheiden. Mit dieser Debatte kommt auch die Frage nach einer kirchlichen Trauung für gleichgeschlechtliche Paare auf. Und genau wie damals gehen heute die Wogen hoch. »Die aktuellen Rechtsentwicklungen treffen die Kirche auf dem falschen Fuss«, schreibt Frank Mathwig in seinem Beitrag, denn noch immer würden sich in dieser Thematik die Geister allzu sehr scheiden. In fünf weiteren Fachartikeln beleuchtet dieser Sammelband aus verschiedenen Perspektiven und Disziplinen die Frage, wie die Kirchen und die Theologie mit Homosexualität und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften umgehen soll. Diese reichen von einem Überblick über die Entwicklung von Ehe und Familie in Politik und Gesellschaft über die psychologische Forschungslage in Sachen gleichgeschlechtliche Paare und Kinder aus Regenbogenfamilien bis hin zu bibelwissenschaftlichen Perspektiven.

Die Autorinnen und Autoren leisten einen wichtigen Beitrag zur dringend notwendigen Diskussion. In ihren Artikeln entkräften sie Vorurteile, geben Denkanstösse, weisen auf offene Fragen hin und zeigen aber auch mögliche Wege zur Versöhnung der verhärteten Fronten. Das Buch hilft, dem vorschnellen Urteilen und Verurteilen keinen Raum zu lassen.

Cristina Steinle

PFUSCHI-CARTOON

➤ **KlimaGespräche. »**Brot für alle« und »Fastenopfer« moderieren an sechs Abenden die KlimaGespräche, die allen Interessierten kostenlos offenstehen. Die Teilnehmende beleuchten den eigenen Lebensstil in Bezug auf dessen Folgen fürs Klima. Auch innere Aspekte wie Gewohnheiten, Werte oder Ängste, die eine langfristige Verhaltensänderung erschweren, kommen zur Sprache. Infos bei Daniel Wiederkehr, 041 227 59 48, wiederkehr@fastenopfer.ch, Pasquale Schnyder, 031 380 65 80, schnyder@bfa-ppp.ch, https://sehen-und-handeln.ch/klimagespraeche

➤ **Erste Hilfe für psychische Gesundheit. »**ensa« vermittelt, wie Angehörige, Freunde oder Arbeitskolleginnen bei psychischen Problemen Erste Hilfe leisten können, in Kooperation mit Pro Mente Sana, 31. Mai, 7., 14. und 21 Juni, Haus Gutenberg, Tel. 00 423 388 11 33, gutenberg@haus-gutenberg.li, www.haus-gutenberg.li

➤ **Selbstmanagement** mit dem Zürcher Ressourcen Modell (ZRM). Ziel des Kurses ist, eine Methode zu erlernen, die darin unterstützt, das eigene Verhalten auch in schwierigen Situationen (selbst)bewusst und nach eigenen Wünschen zu steuern. 3. bis 4. Juni ab 9.30 Uhr, Propstei Wislikofen, Tel. 056 201 40 40, info@propstei.ch

➤ **Perspektiven, die alles verändern.** Integrale Spiritualität und Selbstentwicklung. Die Teilnehmenden erhalten ein vertieftes Verständnis ihrer persönlichen Entwicklung. Sie testen ihren Entwicklungsschwerpunkt mit dem integralen Satzergänzungstest. 4. bis 6. Juni, Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, 041 757 14 14; info@lassalle-haus.org

➤ **Sexualität und Behinderung.** Über die Begleitung von Menschen mit einer geistigen Behinderung im Lebensbereich Sexualität. Wie können Angehörige, Begleitpersonen und Institutionen Voraussetzungen schaffen, mit denen Menschen mit geistiger Behinderung möglichst selbstbestimmt und doch »geschützt« ihre Sexualität leben können? Kurs. 23. bis 24. Juni, ab 9 Uhr, Paulus-Akademie, Pfingstweidstr. 28, Zürich, Tel 043 336 70 30, info@paulusakademie.ch

➤ **Auf der Suche nach Gerechtigkeit.** Zur sozialen Frage in drei Religionen: Referat von Sozialethiker Franz Segbers, u.a. Gespräche mit Juden und Moslems. Veranstalter: Religiös-Sozialistische Vereinigung der Deutschschweiz. 26. Juni ab 10 Uhr in Rorschach, alle Infos: resos.ch. Anmeldung: vr.keller@bluewin.ch, 061 322 83 73

FOTO: SIMONE LEUTHOLT

Himmel auf Erden

Jesus fährt in den Himmel auf. So überliefert die Bibel.
Die, die zurückbleiben starren ihm nach.
Sehen die erhoffte bessere Zukunft, das ersehnte Heil verschwinden.
Starren in den Himmel.
Da werden sie gefragt:
Was steht ihr da und schaut hinauf zum Himmel?
Blickt euch um. Das Leben ist hier und jetzt.
Seht ihr denn nicht:
Die Zukunft, das Heil
ist jetzt.
Der Himmel ist auf Erden.
Steht nicht da und schaut in den Himmel,
lebt den Himmel!

Heute starren wir auf Smartphones, die Fallzahlen, den Impffortschritt, wissenschaftliche Studien und die neusten Lockerungsmassnahmen.
Auf Ferien, Selbstoptimierungsmöglichkeiten und den Jobwechsel.
Auf Menükarten im Restaurant, Ratgeberbücher und die Börsenkurse.
Und erhoffen uns von dort: Glück, Zukunft, ein Stück vom Himmel.

Jesus aber sagt:
Seht doch: Das Himmelreich ist schon da – mitten unter euch.

Zum Weiterlesen: Lukas 17,21 und Apostelgeschichte 1,9-14

Thala Linder, Pfarrerin

Reichlich hypothetisch

Leserbrief zum Beitrag »Bedenkliches Signal für die Weltkirche. Mit dem neuen Bischof von Chur wächst der Einfluss des Opus Dei«

Ich empfinde den Artikel von Wolf Südbeck-Baur zur Wahl von Bischof Bonnemain reichlich hypothetisch. Der Artikel wird dem neuen Bischof nicht gerecht. Mich hätte interessiert zu erfahren, welche Funktion Bischof Bonnemain in der Organisation *Opus Dei* ausgeübt hat. Wie hat er sich zu Glaubens- und kirchlichen Strukturfragen geäussert? In welchen Bereichen kann die Ernennung von Bischof Bonnemain als Aufwertung von *Opus Dei* verstanden werden? Wie hat sich *Opus Dei* zur Wahl geäussert? Die Breitseite über den früheren Bischof Kurt Koch als Bewunderer von *Opus Dei* und seine Einflussnahme bei der Wahl scheint mir zu allgemein. Damit alles klar ist, ich bin kein »Bewunderer« von *Opus Dei*. Habe mich während des Studiums schon mit der Organisation kritisch befasst. Als regelmässiger Leser von *aufbruch* empfehle ich Wolf Südbeck-Baur etwas mehr »Tiefgang«. Sonst kann ich den »Blick« lesen.

Pius Lang Gachnang, Cazis

Begrifflich genau sein

Leserbrief zum Essay »Ich will bei meinem Sterben dabei sein«, Nr. 249, S. 50

In seinem Essay »Ich will bei meinem Sterben dabei sein« schreibt Thomas Gröbly, dass immer mehr Menschen zur Vermeidung von Leid »die Abkürzung durch passive Sterbehilfe« wählen. Im weiteren Verlauf setzt er sich dann mit dem assistierten Suizid auseinander, wie er durch Organisationen wie Exit angeboten wird und kritisiert diesen als letzten Akt der Todesverdrängung und Selbstoptimierung. Inhaltlich bin ich mit vielem sehr einverstanden, doch es scheint mir wichtig, in der Diskussion dieser sensiblen Themen in der Begrifflichkeit genau zu sein, denn die sogenannte passive Sterbehilfe als »Symptombekämpfung mit möglicher Lebensverkürzung« ist allgemein anerkannter Bestandteil der Palliativmedizin und nicht das gleiche wie der geplante und terminierte assistierte Suizid.

Jürgen Heinze,
Spitalseelsorger Kantonsspital Baden

Grosse Enttäuschung

Kommentar zum online Nachruf auf Hans Küng

Warum hat Papst Franziskus nicht den Mut gehabt, Hans Küng zu rehabilitieren? Für mich eine grosse Enttäuschung.

Heymo Empl, online

Schade, dass seine Idee »Weltethos« noch nicht zu einer Veränderung der katastrophalen »Weltverhältnisse« geführt hat. Wir brauchen keine Religion, das sagt auch der Dalai Lama, was wir aber alle dringend brauchen, das ist die Kraft des guten Gottes.

Evelyne Jäger, online

SCHLUSSBLÜTE

»Mensch sein heisst verantwortlich sein.

Antoine de Saint-Exupéry, Schriftsteller und Pilot (1900-1944)

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)
Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 4000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religionen und Gesellschaft (c/o Christian Urech a.I., Michael Maggi-Strasse 14, 8046 Zürich)
Ehrenherausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61 410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Dr. Stephanie Weiss (Binningen)

Redaktions-Adressen:
Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; *Redaktion Binningen:* Bruderholzstrasse 11, 4102 Binningen E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Mirjam Läubli, (Rafz), Darius N. Meier (Zürich), Gian Rudin (Aarburg), Cristina Steinle (Basel), Jacqueline Straub (Olten); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: Vogel-Druck, Leibnizstr. 5, D-97 204 Höchberg

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch, Insertionsschluss nächste Ausgabe: **19. Juli 2021**

Abonnementspreise:
Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) Fr. 96.–; Förderabo: Fr. 116.–; Kombiabo: Fr. 172.–; 2-Jahresabo normal: Fr. 176.–; 2-Jahresabo Förder: Fr. 216.– Einzelnummer: Fr. 14.-. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religionen und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17 861-0
Ausland: Jahresabo € 77.– ; Förderabo € 97.– ; Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79 576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75);
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:
aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 14. Juli 2021, sie erscheint am 4. August 2021

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- ❑ Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- ❑ Ich abonniere aufbruch:
  - ❑ Jahresabo Fr. 96.–
  - ❑ Förderabo Fr. 116.–
  - ❑ 2-Jahresabo normal Fr. 176.–
  - ❑ 2-Jahresabo Förder Fr. 216.–
- ❑ Ich abonniere das Kombi-Abo von aufbruch und Publik-Forum: Jahresabonnement Fr. 172.– (Studierende Fr. 120.–)

Absender: _____

Senden an: aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78, E-Mail: abo@aufbruch.ch

AZB PP/Journal CH-6318 Walchwil Post CH AG
Gerbiweg 4, 6318 Walchwil

Durchblick total –

der Kölner Erzbischof schafft Klarheit in Sachen Missbrauchsaufarbeitung …

ILLUSTRATION: CARTOOCHE

aufbruch

UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT

Freestyle Religion
Warum eine undogmatische Spiritualität viel Spielraum lässt

Teaser Oberzeile
Teaser Unterzeile

Gemeingüter
Wie Wissen und Macht gerechter verteilt werden können

Mehr als eine *Vision*
Muslimin und Feministin

www.aufbruch.ch

Nummer 250 | 19. Mai 2021 | Jahrgang 33

Liebe Leserin, lieber Leser,

Wann haben Sie das letzte Mal über die Eidgenossen und über die Schweiz sinniert? Kürzlich erst? Vermutlich ja, und so nehme ich an, wurden Sie bald einmal stutzig und haben sich gesagt: Ja halt, es ist unmöglich, verallgemeinernd einfach pauschal von *den* Eidgenossen und *der* Schweiz zu reden. Vielfalt, Nuancen, Unterschiede, Sperrigkeiten bleiben in dieser verallgemeinernden Redeweise auf der Strecke, geraten nicht ins Blickfeld. So gesehen liegt es auf der Hand zu folgern: So wenig wie es *die* Schweizer, *die* Schweizerinnen, *die* Deutschen oder *die* Franzosen gibt, so wenig gibt es *den* Feminismus. Und genau so verhält es sich auch mit muslimischem Feminismus. »Es trifft zu: *Den* muslimischen Feminismus gibt es nicht, genauso wenig wie es *den* Feminismus überhaupt gibt. Feminismen äussern sich auf unterschiedlichste Art und Weise«, betont Autorin Meral Kaya in ihrem Beitrag. Sie hat mit ganz unterschiedlichen, säkularen und religiösen Musliminnen gesprochen und festgestellt: Sozial engagiert sein, eintreten für Frauenrechte und für Gleichberechtigung kann kein Privileg weisser Feministinnen sein. Für Islamwissenschafterin Hannan Salamat ist klar, »dass es mehr gibt als den dominanten weissen Feminismus». Unter Feministinnen wächst diese Haltung ebenso wie die Vision eines dekolonialen Feminismus. Diese Vision zwinge dazu, die Vielfalt der Feminismen zu berücksichtigen. Mehr über diese spannende Entwicklung lesen Sie ab Seite 52.

Fast nahtlos schliesst sich für religiöse Menschen die Frage an: Was ist eine gute Spiritualität für das 21. Jahrhundert? Der St. Galler Pfarrer und Buchautor Uwe Habenicht antwortet mit einer Freestyle Religion, die dem Einzelnen undogmatisch viel Spielraum lässt. »Unter Freestyle Religion verstehe ich eine eigensinnige, kooperative und weltzugewandte Weise, spirituell zu sein, die sich in drei ineinander fliessenden Bereichen vollzieht: Dem Meditativ-Kontemplativen, dem Liturgisch-Kultischen und dem weltzugewandten Gestalten.« Wie eine solche Spiritualität zumal in Zeiten der Pandemie aussehen kann, lesen Sie ab Seite 6.

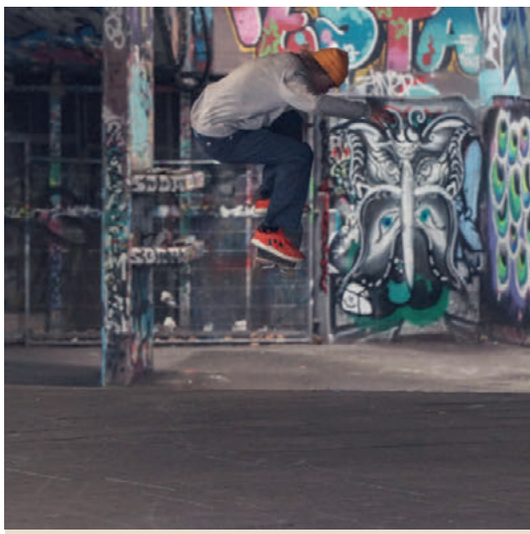
Apropos weltzugewandtes Gestalten. Silke Helfrich und David Bollier schlagen einen dritten Weg vor zwischen Kapitalismus und Staatssozialismus und setzen auf die Macht der Commons, auf Gemeinguter. Eine Anwendung des Commons-Konzepts könne Güter fairer verteilen, gerade im digitalen Zeitalter, Blockchains inklusive. Genaueres ab Seite 50.

Noch ein Hinweis in eigener Sache. Es gibt noch freie Plätze bei unserer Leserreise nach Kleinasien/Westtürkei. Alle Infos ab Seite 4.

Ich wünsche Ihnen eine inspirierende Lektüre.

Wolf Südbeck-Baur
Redaktor

TITELBILD: ISTOCK



Freestyle-Religion. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite 6**

Schweiz

Aufgefallen 5
Xxxxxxxxxxx

Rubriktitel 6
Titel

Rubriktitel 10
Titel

Pro und Contra 12
Titel

In Bewegung 13
Text

Gastkolumne 13
Text

Hand-und-Herz-Gespräch 14
Xxxxxxxxxx

Interreligiöses Lernen. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite 10**

Teaser Titel. Teasertext skjfei saidhufeiuh alisudhfsadfas. **Seite XX**

FOTOS: ERDMANN HABENICHT; WOLF SÜDBECK-BAUR; XXX; ISTOCK

Musliminnen und Feministinnen. Eine neue alte Vision des Feminismus eröffnet Bündnisperspektiven im Engagement auch gegen antiislamische Rassismus, die nicht wenige Frauen optimistisch stimmen. **Seite 52**

Politik & Gesellschaft

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Religion & Kirchen

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Rubrik XX
Text

Rubik XX
Text

Schweiz

WertLos 49
Text

Rubriktitel 52
Text

Interreligiöse Agenda 54
Text

Carte Blanche 56
Text

Porträt 57
Xxxxxxxxxx

Rubiktitel 58
Text

Immer

Betrachtung 4

Personen und Konflikte 12

In Bewegung 13

Kaleidoskop der Religionen 54

Bücher 60

Agenda 61

Briefe 62

Impressum 63

Vorsicht Satire 64

terra sancta tours

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGION UND GESELLSCHAFT

Eintauchen in unterschiedliche Zivilisationen und Religionen Kleinasiens

aufbruch-Kulturreise nach Kleinasien/ Westtürkei, 27. September bis 8. Oktober 2020 mit Dr. theol. Toni Bernet-Strahm

»Lasst uns nicht allein!«

Im Tagesanzeiger vom 29. Mai 2017 rief der türkische Literaturnobelpreisträger Orhan Pamuk die Europäer auf: »Lasst uns nicht allein!« Er hält es für falsch, aufgrund der aktuellen politischen Tendenzen die Türkei, ihre Kultur und deren kritischen Geister allein zu lassen.

Auch für uns Europäer ist es wichtig, nicht zu vergessen, dass wesentliche Wurzeln unserer abendländischen Zivilisation und Kultur in der Türkei, in Kleinasien und Anatolien, entstanden sind. Von den Städten an der Westküste Kleinasiens aus hat zum Beispiel das Homerische Epos sich das übrige Griechenland erobert. Dort ist Philosophie als eigenständiges Fragen und Denken entstanden, denn Thales von Milet und die anderen sogenannten Vorsokratiker reflektierten schon damals über die elementaren Grundlagen der Natur. Noch früher, schon seit der Jungsteinzeit, wurden in Anatolien erste zivilisatorische Fortschritte gemacht und Städte gebaut, als es Europa noch nicht gab.

Auch das Christentum verbreitete sich von Palästina aus zuerst in verschiedenen Städten der Türkei, und nicht zu vergessen: Paulus, der erste Theologe, war ein »Türke«. Die _aufbruch_-Leserreise, die sich vornimmt, in antike Zivilisationen und Religionen einzutauchen, ist also gleichzeitig ein interkultureller bzw. interreligiöser Dialog. Und der Vorteil der Gruppe: Jede und jeder kann seine bisherigen Kompetenzen einbringen und miteinander erweitern. Ich freue mich, Sie dabei auf dieser Reise begleiten und mit einigen Impulsen zum Nachdenken und Austauschen motivieren zu können. Dr. Toni Bernet-Strahm

Leistungen: Direktflug nach Izmir mit Sunexpress, Rückflug mit Turkish Airlines via Istanbul – Betreuung an den Flughäfen in Zürich und in der Türkei – CO_2-Kompensation Ihrer Flüge – Rundfahrt mit eigenem Bus gemäss Programm – Unterkunft in DZ mit Bad/WC in guten Mittelklasse-Hotels, Halbpension – alle Eintrittsgebühren, Taxen, Steuern – Reiseführung durch Kenan Canak, deutsch sprechender örtlicher Reiseleiter – Begleitung, Vorträge und Workshops mit Dr. Toni Bernet-Strahm – Reisedokumentation – Trinkgelder für das Hotelpersonal

Kosten: Bei mindestens 15 Teilnehmenden: pro Person Fr, 2420 im DZ, bei mindestens 22 Teilnehmenden: 2290, EZ-Zuschlag: Fr. 345
aufbruch-Abonnent*innen erhalten einen Preisnachlass von Fr. 100

Anmeldung an: Dr. Toni Bernet-Strahm, Klosterstrasse 11, 6003 Luzern, Telefon 041 240 76 56, bernet.strahm@bluewin.ch. Anmeldeschluss: 15. August 2021. Bei der definitiven Anmeldung wird eine Anzahlung von Fr. 700 pro Person fällig.

Reiseveranstalter: terra sancta tours ag, Ludwig Spirig-Huber, Burgunderstr. 19, Bern, Tel. 031 991 76 89, info@terra-sancta-tours.ch, www.terra-sancta-tours.ch. Infoveranstaltung mit Dr. Toni Bernet-Strahm, Samstag, 28. August 2021, 15.00–17.00 Uhr in Luzern.

Montag, 27. September bis Freitag, 8. Oktober 2021

1.Tag: Zürich – Izmir

Treffpunkt am Morgen im Flughafen Zürich, Abflug nach Izmir. Je nach Zeit besichtigen wir einige Höhepunkte der Stadt, wie die Hisar-Moschee oder die St. Polykarp-Kirche. Gemeinsames Abendessen.

2. Tag: Izmir – Sardes – Kusadasi

Wir fahren durch eine wunderschöne Landschaft nach Sardes (eine der 7 kleinasiatischen Gemeinden, an die in Apk 3, 1-6 ein Sendschreiben verfasst wurde). Dort schauen wir uns den Artemistempel, eine kleine byzantinische Kirche und die Synagoge an. Am späteren Nachmittag fahren wir zurück an die Küste, wo wir für die nächsten drei Nächte unser Hotel am Meer beziehen. Impuls unterwegs: Apokalyptische Literatur und die 7 Sendschreiben der Offenbarung des Johannes.

3. Tag: Kusadasi – Milet – Priene – Dydima – Kusadeasi

Fahrt zur antiken Stadt Priene (fantastische Lage, kleines Theater und Säulen eines Athena-Tempels), danach weiter nach Milet, damals die grösste der ionischen Städte (Antikes Theater, das 25 000 Menschen fasste, Skulpturen). In Dydima, einst die bedeutendste Orakelstätte nach Delphi, begegnen wir einem Apollotempel und dem Haupt der Medusa höchst persönlich. Nach unserer Rückkehr nach Kusadasi besteht die Möglichkeit, zu einem kleinen Bummel dem Meer entlang oder einem Bad im Meer. Eine zweite Nacht verbringen wir in Kusadasi. Impuls unterwegs: Thales von Milet und der Beginn der rationalen Erklärung der Welt.

4. Tag: Kusadasi – Ephesus – Selcuk – Kusadasi

Heute besuchen wir das antike Ephesus! Das riesige Theater, der Hadrianstempel, die Celsus Bibliothek, die Marienbasilika, in der Kirchengeschichte geschrieben wurde, sind ein absoluter Höhepunkt der Reise. Nachmittags fahren wir ins benachbarte Selcuk, wo wir zum einen einen Blick auf eines der antiken Weltwunder, den Artemistempel, werfen können, auch das Archäologische Museum und die Johannesbasilika sind sehenswert. Fahrt zurück in unser Hotel am Meer in Kusadasi. Impuls unterwegs: Wie Ephesus das Christentum prägte (Paulus, Paulusschüler und ein wegweisendes Konzil).

5. Tag: Kusadasi – Määndertal – Hierapolis – Pamukkale

Wir verlassen die türkische Ägäis-Küste und fahren durch das Tal des Grossen Määnders (es wird deutlich, woher unser Wort »mäandern« stammt) Richtung Aphrodisias und Hierapolis, wiederum zwei alte Städte, die in griechischer Zeit grosse Bedeutung hatten. Unser heutiges Abendessen und die nächsten beiden Übernachtungen finden in Pamukkale statt, dessen Reiz sich dann am kommenden Tag voll entfalten wird. Impuls unterwegs: Die Funktion der Religion im Hellenismus

6. Tag: Pamukkale – Laodicea – Pamukkale

Ein eher ruhiger Tag in Laodicea, einst eine der grössten antiken Städte nach Ephesus in Anatolien. Mit einem Besuch in einer Teppichweberei machen wir Bekanntschaft mit einem traditionellen türkischen Handwerk, das in heutiger Zeit erneut grosse (auch gerade gesellschaftspolitische) Bedeutung erhalten hat. Pamukkale und sein Naturwunder lädt uns ein, ein Bad in den warmen Thermen zu nehmen. Abendessen und Übernachtung in Pamukkale, dem »Baumwollschloss«.

7. Tag: Pamukkale – Sagalassos – Catalhöyük – Konya

Sagalassos wurde in hellenistischer Zeit gegründet und nach einem Erdbeben im 7. Jahrhundert aufgegeben. Offenbar blieb die Ruinenstadt danach unberührt und fast ungeplündert erhalten, obwohl Säulen-, Gebäudefragmente eine ausgedehnte, sehr wohlhabende antike Stadt signalisieren. Weiter geht's zum »Gabelhügel«, türkisch: Catalhöyük, dem »Paris der Steinzeit«. Die Blütezeit der Siedlung dort wurde um 7000 v. Chr. datiert – eine der wohl ältesten Siedlungen der Menschheit. Weiterfahrt nach Konya. Impuls unterwegs: Catal-

FOTOS: BERNET-STRAHM

höyük, Zeugnis einer Mutterreligion in der Jungsteinzeit.

8. Tag: Konya
Konya ist die Heimat des Sufismus, einer islamisch-spirituellen Bewegung, deren hervorragendster Vertreter Rumi (1207-1273) ist. Seine Gedichte sind sehr beeindruckend. Wir werden vermutlich Gelegenheit haben, mit einer Nachfahrin dieses wichtigen Mystikers ins Gespräch zu kommen. Besuch des Sufi-Museum »Mevlana« sowie Rumis Mausoleum. Danach Zeit zur freien Verfügung. Nachtessen und Übernachtung in Konya.

9. Tag: Konya – Ankara
Fahrt durch die anatolische Hochebene nach Ankara. Abendessen im Hotel.

10. Tag: Ankara – Hattusa – Yazilikaya – Ankara
Yazılıkaya (»beschriebener Fels«) ist ein ehemaliges hethitisches Heiligtum. Dort sind auf Reliefs zwei Prozessionen von männlichen und weiblichen Mitgliedern des hethitischen Pantheons zu sehen. Vor den beiden Kammern lagen tempelartige Gebäude, von denen die Grundmauern erhalten sind. Zusammen mit der benachbarten Stadt Hattusa gehört Yazılıkaya zum UNESCO-Welterbe. Nachtessen und Übernachtung in Ankara. Impuls unterwegs: Einblicke in die hethitische Religion und Mythologie.

11. Tag: Ankara
Das Museum für anatolische Zivilisation gehört zu den eindrücklichsten Museen der Welt. Wir werden dort z.B. der Venus von Catalhüyük oder dem ersten bekannten schriftlich festgehaltenen Friedensvertrag der Geschichte begegnen. Besuch weiterer Sehenswürdigkeiten der Stadt.

12. Tag: Rückflug Ankara – Zürich
Am Vormittag bleibt sicher noch Zeit für einen Einkauf oder eine kurze Besichtigung in Ankara, bevor es dann nach dem Mittag zum Flughafen hinausgeht. Rückflug nach Zürich, wo wir im Verlaufe des Abends eintreffen.

»Als Individuen sprechen wir für uns selbst«

»Mut zum Neudenken der Islam-Debatte«, so das Motto der Plattform »islamica.ch«

islamica.ch

Christian Urech

Der »Bünzlimuslim« werde ohne weiteres Zutun zum Träger von radikalem Gedankengut befördert, schreibt Önder Günes, FIDS-Pressesprecher, auf der Onlineplattform *islamica.ch* (FIDES = *Föderation Islamischer Dachorganisationen in der Schweiz*) ironisch als Replik auf einen (einseitigen) Artikel von Lucien Scherrer in der NZZ zur Auseinandersetzung von Amira Hafner-Al Jabaji und Saida Keller-Messali rund um die Debatte zum Burkaverbot. Keller-Messali hatte in diesem Zusammenhang die offiziellen Islamorganisationen in der Schweiz dem Verdacht der Verbreitung islamistischen Gedankenguts ausgesetzt, was Hafner-Al Jabaji zu Recht nicht gelten lassen wollte.

2017 formierte sich ein junges Team, das zu einer ausgewogeneren Berichterstattung über Musliminnen und Muslime in der Schweiz beitragen wollte. Mit Inhalten gefüllt wird die Plattform vom *Young Swiss Muslim Network* YSMN, das »den Aufbau eines dynamischen und kooperativen Netzwerks junger Schweizer Muslim*innen« anstrebt, »in welchem Vernetzung, Austausch und Zusammenarbeit unter aktiven muslimischen Jugend- und Studentenvereinen gefördert wird«, beschreibt das Netzwerk die Aufgabe, der es sich stellt. Die Stärkung des Zugehörigkeitsgefühls zur Schweiz sei ein Hauptpfeiler ihrer Arbeit. Ihre Vision: »(…) Wir sehen die jungen Schweizer Muslim*innen als Multiplikator*innen, die einen konstruktiven und nachhaltig-positiven Einfluss auf gesellschaftliche Herausforderungen sowie auf die Entwicklung der Schweizer Muslim*innen und der Schweizer Gesellschaft im Allgemeinen haben.« Einerseits sehen die Betreiber*innen der Plattform den momentanen öffentlichen Islam-Diskurs in einer Sackgasse. Entgegen landläufiger Vorurteile sei die muslimische Gemeinschaft ein in vielerlei Hinsicht äusserst heterogenes Gebilde. »Den Islam« als ein idealtypisches, selbstständig

FOTO: ZVG

Junge Muslim*innen an einem Workshop des YSMN

handelndes Subjekt gebe es ebenso wenig wie »die idealtypische Muslimin« oder »den idealtypischen Muslim«. Muslimische Gemeinschaften in der Schweiz seien in der Regel geprägt von einer erstaunlich offenen, demokratischen Debatten- und Diskussionskultur, wobei Autorität als solche ein auszuhandelndes Gut sei und bleibe. Gewisse Tabus und Grenzziehungen zwischen den verschiedenen heterogenen Teilen der muslimischen Gemeinschaft seien zwar noch vorhanden, doch wolle *islamica.ch* einen Mehrwert innerhalb bestehender Diskurse schaffen und durch Öffnung und Transparenz diese Tabus und Grenzen ansprechen, bearbeiten und ein Stück weit überwinden.

»Wir wollen weg vom öden Medienzirkus, der jahrein, jahraus die gleichen Klischees bedient! (…) Als Individuen sprechen wir für uns selbst! Wir sind die Akteurinnen und Akteure! Wir brauchen keine Fürsprecherinnen oder Fürsprecher, egal welcher Couleur!«, beschreiben die Betreiber*innen ihre Plattform emphatisch. Dass dies gelingt, haben die Macher*innen der Plattform inzwischen bewiesen und beweisen es nach wie vor. Ein Blick in die Beiträge von *islamica.ch* lohnt sich für jede und jeden, der eine objektiv(er)e Sichtweise auf die drittgrösste Religionsgruppe der Schweiz erhalten will.

Viel undogmatischer Spielraum

Was macht eine gute Spiritualität aus? Pfarrer Uwe Habenicht schält mit seinem Modell einer Freestyle Religion drei Bereiche geistigen Lebens heraus. Und stellt Kriterien auf, damit es sinnerfüllend gestaltet werden kann

FOTO: ERDMANN HABENICHT

Von Uwe Habenicht*

Die Corona-Pandemie hat unseren Alltag grundlegend verändert. Was noch vor kurzem undenkbar schien, ist inzwischen zur neuen Realität geworden: Konferenzen und Besprechungen finden digital vom Küchentisch aus statt, Eltern schieben im Homeschooling Geodreiecke hin und her, um gemeinsam mit ihren Kindern den Satz des Pythagoras zu beweisen, der kleine Laden um die Ecke, in dem sonst nur die Senior*innen einkauften, wird zum kommunikativen Treffpunkt des Quartiers, und im Urlaub werden die Fahrradwege der umliegenden Kantone ausprobiert.

Vorübergehend zumindest hat sich der Fokus verschoben – ins Digitale, ins Familiär-Häusliche, ins nahe Umfeld. Diese Verschiebungen betreffen auch das Religiöse: Die Kirchen haben einen unglaublichen Digitalisierungsschub erlebt. Die Religionsprofis, also Pfarrerinnen, Diakone, Kirchenmusikerinnen und Religionslehrpersonen schneiden und senden Podcasts, produzieren *Youtube*-Videos und organisieren Live-Streams aus den Kirchgebäuden.

Und dennoch: Seitdem der Gang zur Kirche beschränkt oder gar nicht möglich ist, spielt die Home-Religion wieder eine Rolle. Die bisher nach aussen an die Kirchen verlagerte Religionskompetenz, Gottesdienste und Rituale zu feiern, muss sich der Familienclan nun selbst im Wohnzimmer wieder aneignen, wenn denn Religion überhaupt stattfinden soll. Und solidarisches Handeln nimmt nicht zuerst faire Arbeitsbedingungen in Bolivien in den Blick, sondern beginnt beim Einkauf für die Nachbarin von gegenüber, die gerade in Quarantäne ist. Ob diese Verschiebungen im Religiösen wirklich dauerhaft sein werden, lässt sich noch nicht ausmachen, aber dass wir nicht einfach in die Zeit »ante coronam« zurückkehren werden, darf als sicher gelten.

Vielleicht – und darauf soll im Folgenden der Schwerpunkt des Nachdenkens liegen – enthalten einige der

beschriebenen Verschiebungen bereits Elemente, die die Konturen einer Spiritualität für das 21. Jahrhundert prägen werden. Wenn wir ohnehin nicht in die Vor-Pandemie-Zeit zurückkehren werden, tun wir gut daran, diesen Elementen, die nun ein stärkeres Gewicht bekommen haben, hinreichend Aufmerksamkeit zu schenken.

So hat die Corona-Krise eine eigenartige Spannung von nah und fern erzeugt: Reiseverbote, Ausgangsbeschränkungen und Kontaktreduzierung haben uns einerseits auf das eigene Zuhause zurückgeworfen. Auf einmal »geht« nur das, was zuhause möglich ist und nur mit denen, mit denen wir Küche und Wohnzimmer teilen. Neben das Home-Schooling, das Home-Office und das Home-Farming tritt wie selbstverständlich die Home-Religion. Einerseits.

Andererseits öffnet das Digitale die Tür zum Globalen und mir ihr die Tür zur Welt der Religionen. Mit wenigen Klicks kann ich sehr unterschiedliche religiöse Welten durchqueren, Kontakte knüpfen und Impulse davon für meine eigene Spiritualität aufnehmen.

Spätestens in dieser Krise ist deutlich geworden, wie zentral das autonome religiöse Subjekt steht, das seine eigene Religiosität gestalten kann – und muss. Eine zeitgenössische Spiritualität wird an der wachsenden religiösen Autonomie des Einzelnen nicht mehr vorbei sehen können. Im Dschungel der Gegenwart werden – notgedrungen – viele zu Freestylern, die sich ihren eigenen Weg suchen.

Sich dem Unverfügbaren zuwenden

Wie also könnte eine tragfähige Spiritualität für das 21. Jahrhundert aussehen, in der eine solche Autonomie des Einzelnen mit geeigneten »Gegengewichten« eine gute Balance findet? Wie und nach welchen Mechanismen »funktioniert« Religion überhaupt?

Anhand dieser Fragen habe ich eine Landkarte der Spiritualität entworfen, die ich »Freestyle Religion« nenne. Unter Freestyle Religion verstehe ich eine eigensinnige, kooperative und weltzugewandte Weise, spirituell zu sein, die sich in drei ineinander fliessenden Bereichen vollzieht: Dem Meditativ-Kontemplativen, dem Liturgisch-Kultischen und dem weltzugewandten Gestalten.

Religiöse Spiritualität oder – wem der Ausdruck zu windig ist – christliche Religiosität unterscheidet sich von säkularer Spiritualität dadurch, dass sie sich bewusst dem Unverfügbaren zuwendet und sich auf diese Weise dem wunderbaren Wirken des Transzendenten oder Göttlichem aussetzt. Säkulare Spiritualität setzt auf »Self-Grow« und Ressourcenerweiterung, ist also eine spirituelle Spielart von Fitness, die gebraucht wird, um in der Beschleunigungsmaschinerie der Spätmoderne besser mithalten zu können. Tragfähige Spiritualität hingegen tritt bewusst aus der Wiederholungsschleife der Selbstsuche und Selbstoptimierung heraus und setzt sich in heilsamer Selbstbegrenzung dem Transzendenten aus, um sich an der Grenze der eigenen Handlungsfähigkeit vom Göttlichen durchdringen zu lassen, um

FOTO: CORONABIBEL

Sichtbare Gemeinschaft. Eine 6. Klasse gestaltete die Kiste, in der ein Band der Corona-Bibel in die St. Galler Kathedrale gebracht wurde. Das Schreiben, Kommentieren und Gestalten war deshalb eine wichtige Erfahrung der Selbstwirksamkeit

für und mit anderen selbst wunderbar wirksam werden zu können. Die Grenzlinie zwischen säkularer und religiöser Spiritualität verläuft damit auf dem Grat der Frage: Soll das Unverfügbare durch Techniken und Methoden für das einzelne Subjekt kontrollierbar und beherrschbar gemacht werden (säkulare Spiritualität) oder setzt sich das Subjekt bewusst dem symbolisch repräsentierten Unverfügbaren aus und markiert damit die Grenze der eigenen Möglichkeiten?

Freestyle Religion verbindet Sinn und Sinnlichkeit, Eigensinn und Gemeinschaft. So wie die Freerunner und Parkur-Sportler, die in der Gruppe an eigenen Bewegungskombinationen arbeiten, wenn sie über Parkbänke oder Geländer springen, bleibt auch der religiöse Freestyler auf eine Gemeinschaft bezogen. Freestyle Religion übersteigt eine reine Herzens- und Gesinnungsreligion, indem sie den Leib als Ankerpunkt für Gotteserfahrungen einsetzt. Das Eintauchen in die Gottesgegenwart geschieht leibhaftig. Das Ergriffenwerden von den göttlichen Atmosphären (H.Schmitz) oder das Empfinden der prägenden Qualitäten einer Situation (John Dewey) geschieht immer durch und mit dem physischen Organismus.

Gemeinsames Beten verpflichtet

Das vom italienischen Künstler Michelangelo Pistoletto entworfene Symbol eines erweiterten Unendlichkeitszeichen diente mir dabei als Modell für Freestyle Religion. Um ein weiteres Feld wird das bekannte Unendlichkeitszeichen ergänzt, so dass drei miteinander verbundene Bereiche entstehen, die die drei Bereiche des Religiösen umschliessen: Das Mystisch-Kontemplative steht für die individuell-religiösen Erfahrungen, die jede und jeder in der stillen Kammer bei verschlossener Tür leibhaft macht: Meditation, Gebet und Gebärde. All dies vollzieht sich in völliger Autonomie des Einzelnen: Ich und Gott allein. Keine doktrinären Vermittlungsinstanzen treten hier dazwischen und bevormunden.

Auf der gegenüberliegenden Seite liegt das Feld des weltzugewandten Handelns, das öffentlich und politisch Welt mitgestaltet, die Hungrigen speist, für Klima und gerechtes Wirtschaften eintritt, Material formt und Erfah-

rungen der Selbstwirksamkeit ermöglicht. Vor kurzem wurden viele Schweizer Kirchgemeinden öffentlich kritisiert und angezeigt, weil sie für die Abstimmungsinitiative »Konzernverantwortung« deutlich und sichtbar mit Bannern an den Kirchtürmen eintraten. Über diese Form der Kommunikation kann man streiten. In der Sache würde sich die Kirche langfristig selbst aushöhlen, würde sie in solchen Fragen schweigen. Denn das öffentliche Eintreten für Verantwortung Mensch, Tier und Klima gegenüber und das Einfordern gesellschaftlicher und globaler Gerechtigkeit lässt sich nicht vom christlichen Glauben trennen, ohne ihn seiner Alltagsrelevanz zu berauben.

Das mittlere Feld, das das »Liturgisch-Kultische« mit gemeinschaftlichem Feiern umfasst, speist sich wesentlich aus den beiden umliegenden Feldern. Wenn im Feiern des Gottesdienstes das engagierte Eintreten für andere nicht spürbar ist, läuft der Gottesdienst leer. Dass viele Menschen trotz aller Bemühungen den Gottesdiensten fernbleiben, hat eben damit zu tun: Viele kommen nicht, weil sie spüren, dass man nur gregorianisch singen darf – der berühmte Satz Dietrich Bonhoeffers: »Nur wer für Juden schreit, darf gregorianisch singen« klingt hier nach –, wenn man auch im Alltag wenigstens ein Stück dessen lebt, was im Gottesdienst zwischen die betenden Hände eingeschlossen wurde. Gemeinsames Beten verpflichtet.

Christentum mit dem Gesicht zur Welt

Die anderen bleiben inzwischen dem Gottesdienst fern, weil sie im Singen und Beten ihrer Gemeinde den Herzschlag für die Wunden der Gegenwart nicht spüren und die Predigten als weltabgewandt erleben. Da helfen auch alle gottesdienstlichen Kompetenzzentren nichts. Das gemeinsame Feiern speist sich aus der mitgebrachten Spiritualität der einzelnen und diesem spürbaren Herzschlag für die Welt. Johann Baptist Metz nannte es ein Christentum mit dem Gesicht zur Welt.

Diese dreiteilige spirituelle Grundstruktur, die die menschlichen Grundbeziehungen widerspiegelt, war es, die mir geholfen hat, für die Zeit des ersten Lockdowns im vergangenen Jahr die St. Galler Corona-Bibel zu initiieren. Mit einem kleinen ökumenischen Projektteam suchten wir 1189 Menschen, die jeweils ein Kapitel der Bibel handschriftlich abschreiben und wenn gewünscht auch illustrieren und kommentieren.

Denn mir war bewusst, dass es für die Zeit der Isolation wichtig sein würde, das Individuelle des Mystisch-Meditativen mit der Perspektive des Gemeinschaftli-

» Freestyle Religion verbindet Sinn und Sinnlichkeit, Eigensinn und Gemeinschaft – so wie Parkur-Sportler

Uwe Habenicht

Gott im Blätterrauschen – Vorschlag zum Meditieren

Die vorgeschlagene Meditation verbindet im Sinne des Freestyle biblische Impulse, Imagination, Bewegung und Sinneswahrnehmungen. Von Uwe Habenicht

FOTO: ZVG/CITYKIRCHE ST. GALLEN

Alle Seiten der St. Galler Corona-Bibel mit Informationen, Videos und Fotos rund um das Projekt finden Sie unter www.coronabibel.ch

Suchen Sie sich einen ruhigen und angenehmen Ort, an dem Sie ungestört sind. Beginnen Sie mit einem Moment der Stille und einigen ruhigen Atemzügen.

Wählen Sie ein Kapitel der Bibel aus (z. B. aus der St. Galler Corona-Bibel). In der Tradition der lectio divina werden immer ganze biblische Bücher gelesen. Ein einzelnes biblisches Kapitel lässt sich gut eine Woche lang mit der folgenden Übung erschliessen. Lesen Sie das Kapitel langsam und mit lauter Stimme. Variieren Sie beim Lesen Lautstärke, Betonungen und Geschwindigkeiten.

Wählen Sie nun einen Satz (oder einen Teil eines Satzes) aus, der ihr Interesse auf sich zieht, und wiederholen Sie ihn mehrmals, bis sie ihn auswendig können.

Stellen Sie sich nun hin und atmen Sie mehrmals ruhig ein und aus. Spüren Sie den Kontakt zum Boden, der mit jedem Atemzug zunimmt. Machen Sie nun sehr langsam einige wenige Schritte vorwärts. Verbinden Sie mit jedem Schritt einen Atemzug: Schritt/einatmen – Schritt/ausatmen. Gehen Sie dabei sehr langsam und achten Sie auf Ihren Atem. Bleiben Sie immer wieder stehen und atmen Sie langsam aus und ein.

Sobald Sie Schritte und Atem synchronisiert haben, sprechen Sie innerlich den auswendig gelernten Satz: bei jedem Schritt und Atmen jeweils ein Wort. Wiederholen Sie dies solange, bis Ihre Schritte, Ihr Atem und Ihr Satz eine Einheit bilden. Bleiben Sie zwischendurch immer mal wieder für einige ruhige Atemzüge stehen. Nehmen Sie Ihre Umgebung wahr. Was hören, riechen, sehen Sie? Spüren Sie den Luftzug auf der Haut?

chen und des Gestaltens zu verbinden. Die persönliche Spiritualität konnte sich durch das Abschreiben am biblischen Text reiben und abarbeiten.

Eine Künstlerin, die die Gestaltung des Deckblattes für ein Prophetenbuch übernommen hatte, schrieb mir, dass sie mit dem Gottesbild dieses Propheten ganz und gar nicht übereinstimme und deshalb von der übernommenen Aufgabe wieder zurücktrete. Ich bat sie, eben dieses Ringen und diese Auseinandersetzung zum Thema ihres künstlerischen Entwurfs zu machen. Wenig später schickte sie mir ihr Deckblatt, dem die Tiefe der Auseinandersetzung anzusehen war. Das Mystisch-Kontemplative braucht ein Gegenüber, an dem es wachsen und sich reiben und mit dem es ringen kann. Alles andere wäre blosses Selbstgespräch.

Die St. Galler Corona-Bibel bot den Menschen, die Gelegenheit zu solch elementarer Auseinandersetzung. Viele Kommentare und Illustrationen spiegeln dies wider. Wer durch die 3811 Seiten mit ihren so unglaublich verschiedenen Handschriften blättert, dem erschliesst sich bereits ein Teil davon. Die Kommentare und Illustrationen vertiefen diese Eindrücke dann noch. Erstaunliche Bezüge zwischen Vergangenheit und Gegenwart ergeben sich, wenn etwa zur Paradiesgeschichte oben eine Schlange gezeichnet wurde und sich unten eine Darstellung des Coronavirus findet.

Schreiben war immer schon ein therapeutisches Heilmittel gegen die Verzweiflung. Das Abschreiben eines biblischen Kapitels befreit uns vom Druck der Gegenwart, verbindet uns mit anderen, die zu früheren Zeiten wie wir gehofft haben und verzweifelt waren und all dies in ihr Ringen mit Gott und vor Gott gebracht haben. Ein weiteres wichtiges Element zeigt sich im Schreiben, wenn es im Rahmen einer Gemeinschaft geschieht. Wer mitgeschrieben hat, wusste, dass viele andere das Gleiche auch tun.

Die Originalausgabe der St. Galler Corona-Bibel fügt in sieben Bänden das Handschriftenmeer zusammen. Im Frühjahr 2021 fand die Übergabe an die Stiftsbibliothek statt und machte diese Gemeinschaft nochmals sichtbar und spürbar. Aus unzähligen E-Mails und Gesprächen ist mir bewusst geworden, wie wichtig dieses Erleben von Gemeinschaft ist. In der Zeit des Lockdowns waren viele von ihren Alltagsroutinen abgeschnitten. Das Schreiben, Kommentieren und Gestalten war deshalb eine wichtige Erfahrung der Selbstwirksamkeit. In dieser Zeit konnten wir vieles nicht mehr und doch gab es die Möglichkeit, sich gestaltend zu dieser Situation zu verhalten.

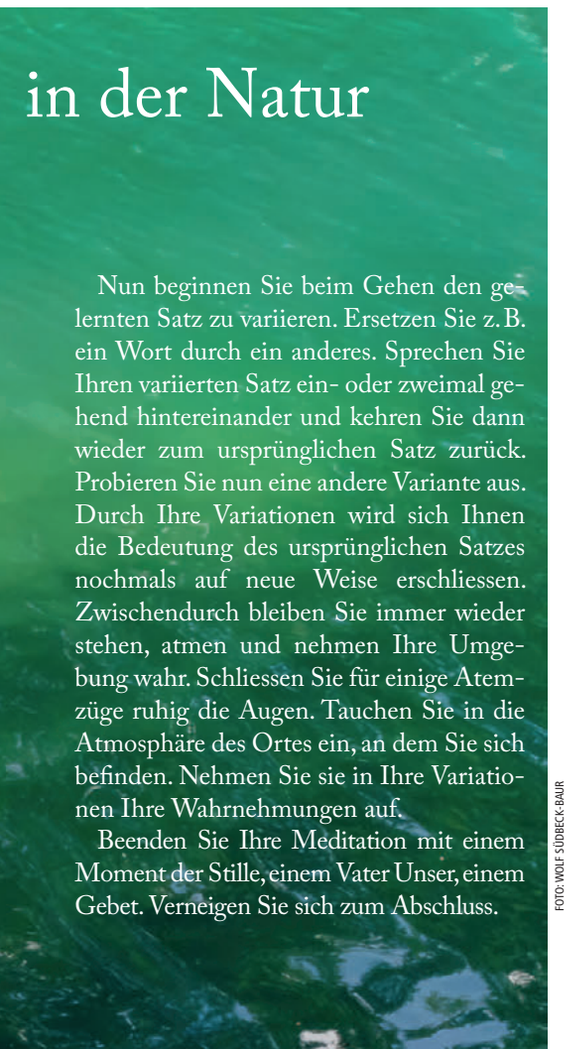
Innerhalb von rund 10 Wochen lagen alle 1189 Kapitel handschriftlich vor. Unsere Einladung, an einer geistlichen Übung allein und doch in Gemeinschaft teilzunehmen, war gelungen.

Wenn wir Menschen als kirchlich Verantwortliche spirituell begleiten wollen, dann braucht es einen klaren Blick für das, was tragfähige Spiritualität ausmacht. Bei jedem Angebot sollten wir wissen, in welchem der drei Felder wir uns bewegen. Uns sollte bewusst sein, was genau wir stärken und anregen möchten, welche Bereiche miteinander verbunden werden sollen. Tragfähige Spiritualität fördert Eigensinn, Kooperation und Weltzugewandtheit und bringt sie in ein ausgeglichenes Gleichgewicht.

Kirchen können Rahmen bieten

Freestyle Religion steht dabei für ein Modell der Spiritualität, das dem Einzelnen bewusst grosse Spielräume der Gestaltung lässt, den Körper mit einbezieht und nicht-doktrinär auftritt. Als Kirchen können wir Menschen bei ihrer spirituellen Suche nur begleiten, wir können ihnen nicht sagen, welche Formen und welche »Moves« sie brauchen. Wir können ihnen aber einen Rahmen anbieten, der bestimmte Erfahrungen ermöglicht und zuspielt.

In diesem Sinne »funktioniert« Spiritualität im 21. Jahrhundert: minimalistisch sich auf das Grundlegende konzentrierend und nicht-doktrinär viel Raum für Individualität, die sich in ein Ganzes fügt, ermöglichend. ◆



in der Natur

Nun beginnen Sie beim Gehen den gelernten Satz zu variieren. Ersetzen Sie z. B. ein Wort durch ein anderes. Sprechen Sie Ihren variierten Satz ein- oder zweimal gehend hintereinander und kehren Sie dann wieder zum ursprünglichen Satz zurück. Probieren Sie nun eine andere Variante aus. Durch Ihre Variationen wird sich Ihnen die Bedeutung des ursprünglichen Satzes nochmals auf neue Weise erschliessen. Zwischendurch bleiben Sie immer wieder stehen, atmen und nehmen Ihre Umgebung wahr. Schliessen Sie für einige Atemzüge ruhig die Augen. Tauchen Sie in die Atmosphäre des Ortes ein, an dem Sie sich befinden. Nehmen Sie sie in Ihre Variationen Ihre Wahrnehmungen auf.

Beenden Sie Ihre Meditation mit einem Moment der Stille, einem Vater Unser, einem Gebet. Verneigen Sie sich zum Abschluss.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

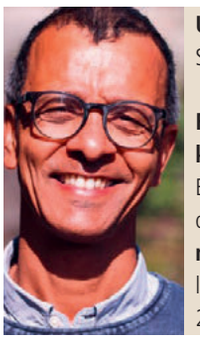
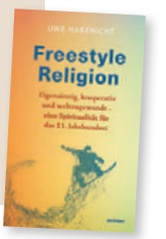


FOTO: ZVG

Uwe Habenicht ist reformierter Pfarrer in St. Gallen Straubenzell und Autor der Bücher:

Freestyle Religion. Eigensinnig, kooperativ und weltzugewandt. Eine Spiritualität für das 21. Jahrhundert, Echter Verlag 2020, und **Leben mit leichtem Gepäck**. Eine minimalistische Spiritualität, Echter Verlag 2021



Mit euren Geschichten

Religionspädagoge Lars Wolf schreibt interreligiöses Lernen ganz gross. Heute mit der Geschichte von der Arche Noah und Bruno Manser. Die Kinder trauen sich, kontrovers zu denken, ohne zu verletzen

Von Wolf Südbeck-Baur

Donnerstagnachmittag. Aus vollen Kehlen schmettern die Viertklässler*innen «Laudato si … sei gepriesen … der Mensch, dein Bild der Liebe». An der Gitarre sorgt Religionslehrer Lars Wolf fürs Crescendo. Der Sound vibriert so engagiert durch die offenen Fenster, dass andere Schüler auf dem Schulhof problemlos mitsingen könnten.

Doch dann kehrt gespannte Ruhe ein. »Ich wünsche euch einen guten Nachmittag«, begrüsst Lars Wolf die 16-köpfige Klasse, die wie aus einem Munde selbiges erwidert. Und der Nachmittag hat es in sich. Thema ist Bruno Manser, die Menschen in Sarawak, die Menschen in Europa und die Arche Noah. »Worauf legen die Menschen in Sarawak, das Volk der Penan, und jene in Europa besonderen Wert, wen oder was stellen sie ins Zentrum ihres Denkens und Handelns?«, fragt der von Haus aus reformierte Religionspädagoge immer im Blickkontakt mit den 11-Jährigen an den Vierertischen und mit den Händen ermunternd gestikulierend. »Wir sind glücklich, wenn wir uns einen Lamborghini leisten können«, repetiert David*. »Und wir können uns gegen alles versichern«, ergänzt Omar*. »Alles ist in Europa auf das Ich konzentriert, Wettbewerb und Geld dominieren«, fasst Wolf zusammen, was die Schülerinnen und Schüler in der Vorwoche erarbeitet hatten, »während bei den Penan in Sarawak, wo nun endlich ein Teil des noch bestehenden Waldes und seine Tiere durch die Regierung unter Schutz gestellt werden sollen, Grundbedürfnisse, Gerechtigkeit als Lebensgrundlage und Lebensraum ganz wichtig sind«.

An diesem Engagement beteiligte sich der Basler Bruno Manser, der in die Geschichte eingegangen ist als entschlossener Kämpfer gegen die Zerstörung des Regenwalds. Er war von den Penan auf der Insel Borneo als einer der ihren aufgenommen worden. Als Manser 2005 für verschollen erklärt wurde, schrieb Lars Wolf eine Geschichte dazu: »Der Spinner – oder ein Rettungsboot auf dem Trockenen«. Diese Geschichte präsentiert, besser inszeniert der Lehrer nun. Alle lauschen konzentriert. In der Geschichte zimmert der Spinner ein Haus auf einem Kahn. »Wird sein Kahn Leben retten?« Seine satten Widersacher, die Nach-mir-die-Sintflut-Rufer, wollen ihn stoppen. Der Spinner soll aufhören, gegen Umweltzerstörung zu wettern, zu warnen. Die Menschen sollen innehalten, aufhorchen. Wofür? »Es geht ums Überleben einer bedrohten Welt, aber viel Unglück, eine zerstörerische Flut bricht herein«, ruft Wolf. »Doch eine der Tauben, die der Spinner ausgesendet hat, kehrt mit einem Olivenblatt im Schnabel zum Kahn zurück.«

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

»Wir schreiben ein Buch«. Religionslehrer Lars Wolf im Gespräch mit den Primarschülern

Spinner wider alle Hoffnung

Fragend schaut der hochaufgeschossene Religionslehrer in die Klasse. »Welche Geschichte, die in der jüdischen, der christlichen und der islamischen Tradition wichtig ist, steckt hinter der Geschichte vom Haus auf dem Kahn?« Wolf muss nicht lange warten, Larissa* streckt den Arm in die Höhe: »Die Arche Noah!« »Ganz genau«, bekräftigt Wolf und ergänzt, dass im Islam sogar ein Fest gefeiert wird, das an Noah erinnert: Am Ashura-Fest gedenken die Schiiten dem Martyrium Husains, dem Enkel des Propheten, die Sunniten begehen einen Fasttag. Sie kochen an diesem Fasttag, schlägt Wolf die Brücke zur Arche Noah, eine Suppe mit Granatapfel, Reis und Nüssen, »Früchte, die Noah in seiner Arche trotz aller Unwetter übrighatte«. Noah sei »ein Spinner« gewesen, »und Bruno Manser«, erklärt Lars Wolf mit hochgezogenen Augenbrauen, »war auch so ein Spinner« – offenbar wider alle Hoffnung, möchte man still ergänzen.

Der Religionspädagoge, der seinen Unterricht grundsätzlich als interreligiösen Religionsunterricht ausrichtet, macht eine Kunstpause und holt Luft. Nach wenigen Augenblicken aber ist der Beamer gebändigt, die Karikatur von Horst Haitzinger erscheint an der Wand über der Tafel (s. Bild). Alle Augen inspizieren das monströse graue Stahlschiff mit Schloten und Kraftwerken und den grünen Dschungel, der als Bei- oder Rettungsboot am wuchtigen Rumpf des Dampfers befestigt ist. Die Schülerinnen und Schüler erzählen zunächst, was sie sehen, beginnen dann zu assoziieren und schliesslich zu interpretieren.

»Wir machen ein Buch mit euren Geschichten«, überrascht Wolf seine Schüler*innen und hebt seine Stimme. Arbeitsauftrag: »Auf welchem Schiff wäret ihr gern? Was ist euch wichtig?« Spontan meldet sich Önder*, der soeben wohl wegen dem Ramadan eine kleine Ruhephase eingelegt hatte: »Ich würde abwechseln.« Als Wolf ihn nach dem Warum fragt, schreibt er auf sein Blatt: «Beide haben Vorteile. Die Vorteile des grauen Schiffs sind: du kannst die wichtigen Sachen haben und Spass durch Internet und mehr. Die Nachteile sind: weniger Lebensraum, Umweltverschmutzung, weniger Tiere usw. Jetzt die Vorteile vom bunten Schiff: mehr Freiraum, mehr Tiere, keine Umweltverschmutzung usw. Aber die Nachteile sind Wildnis, Gefahr, Jagd, einsam sein etc.«

Ausnahmslos alle Schülerinnen und Schüler schreiben emsig, fragen nach, ob sie mit ihren Gedanken auf dem richtigen Dampfer, sprich auf dem der Aufgabe entsprechenden Weg sind, diskutieren mit Lehrer Wolf, holen sich Rat und ein zusätzliches Blatt Papier aus dem Klassenschrank. Mihail* entscheidet sich unmissverständlich für das Schiff mit der Natur: »Ich wäre gerne auf dem Schiff, auf dem die Natur am Herrschen ist. Für mich ist es wichtig, dass man Freundschaft und Gemeinschaft und die Natur hat. Denn wenn es keine Natur gäbe, dann könnte man nicht existieren und die Welt wäre heute zutage in der Katastrophe. Es gäbe keine Luft mehr.« Und der 11-Jährige denkt noch weiter: »Viele Leute würden sich töten, weil wenn man nicht die äussere Welt sieht, dann kriegt man Depressionen. Weil, es liegt in uns Menschen, dass wir raus wollen. Die Natur ist unsere Heimat und manche – also alle ausser den »grauen Herren« (Anm. Red.: Gemeint sind die grauen Herren aus Michael Endes »Momo«, womit sich die Klasse im Vorfeld beschäftigt hat) können nicht leben, wenn ihre Heimat zerstört wird. – Und ich bin einer von ihnen. Für mich wäre das wie ein Schuss ins Herz.«

Eigenständige Gedankengänge

Jonas* sieht es anders: »Ich gehe auf das graue Schiff. Weil, seien wir ehrlich, wenn wir erwachsen sind, wird es keiner versuchen, auf das Penanschiff zu kommen. Das ist meine Meinung.« Lea* philosophiert so: »Ich würde das rechte Schiff nehmen, denn dort hat alles angefangen. Ohne das rechte Schiff würde es das linke Schiff gar nicht geben. Auf dem rechten Schiff hat alles angefangen: Menschen, Tiere, Lebewesen, Wasser, Feuer, Luft, Erde und ganz langsam hat sich das linke Schiff gebildet. Natürlich hat das linke Schiff auch Vorteile. Es macht fast alles einfacher. Trotzdem wäre ich lieber auf dem rechten Schiff. Denn dort hat mein Leben angefangen und ich bin sehr froh darüber, denn sonst wäre ich nicht hier. Hier auf der Erde, wo ich mich wohlfühle, auch wenn es manchmal ein paar Hügel im Leben hat. Aber Leben ist Leben.«

Lars Wolf ist berührt von den Überlegungen der vierten Klasse und kommentiert, als wir in seinem gemütlichen Dachzimmerbüro die Doppelstunde Revue passieren lassen: »Ich bin beeindruckt von den differenzierten und eigenständigen Gedankengängen. Die Kinder getrauen sich, kontrovers zu denken im Abwägen von Argumenten und Plausibilitäten, ohne damit die Beziehungsebene zu beschädigen.» Diese Kompetenz gelte es zu pflegen, betont der Religionspädagoge, »indem wir mit ihnen das Leben als das Offene begreifen. Dem Dialog eignet schliesslich etwas Meditatives im Teilen und Mitteilen dessen, was wir brauchen und im gemeinsamen Aushandeln von Lösungen, die alle miteinschliessen». Nicht ohne Demut kommt Wolf zu dem Fazit: »Wo das eingeübt und erlebt werden kann, verlieren Differenz und auch der Konflikt das Bedrohliche, Ausschliessende. Könnte uns und den Kindern Besseres passieren, als hier frei zu werden?« Wohl kaum. ◆

*Namen geändert

aufbruch: *Lars Wolf, Sie verstehen Ihren Religionsunterricht, an dem Schüler*innen mit unterschiedlicher religiöser Herkunft teilnehmen, als einen Ort interreligiösen Lernens. Was ist Ihnen dabei wichtig?*

Lars Wolf: Das Einüben der Betrachtung ist mir im interreligiösen Lernen besonders wichtig, damit die Kinder lernen hinzuschauen, ohne bereits zu deuten, sondern nur zu beschreiben. Dies, damit sie in der Lage sind, sich ein eigenes Bild zu machen.
Interreligiöses Lernen will Raum bieten dafür, elementare Lebensfragen zu stellen und die Kompetenz fördern, ein eigenes Urteil zu bilden. Interreligiöses Lernen unterstützt die Kinder dabei, eine gemeinsame Ethik zu entwickeln und auf der Handlungsebene zu erproben.

Welche Rolle spielen konfessionelle Zugehörigkeiten beim interreligiösen Lernen?
Interreligiöses Lernen kann sich nicht nur auf *eine* Konfession beziehen, kann aber auch nicht rein religionskundlich konzipiert sein. Interreligiöses Lernen hat immer einen konfessorischen Charakter, insofern subjektive Lebensplausibilitäten zur Sprache kommen und Niederschlag finden im Diskurs. Vielleicht ist der Begriff der Positionalität besser, weil er in der Institution Schule nicht mit institutionellen Religionsgemeinschaften in Verbindung gebracht wird.

Was bedeutet das konkret zum Beispiel bezogen auf die Geschichte von der Arche Noah?
Wenn wir nun, ausgehend von der Frage, welche Handlungsoptionen wir auf die ökologische Frage sehen und uns vorstellen, in einer Woche in der Klasse 4c das Fasten in den drei abrahamitischen Religionen als Einüben des Verzichts kennen lernen, wird ein muslimischer Schüler von seiner Erfahrung berichten können und wird in seiner Positionalität wahrgenommen und bestätigt. Jedoch neben anderen Positionen, die ähnliche oder andere Erfahrungen schildern.
Dies ist ein wichtiger Lerninhalt für Kinder, deren religiöser Hintergrund geprägt ist durch institutionelle Ausschliesslichkeit, deren Logik folgend religionskonfessionellen Charakter hat. Das würde aber die religiöse Distanz fördern, in der das Fremdbild des Andersgläubigen, dessen, der mit anderen Plausibilitäten lebt, und das Eigenbild ein Konstrukt der Distanz ohne prüfende Erfahrung wird. Um dies zu verhindern, versucht das interreligiöse Lernen oder eine pluralistische Religionspädagogik einen »intersubjektiven Raum« zu ermöglichen, in dem Kontakt möglich wird. Nur die Erfahrung des Kontaktes, in dem das Ich sich als anders als das Du erfährt und dadurch bestätigt wird, ermöglicht es, realistische Eigen- und Fremdbilder zu entwickeln, da sie sich zwangsläufig immer wieder verändern wie der Mensch selbst auch.

Interview: Wolf Südbeck-Baur

Chur bleibt konservativ

Michael Meier

Eines ist den sieben neuen Kaderleuten gemeinsam: sie sind weitgehend unbekannt. Nur der Churer Bischof Joseph Bonnemain selber weiss, warum er sie an die Schlüsselstellen seines Bistums befördert hat. Selbst den neuen Zürcher Generalvikar, Pfarrer Luis Varandas, seit vier Jahren in der Zürcher Kirchenexekutive für die Migrantenpastoral zuständig, kennen nur die Kirchenengagierten. Das gilt noch mehr für Jürg Stuker, den Bündner Generalvikar und Moderator Curiae. Als Pfarrer hat er sich einen konservativen Namen gemacht. Die beiden Altgedienten, die Kanzlerin Donata Bricci und der vom General- zum Bischofsvikar herabgestufte Andreas Fuchs, gehören zur ultrakonservativen Gruppierung *Servi della Sofferenza*. Insgesamt stützt sich der *Opus-Dei*-Bischof auf linientreue Leute, die ihm kaum widersprechen werden. Vertreter des liberalen Flügels sind nicht dabei. Das Bistum Chur bleibt konservativ. Daran würde sich auch wenig ändern, sollte Rom auf Bonnemains Wunsch hin den profilierten Pfarrer und früheren Bündner Generalvikar Andreas Rellstab zum Weihbischof machen.

FOTO: TAGIS-ANZEIGER

Michael Meier ist Theologe und berichtet im »Tages-Anzeiger« über Religion, Kirchen und Gesellschaft

Das alles gibt wenig zu reden. Alle sind heilfroh, dass die Reizfiguren aus der Ära Huonder – nämlich Martin Grichting, Giuseppe Gracia und Marian Eleganti – endlich weg sind. Applaus erhält Bonnemain auch für seine Symbolpolitik nach Art des Papstes. Wobei man nicht wahrhaben will, dass auch seine Zeichen stumpf sind. So hat er das neue Personalressort neben dem Diakon Urs Länzlinger der Theologin Brigitte Fischer Züger anvertraut. Von Frauenförderung kann nur sprechen, wer nicht weiss, wie dornenreich dieses Ressort ist – speziell in Zeiten des Priestermangels und der Missbrauchsskandale.

Monika Schmid, Gemeindeleiterin der Pfarrei St.Martin, Illnau-Effretikon, Lindau und Brütten, fand im *Landboten* kritische Worte für die Absenz von Kardinal **Kurt Koch** und Bischof **Felix Gmür** bei der Trauerfeier für den Tübinger Schweizer Theologen **Hans Küng** Mitte April. »Hans Küngs Trauerfeier war schlicht und bewegend gestaltet. Kein Bischof weit und breit, kein Grusswort aus Rom. Wenn sonst ein Priester stirbt, dann stehen die geweihten Häupter oft in Scharen um den Altar und einander auf den Füssen. Wäre es nicht eine Selbstverständlichkeit gewesen, einem grossen Theologen die letzte Ehre zu erweisen? Wahre Grösse ist keine Frage des Alters, der Errungenschaften und von Titeln. Wahre Grösse zeigt sich, wenn Menschen über ihren Schatten springen, das Herz sprechen lassen und etwas Abstand lassen zum eigenen Ego. In einer Kirche, so denkt man, müsste das möglich sein. Was wäre dies für ein Zeichen gewesen, wenn sich auch nur einer dieser Kirchenmänner auf den Weg gemacht hätte, um einem Mitbruder wenigstens jetzt symbolisch die Hand zu reichen.«

FOTO: SRF

Monika Schmid

Claudio Knüsli, Onkologe und Vorstandsmitglied der *Ärztinnen und Ärzte für soziale Verantwortung/zur Verhütung des Atomkriegs* PSW/IPPNW, fordert gemeinsam mit seinen Vorstandskolleg*innen das *Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation* UVEK auf, neue Forschungsresultate in die Strahlenschutzgesetzgebung einfliessen zu lassen. Zum Schutz der Bevölkerung sei es dringlich, dass »die Behörden die langfristigen Folgen der ionisierenden Strahlung anerkennen«. In einer gemeinsam mit der *Energie-Stiftung Schweiz* SES verbreiteten Medienmitteilung anlässlich des 35. Jahrestags der Kernkraftwerkskatastrophe von Tschernobyl heisst es wörtlich: »Aufgrund der heutigen Kenntnisse muss von mindestens 400 Krebstoten sowie zusätzlich von ebenso vielen Toten durch Herzinfarkte und Hirnschläge als längerfristigen Strahlenfolgen ausgegangen werden.« Es sei zudem bisher kaum bekannt, erklären die Mediziner*innen, »dass als Folge von Tschernobyl Störungen der Fortpflanzung nachgewiesen werden können«. So lasse sich für die Schweiz wie für Europa eine Zunahme der Frühsterblichkeit nachweisen.

Bernd Nilles, Direktor des Hilfswerks *Fastenopfer*, wertet das Volksmehr als starke Legitimation, um die Anliegen der am Ständemehr gescheiterten Konzernverantwortungsinitiative weiterhin voranzubringen. Die Trägerschaft der Initiative will sich organisiert als Verein weiterhin für griffige Regeln für Konzerne einsetzen. »Viele Partnerorganisationen, mit denen wir in den Ländern des Südens zusammenarbeiten, sind von wirtschaftlichen Grossprojekten negativ betroffen. Dies wird leider auch in der Zukunft der Fall sein«, so Nilles gegenüber *kath.ch*. Für *Fastenopfer* stelle sich deshalb »die Frage, ob wir unser diesbezügliches Engagement reduzieren wollen, nicht«.

Hansjörg Schmid, Direktor des *Schweizerischen Zentrums für Islam und Gesellschaft*, wertet den neuen Weiterbildungslehrgang für muslimische Betreuungspersonen im Kanton Zürich als einen »Meilenstein für die Integration der Muslime in der Schweiz«. Mit dem Ausbildungslehrgang, der mit Unterstützung der *Vereinigung der Islamischen Organisationen Zürich* von der Zürcher *Direktion der Justiz und des Innern* konzipiert wurde, können sich Imame und andere Betreuungspersonen weiter qualifizieren. Die Initiative sei von den Zürcher Muslimen ausgegangen. »Die Politik hat das aufgenommen«, so Schmid laut *kath.ch*. Der Kanton erhoffe sich, Netzwerke und Beziehungen stärken zu können. »Die gesamte Gesellschaft soll profitieren.«

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

Hansjörg Schmid

Sabine Zgraggen, Dienststellenleiterin bei der katholischen Spital- und Klinikseelsorge im Kanton Zürich, und **Lisa Palm,** ihre Stellvertreterin und Palliative-Care-Beauftragte, betonen, dass sich die Spitalseelsorge weiterentwickeln müsse. »Eine Herausforderung stellt die gesundheitspolitische Strategie ›ambulant vor stationär‹ dar. Immer häufiger werden komplexe Behandlungen ambulant angeboten und schwerkranke Patientinnen und Patienten – zum Beispiel in Palliative Care – durch spezialisierte Behandlungsteams zuhause gepflegt und behandelt. Hier gilt es, neue Formen einer zukunftsgewandten ambulanten Seelsorge in Zusammenarbeit mit den Pfarreien zu entwickeln«, schreiben sie in der *Schweizerischen Kirchenzeitung*.

Medaille geht auf Wanderschaft

FOTO: SRF

Medaille für Veronika Jehle

Der Einsatz für Freiheit in der Kirche hat oft einen hohen Preis und hinterlässt immer Spuren. Doch Preise sind auch eine Verpflichtung. Beispielhaft hat dies eine der Herbert Haag-Preisträgerinnen zum Ausdruck gebracht: Martha Brun (*1940). Die ehemalige Menzinger Schwester erhielt den Herbert Haag Preis 1991 für ihre loyale Opposition im Bistum Chur. Kurze Zeit vor ihrem Tod 2015 entschied sie sich, die mit dem Preis verbundene Verpflichtung mit anderen zu teilen und weiterzugeben. Sie anvertraute die Herbert Haag Medaille der mit ihr befreundeten Theologin Bernadette Tischhauser und diese wiederum nach einiger Zeit Brigitta Biberstein. Beide zusammen enwickelten die Idee einer Wandermedaille. Die mit der Medaille verbundene Ehre und Verpflichtung wollen sie weiterreichen an jüngere Frauen, die sich im Einsatz für Freiheit in der Kirche verdient machen, widerständig und herausfordernd, hartnäckig und ideenreich, freimütig und eigenverantwortlich, innerhalb, am Rande oder auch ausserhalb der Strukturen der Kirche. Das Ehrenzeichen soll freundschaftlicher Dank sein und eine Ermutigung zu Ausdauer.

Als nächste Inhaberin der Medaille wählten Tischhauser und Biberstein zusammen mit Gleichgesinnten Veronika Jehle. Die 36jährige gebürtige Wienerin ist Spitalseelsorgerin am Kantonsspital Winterthur, engagiert sich im interreligiösen Dialog, im Wort zum Sonntag und im kirchlichen Journalismus und kämpft, wo immer sie kann, gegen die kirchliche Angstkultur. Die Wandermedaille wurde ihr im Rahmen eines Gottesdienstes in Pfäffikon am Vortag des Junia-Festes überreicht. Wer weiss, vielleicht wird dieses Beispiel auch andere inspirieren, ihrerseits Medaillen auf Wanderschaft zu entsenden

Erwin Koller

Eingeschlossen wie Wiborada

FOTO: ZVG

Einsamkeit und Exponiertheit sind vielleicht nicht zwei Begriffe, die intuitiv in einem Atemzug genannt werden würden. Ein Inklusentum mitten in der Stadt bietet aber genau dieses Spektrum: Durch die Abgeschiedenheit entsteht eine intensivierte Aufmerksamkeit, nicht nur für das eigenen Gefühlsleben, sondern auch für die Aussenwelt.

Im Zuge des Projektes Wiborada 2021 hat Hildegard Aepli für den Zeitraum einer Woche als Inklusin gelebt. In ihrer aus Holz gezimmerten Zelle, die direkt an die Aussenwand der Kirche St.Mangen angebaut wurde, stehen zwei Stühle. Sinnbild für die in der Zurückgezogenheit ersehnte Gottesbegegnung. Diese Suche nach dem Göttlichen in der weiten Stille des eigenen Innenraums ist ein Grundzug mystischer Erfahrung. Ein Fenster nach aussen ist zu bestimmten Zeiten offen für Gespräche. Das war auch ein Grundzug der Lebensführung Wiboradas.

Die heutige Zelle hat mehr Comfort als zu Wiboradas Zeiten. So betont denn auch Ann-Katrin Gässlein, die Kultur und Bildungsbeauftragte der Cityseelsorge St.Gallen, dass es bei dem Projekt nicht um eine Wiederbelebung der Vergangenheit im Sinne eines asketischen Wetteiferns geht. Die zehn Frauen und Männer, die als Inkluse bzw. Inklusin in der Zelle leben werden, hatten eine Vorbereitungszeit. Sie erfüllen gewisse Kriterien wie psychische Stabilität und Erfahrung mit kontemplativer Praxis.

Das citypastorale Projekt Wiborada 2021 will insbesondere die Bedeutung der spirituellen Hinterlassenschaft der Stadtheiligen für heutige Lebenswelten erschliessen. Zu diesem Zweck wurden religionspädagogische Materialien bereitgestellt und eine Vorlesungsreihe in Zusammenarbeit mit der HSG lanciert. Noch bis zum 3. Juli wartet das Projekt mit einem vielgestaltigen Programm auf. Alle Infos unter www.wiborada2021.ch

Gian Rudin

Gastkolumne

FOTO: ZVG

PFUSCHI-CARTOON

Enttäuschte Bio-Liebe?

Die Wogen steigen, seit sich die Bio-Produzent*innen gegen die Trinkwasserinitiative TWI aussprachen. Von Verrat war die Rede. Von Biobauern, die nur auf ihr Portemonnaie schauen, statt auf Mensch und Natur. Im Ärger wurde übersehen, dass *Bio Suisse* die viel weitergehende Pestizidfreiinitiative »LebenstattGift« unterstützt. Der Verband wurde zur Zielscheibe. Ausgerechnet der Biolandbau, der auf chemisch-synthetische Pflanzenschutzmittel und Mineraldünger verzichtet und der seit 50 Jahren zeigt, wie ohne Schäden an Mensch und Umwelt produziert werden kann, wurde Prügel- knabe enttäuschter Biokonsumenten.

Dabei haben die Bioproduzent*innen eklatante Mängel festgestellt: Die TWI setzt falsche Anreize. Intensiv produzierende Mast-, Gemüse- und Obstbetriebe könnten leicht aus den Direktzahlungen aussteigen. Damit entfallen für sie die ökologischen Mindeststandards, während der Pestizideinsatz dort, wo er am dringendsten reduziert werden sollte, hoch bleibt. Die TWI regelt weder Importe, noch den Einsatz von Gift in Privatgärten oder die vielen Biozide rund ums Gewerbe. Futtermittel dürften nicht mehr hinzugekauft werden – wohl das Aus für viele beliebte Bioeier.

Warum nehmen die Biofreunde diese Kritik nicht ernst? Wo bleibt das Vertrauen in die Fachkenntnisse der Bio-Produzenten? Kommt etwa Städtern eine Idealisierung des Biobauerntums in die Quere? Ist es enttäuschte Bio-Liebe? Es wird Zeit für eine faire Auseinandersetzung und für Versöhnung! Um gemeinsam und über den Abstimmungssonntag hinaus am nachhaltigen Landwirtschafts- und Lebensmittelsystem Schweiz zu schaffen.

Maya Graf, Ständerätin BL, Biobäuerin

Zum Tod des Jahrhundert-Theologen Hans Küng

Mit dem Tod des Theologen Hans Küng verstummt einer der bedeutendsten kritischen Stimmen der Christenheit. Der umtriebige Jahrhundert-Theologe hinterlässt tiefe Spuren in der Geschichte des Christentums

Von Wolf Südbeck-Baur

Als Hans Küng 2018 im März 90 Jahre alt wurde, platzte der Festsaal der Universität Tübingen aus allen Nähten. Symbolträchtig: Margot Kässmann, zurückgetretene Bischöfin und Reformationsbeauftragte des Lutherjahrs 2017, würdigte das Lebenswerk des Schweizer Jahrhundert-Theologen. Das war kein Zufall, denn Hans Küng hatte bereits vor der Einberufung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) mit seiner ökumenisch wegweisenden Dissertation schlüssig dargelegt, dass die evangelische Lehre von der göttlichen Vergebung bei Karl Barth mit dem katholischen Dogma des Konzils von Trient (1545–1563) zu vereinbaren ist. »Ein Fanfarenstoss in Richtung Ökumene längst vor dem Konzil«, wie der Küng-Kenner und frühere *Sternstunde Religion*-Moderator Erwin Koller im *aufbruch* unterstrich.

Für Reformen in der Kirche

In den Konzilsjahren wirkte Hans Küng, der 1960 nach kurzer Seelsorgetätigkeit an der Luzerner Hofkirche an der *Katholischen Fakultät der Universität Tübingen* auf den Lehrstuhl für Fundamentaltheologie berufen worden war, als Konzilsberater in Rom und rastlos für Reformen. Als es in den Jahren nach dem Konzil um die Umsetzung der epochemachenden Zusammenkunft ging, engagierte sich der junge Theologe volle Kraft voraus an den vielfältigen Baustellen zur Erneuerung der Kirche. Küng machte Vorschläge zur Reform des römischen Systems, zur Abschaffung des Pflichtzölibats, für ein zeitgemässes Glaubensbekenntnis, für die Anerkennung der Ämter der anderen Kirchen und ihrer Abendmahlsfeier, für die Einführung demokratischer Elemente insbesondere bei der Bischofswahl, für die Ordination von Frauen, für einen neuen Umgang mit Mischehen und Wiederverheirateten, zur Stärkung des Gewissensentscheids insbesondere im Blick auf Empfängnisverhütung und Sexualität. Die meisten seiner Vorschläge verhallten leider unerhört.

Dabei ging es dem brillanten Rhetoriker um nichts weniger als um die Verlebendigung der neu errungenen Freiheit des Christen, die basiert auf seiner »Christologie von unten«. Diese unterscheidet sich beträchtlich von der hellenistisch geprägten Christologie von oben von alt Papst Benedikt XVI. respektive Joseph Ratzinger. 2007, kurz nach dem Erscheinen seiner zweibändigen Memoiren »Erkämpfte Freiheit« (2002) und »Umstrittene Wahrheit« (2007) kommentierte Küng: »Ich war damals noch der Überzeugung und beziehe mich auf ein konkretes Gespräch in meinem Auto, wo er (Ratzinger) diesen Zugang zu Jesus von unten, von der Bibel und der Geschichte her, für möglich angesehen hat: ist ja nicht schlecht, er macht das so, ich machs so. Ich sah, beide Sichtweisen ergänzen sich. Ich kann ja, wenn ich von unten oben angekommen bin, auch wieder von oben nach unten auf die Gestalt Jesu schauen.« Und Küng doppelte nach: »Ich kämpfte schon damals für ein schriftgemässes und zeitgemässes Christentum, das sich an Jesus von Nazareth selber orientiert. Darum kämpfe ich gegen ein autokratisches, autoritäres und bisweilen totalitäres römisches System.«

> » Wir beugen uns in der Schweiz nicht vor Gessler-Hüten, auch wenn sie Bischofsmützen sind
>
> **Hans Küng**

Nach den Aufbruchjahren in der postkonziliaren Zeit der 60er Jahre drehte sich der Wind innerhalb der katholischen Kirche mehr und mehr gegen Reformen. Der inzwischen weltbekannte und weltweit vernetzte Theologe aus Sursee musste dies in seinen wohl bittersten Stunden 1979 erleben, als Rom ihm die Lehrerlaubnis entzog wegen seiner kritischen Anfragen an die Unfehlbarkeit des päpstlichen Systems, die 1871 als Dogma ex cathedra behauptet und verkündet worden war. Küng hielt dagegen mit der heute weit herum unstrittigen Überzeugung: »Päpstliche Lehräusserungen können und dürfen nicht als unfehlbar verstanden werden.«

Von Rom verstossen

Er wich der römischen Inquisition nicht, sondern setzte alle legitimen Mittel ein, um den Ausschluss aus der Tübinger theologischen Fakultät zu verhindern. Schliesslich sei gegen keines seiner Bücher ein ordentliches Verfahren durchgeführt worden. Nie war ihm Akteneinsicht, nie eine faire Chance der Rechtfertigung geboten worden, nur die Möglichkeit der demütigen Unterwerfung. Nach ebenso dramatischen wie erfolglosen Vermittlungsversuchen kippten sieben der zwölf Professorenkollegen um und wechselten auf die römisch-kuriale Seite. So musste Küng 1980 gezwungenermassen an der katholischen Fakultät seine sieben Sachen packen, behielt aber mit seinem ökumenischen Institut einen Platz an der Universität, ohne einer Fakultät anzugehören.

Im Gespräch mit Weltreligionen

Derart ausgestattet mit neuer Freiheit zog Hans Küng 1980 erneut in die Welt und erkundete die Kontinente auf den Spuren

der ökumenischen Grundidee in den Weltreligionen. Seine Spurensuche – viele werden sich an die gleichnamige TV-Serie erinnern – drehte sich um Fragen wie: Welche Bedeutung haben der Islam und das Judentum für das Heil der Menschen? Wie verhalten sich der Buddhismus, der Hinduismus und der Konfuzianismus zur Botschaft des Mannes aus Nazareth? Küng pflegte intensiv das interreligiöse Gespräch, wobei er anderen Religionen nie als Konkurrenten begegnete, sondern »immer als Erweiterung und als Herausforderung des eigenen Glaubens«, wie der Theologe Hermann Häring urteilt.

Diese ökumenisch der Sinnsuche der Menschen verpflichtete Suche nach Antworten bei den Religionen führte Hans Küng mit seinem unabhängigen Ökumene-Institut im Rücken zum nächsten Kraftakt, der Entwicklung und dem Aufbau eines Weltethos-Projekts. Der umtriebige Gelehrte hatte in einer Welt der Kriege und der Missachtung der menschlichen Würde, in der Gewalt mancherorts heute wieder ideologisiert religiös gerechtfertigt wird, elementare Gemeinsamkeiten der Religionen herausdestilliert: »Kein Frieden unter den Nationen ohne Frieden unter den Religionen. Kein Frieden unter den Religionen ohne Dialog zwischen den Religionen. Kein Dialog zwischen den Religionen ohne globale ethische Massstäbe. Kein Überleben unseres Globus ohne ein globales Ethos, ein Weltethos.« Zentral, so schärfte Küng bei seinen Vorträgen rund um den Globus ein, sei die Besinnung auf die Gemeinsamkeiten in den Religionen.

Die Idee des Weltethos

Dabei grenzte Küng sein Konzept des Weltethos stets ab von der Vorstellung, er propagiere die Bildung einer einzigen Weltreligion. Fragen nach Leben und Tod, Fragen nach dem Sinn des Lebens, die Begründung des sittlichen Bewusstseins, dies seien allen Menschen gemeinsame Fragen, bei deren Beantwortung »Religion und Philosophie viel ausrichten können«, erklärte der Gründer der *Stiftung Weltethos* 2007 anlässlich einer Weltethos-Ausstellung in Basel. Dabei war für Küng klar, dass ein für alle Religionen verbindliches Weltethos von Gläubigen und Ungläubigen nur durch den gemeinsamen Dialog Anerkennung finden könne. Dazu sei es jedoch nötig, dass die Menschen aller Religionen voneinander wissen. Tatsächlich allerdings wüssten sie, so Küng, vor allem über das Gemeinsame in all den religiösen und ethischen Traditionen viel zu wenig.

Auf diesem gemeinsamen Gut basieren vier in allen Weltreligionen anerkannte Grundgebote: Achte das Leben, das Eigentum, die Wahrheit und die Partnerschaft. Diese Handlungsmassstäbe »können von religiösen und nicht-religiösen Menschen mitgetragen und gelebt werden«, meinte Küng.

FOTO: EPD-BILD/BÄUERLE

Hans Küng in seinem Haus in Tübingen

Mit der Idee des Weltethos hat Hans Küng ein Fundament gelegt, »auf dem nicht nur die Ökumene der Religionen, sondern auch die Zusammenarbeit für ein gemeinsames Ethos in Politik und Wirtschaft vorangetrieben werden kann«, bringt es Küng-Kenner Koller auf den Punkt. Mit der »Einbeziehung anderer Religionen in sein katholisch-ökumenisches Denken und mit dem Projekt Weltethos«, resümiert Hermann Häring Küngs Leistung, »ist es ihm gelungen, der christlichen Theologie und den Religionen in einer säkularen Weltöffentlichkeit ein Gehör von grosser Intensität zu verschaffen.«

Entsprechend diesem Küngschen Koordinatensystems konnte der *aufbruch* auf kontinuierliche Förderung und Unterstützung durch den Tübinger Schweizer zählen. Es war Küng und die von ihm präsidierte Herbert Haag-Stiftung, auf die die Initiative für die wohl gewichtigste Änderung in der Geschichte des *aufbruch* zurückgeht. Küng regte 2006 eine publizistische Stimme im deutschen Sprachraum an, die kirchliche Vorgänge und hierarchische Entscheidungen «kritisch begleitet und Perspektiven für zukunftsweisendes christliches Handeln aufzeigt». Der *aufbruch* nahm Verhandlungen mit *Publik-Forum* auf, die ab 2008 in die bis heute fruchtbare Zusammenarbeit mündeten.

Mit dem Tod von Hans Küng am 6. April verstummt ein Jahrhundert-Theologe, der vorgelebt hat, »wie interessant und einflussreich eine für die Welt offene Theologie sein kann«. Und Hermann Häring liegt alles andere als falsch, wenn er betont: »Die christlichen Kirchen würden gut daran tun, die von hier ausgehenden Impulse aufzugreifen und ihre Botschaft vorbehaltlos in den Dienst einer versöhnten Menschheit zu stellen.« Dabei wird Hans Küng der Welt fehlen. ◆

Eine ausführlichere Version des Nachrufs finden Sie unter www.aufbruch.ch/blog

Ist die Widerspruchsregelung menschenwürdig?

An der geplanten Einführung der Widerspruchsregelung für Organspende scheiden sich die Geister. Für die einen bringt sie Klarheit, für die anderen übergeht sie die Würde des Einzelnen

FOTO: SWISSTRANSPLANT

Franz Immer ist habilitierter Mediziner und Direktor von Swisstransplant in Bern

Ja, sie bringt Sicherheit, Klarheit und Entlastung

Repräsentative Meinungsumfragen zeigen, dass sich bis zu 76 Prozent der Bevölkerung für die Widerspruchslösung aussprechen (*gfs.bern*, 2019). Auch wenn die Widerspruchslösung nicht automatisch mehr Organspenden bedeutet, hat das Opt-out-Modell in der Schweiz entscheidende Vorteile gegenüber der Zustimmungslösung.

Einerseits sorgt die Widerspruchslösung in Kombination mit einem Ja-/Nein-Register für Klarheit über den Willen verstorbener Personen. Andererseits besteht für die Betroffenen die Gewissheit, dass der Wille wie festgehalten umgesetzt wird.

Hinzu kommt die Entlastung der Angehörigen. Angehörigengespräche, in denen Fachpersonen gemeinsam mit Hinterbliebenen den Willen verstorbener Personen eruieren, können belastende Situationen darstellen. Insbesondere, wenn der Wille der Verstorbenen wie in vielen Fällen nicht bekannt ist. Entsprechend lehnen Angehörige Organspenden in rund 60 Prozent der Gespräche ab.

Mit der Widerspruchslösung dürften Familien bei fehlender Willensäusserung künftig davon ausgehen, dass eine Organspende dem Willen der verstorbenen Person entsprochen hätte. Auf diese Weise könnte das Widerspruchsmodell Entlastung bringen und dazu beitragen, das Problem der hohen Ablehnungsrate in den Angehörigengesprächen zu entschärfen.

Mit 17 Spendern pro Million Einwohner liegt die Schweiz zum Teil weit hinter anderen westeuropäischen Ländern zurück. Die erweiterte Widerspruchslösung birgt das Potenzial, die Organspendequote zu erhöhen. Eine Chance, die wir zugunsten der Menschen auf der Warteliste nicht ungenutzt lassen sollten. ◆

Nein, sie stellt den Nutzen über die Würde

FOTO: STIFTUNG DIALOG ETHIK

Ruth Baumann-Hölzle ist promovierte Theologin und leitet das Institut der Stiftung Dialog Ethik in Zürich

In unserer Gesellschaft gilt, dass man Menschen grundsätzlich fragen muss, wenn man etwas von ihnen will. Nimmt man jemanden etwas ungefragt weg, dann gilt dies als Diebstahl. Wie also sind Handlungen zu werten, die Menschen ungefragt für Organentnahmen vorbereiten und Menschen nach dem Hirntod Organe ohne deren Einwilligung entnehmen? Soll Schweigen als Zustimmung gewertet werden?

Geht es nach der Initiative und dem Gegenvorschlag des Bundesrates zur »Widerspruchsregelung« oder »erweiterten Widerspruchsregelung«, so sollen mit dieser Neuregelung künftig alle Menschen für eine Organentnahme vorbereitet und ihnen Organe entnommen werden dürfen, wenn sie entweder schon hirntot sind oder ihr Hirntod beim Abstellen von lebenserhaltenden Massnahmen ausgelöst worden ist, sofern sie sich nicht explizit dagegen ausgesprochen haben.

Diese käme einem Paradigmenwechsel staatlichen Handelns gleich: Der Nutzen der Mehrheit gilt mehr als das Grundrecht des Einzelnen auf körperliche Integrität. Mit der Widerspruchsregelung nimmt man auch in Kauf, dass Menschen gar gegen ihren Willen Organe entnommen werden. In der NZZ vom 17. 2. 2021 bringt der Jurist Christoph A. Zenger, Professor und Mitglied der rechtswissenschaftlichen Fakultät und des *Zentrums für Gesundheitsrecht und Management im Gesundheitswesen* der *Universität Bern*, in einem Gastkommentar das Problem auf den Punkt: »Die Widerspruchslösung ermöglicht das Ausnutzen von Zwangslagen, Abhängigkeiten, Unerfahrenheit, Unwissen, Unfähigkeit und Schwäche im Urteilsvermögen vieler Personen; diese werden zu Organlieferanten, ohne davon zu wissen oder sich wehren zu können.« ◆

KOLUMNE VON MAHINTHA NITHYANANTHAN

Ehre jeden Mensch

Was bedeutet aus tamilisch-hinduistischer Sicht Toleranz? Wie wird diese in der Schweiz ausgeübt? Toleranz bedeutet für mich als tamilische Hindu, Andersdenkende und Andersgläubige zu respektieren und zu akzeptieren. Diese Auffassung wird durch eine der wichtigsten Werte, dessen Wurzel im Hinduismus liegt, untermauert: Ehre jeden Menschen. Denn aus einer hinduistischen Sicht betrachtet ist die menschliche Seele von Gott entsprungen.

So trägt der Mensch auch den Gott und somit Gutes in sich. Die Menschen können unterschiedliche Geschlechter haben oder einer anderen Glaubensrichtung angehören und mögen anders ihre religiösen Pflichten ausüben. Schlussendlich aber glauben alle. So meine Überzeugung, an eine höhere Macht. Nur wird diese unterschiedlich genannt: »Ekam sad viprā bahudhā vadanti« (Rgveda 1.164.46). Wie die Redewendung »viele Wege führen nach Rom« deutlich macht, erreicht man gemäss hinduistischer Denkweise auf unterschiedlichen Wegen das Ziel, beziehungsweise die einzige Wahrheit: »Ekam sad anekā panthā.«

So gibt es meiner Meinung nach nicht *den* Hinduismus. Es gibt verschiedene Strömungen innerhalb der Religionen, die friedlich miteinander leben. Jede Person kann die Religion innerhalb der gegebenen Rahmenbedingungen so ausleben, wie er oder sie es möchte. Diese tolerante Art der Ausübung führt dazu, dass der Hinduismus von Aussenstehenden als friedliche und für die Gesellschaft bereichernde Religion wahrgenommen wird.

Die Toleranz, insbesondere die religiöse Toleranz leben die tamilischen Hindus in der Schweiz auf verschiedene Weisen aus. Sehr viele haben auf ihrem Hausaltar nicht nur hinduistische Gottheiten aufgestellt, sondern auch Statuen von Maria, Jesus oder Buddha. Christliche Kirchen wie Maria Einsiedeln in Einsiedeln oder Mariastein in Metzerlen im Kanton Solothurn sind Orte, die von tamilischen Hindus zu Weihnachten und Neujahr rege besucht werden. Gott ist für sie überall gegenwärtig.

FOTO: WOLF SÜDBECK-BAUR

So wie die tamilischen Hindus andere religiöse Stätten besuchen, heissen sie auch andere in ihrem Tempel herzlich willkommen. Es werden auch häufig Führungen für Interessierte und Schulklassen in hinduistischen Tempeln angeboten. Das gegenseitige Besuchen und Kennenlernen sehe ich wiederum als Zeichen der religiösen Toleranz. Dies hilft sicherlich dabei, in der Gesellschaft existierende Vorurteile abzubauen.

Doch ein Kritikpunkt ist das Kastensystem, der aus meiner Sicht viele tolerante und positive Aspekte der hinduistischen Tradition überschattet. Das Kastensystem ist eine vertikale, ungleiche, soziale Stratifizierung, eine soziale Hierarchie, in die die Mitglieder hineingeboren werden. Jedes Mitglied dieser Kaste hat eine bestimmte soziale Aufgabe, wie es in einer der heiligen Schriften des Hinduismus, im Rgveda steht.

Diese intolerante Sozialordnung wurde bereits offiziell in den Ursprungsländern verboten. Dennoch und trotzdem existiert sie in den Köpfen vieler Hindus. Dies macht sich vor allem bei der Heiratsfrage bemerkbar. Die Befürworter*innen der Kastenordnung beziehen sich auch im heutigen Zeitalter noch auf die Textpassagen im Rgveda und suchen ihre passenden Heiratspartner innerhalb der eigenen Kaste.

Das Kastensystem passt somit meiner Meinung nach nicht in das tolerante Bild des Hinduismus. Dennoch kann man aber abschliessend sagen, im Grossen und Ganzen verfolgt die hinduistische Religion ein friedliches und tolerantes Zusammenleben.

Folgender Ausdruck aus dem heiligen Mahā Upanisad »Vasudhaiva Kutumbakam« unterstreicht diese Toleranz, was nichts anderes bedeutet, als dass die ganze Welt eine Familie ist. Egal ob Frau, Mann, Hindu, Christ, Jude oder Moslem, es spielt im Grunde genommen keine Rolle. Jeder Mensch verfolgt auf seine Art und Weise das Ziel, den einzig wahren, den Gott, zu erreichen. ◆

FOTO: ZVG

Mahintha Nithyananthan ist Ethnologin. Die Tamilin ist in der Schweiz geboren und praktizierende Hindu.

Für die Rubrik **WertLOS** lost die Redaktion einen Wert aus, der in den Religionen wichtig ist, und beauftragt einen Autor*in

Mehr digitale Gerechtigkeit mit Commons und Blockchains

Mit Blockchain-Technolgie und Commons das Gemeinwohl und Innovationen fördern? Neue Modelle eröffnen Perspektiven auf dem Weg zur Digitalisierung, die Entwicklungen hin zu gerechterer Verteilung von Wissen und Macht ermöglichen

Von Darius Meier

Stellen Gemeingüter einen Mittelweg zwischen Markt und Staat, Kapitalismus und Staatssozialismus dar? Ja, finden Silke Helfrich und David Bollier, die Autoren von »Frei, fair und lebendig – Die Macht der Commons«. Als dritter Weg könne eine erweiterte Anwendung des Commons-Konzepts Güter fairer verteilen, gerade im digitalen Zeitalter, in dem die Debatte um das so genannte geistige Eigentum eine immer wichtigere Rolle spielt. Dies gewinnt auch in Anbetracht der neuen politischen und ökonomischen Machtverhältnisse mit allwissenden Tech-Konzernen an Bedeutung. Der ungebremste Datenhunger und ethisch fragwürdige Konzepte von Datenspeicherung rufen nach neuen Ansätzen, ganz besonders wenn es um die Handhabung von geistigen Inhalten und Ideen geht.

Ansatz mit Tradition

Doch was charakterisiert Commons eigentlich? Grundsätzlich beschreiben sie vergemeinschaftete Güter, welche allen gehören und jedem abwechselnd zukommen. Ein bekanntes Beispiel sind Allmenden, welche früher in Gemeinden verbreitet waren und Bauern abwechslungsweise landwirtschaftlich betreiben durften. Der Begriff selbst setzt sich zusammen aus dem lateinischen cum (mit) und munus (Pflicht/Aufgabe oder Gabe). Commons basieren in der Regel auf Selbstorganisation und orientieren sich am Bedürfnis des gemeinsamen Nutzens ohne exklusive Nutzungsrechte.

Ein Beispiel davon ist auf der neuen 100-Franken-Note abgebildet, ein Bewässerung-System im Wallis, das schon seit Jahrhunderten kollektiv und kooperativ betrieben und genutzt wird. Kein Beispiel eines Commons sind hingegen sogenannte «Sharing Economy»-Konzepte wie Airbnb oder Uber. Diese stellen keine Vergemeinschaftung dar, da eine Teilung des ökonomischen Gewinns und gemeinsames Weiterentwickeln nicht vorgesehen sind. Denn es geht lediglich darum, private Infrastruktur «zu Markte zu tragen»; das bringt wohl den Anbietern vor Ort ein kleines Entgelt, doch streichen die einzelnen Investoren solcher »Innovationen« die Rendite ein. Auch wenn Sharing darauf steht, ist nichts von Sharing drin.

Die Vorstellung von einem Eigentum an Ideen entstand vor etwa 250 Jahren mit der zunehmenden Verbreitung des Buchdrucks. Die neuen Gesetzgebungen im angelsächsischen Raum stossen jedoch im digitalen Zeitalter an ihre Grenzen. Dies vor allem, wenn beabsichtigt wird, Werke mit der Absicht zu verbreiten, dass die Leute sie gemäss ihren Bedürfnissen oder zu ihrem Nutzen anpassen können. Die klassische Form des Urheberrechtes macht es schwierig, eine solche Vergemeinschaftung vorzunehmen, da der Zweck eines Werkes und die Kräfteverhältnisse zwischen den involvierten Parteien (Künstlerinnen, Autoren, Verlage, Firmen etc.) gleich zu Beginn strikt geregelt werden.

Entwicklungsstopps verhindern

Ein interessantes Beispiel für eine praktische Anwendung des Commons-Modells auf das Streitthema geistiges Eigentum sind sogenannte Creative-Commons-Lizenzen. Bei diesem Ansatz verfügen Urheberrechtsinhaber über einfache sowie standardisierte Optionen, die Weitergabe und Nutzung ihres Werkes explizit erlauben. Beispielsweise können in diesem Zusammenhang von anderen Autorinnen und Autoren abgeleitete Versionen verfasst werden, sei dies zum Übersetzungszweck oder als Zusammenfassung von Lehrmaterialien. Auch kann die Urheberrechtsinhaberin oder der Urheberrechtsinhaber entscheiden, ob das Werk kopiert und ausgestellt werden kann oder zur Wiedernutzung verändert werden darf.

Eine weitere mögliche Komponente ist die »Share Alike«-Bestimmung, bei welcher keine weiteren Personen das Urheberrecht erlangen können. Damit wird sichergestellt, dass es keine Privatisierung des Gutes gibt. In diesem Zusammenhang bie-

FOTO: WWW.ANZERE/TOURISMUE

Wallis. Die Bergwasserleitung in Anzére auf der Hunderter-Note: Beispiel für kollektive Nuzung

Digitale Bilder. Blockchain-basierte Non-Fungible Tokens (NFTs) oder Creative-Commons-Lizenzen fördern Weiternutzung und sichern Urheberrechte

ten diese Lizenzen mehr Freiheiten als das klassische Urheberrecht.

»Der Creative-Commons-Ansatz verhilft meinen Ideen, sich zu entwickeln und der Gesellschaft weiterzuhelfen. Das klassische Urheberrecht hat mich immer gestört, weil damit gewissermassen sogleich ein Entwicklungsstopp verhängt wird«, sagt Fred Frohofer, Vorstandsmitglied des Vereins *Neustart Schweiz*. Der Verein setzt sich für eine nachhaltige Nachbarschaftsstruktur nach der Commons-Idee ein. Wie die Wirtschaftsnobelpreisträgerin Elinor Ostrom aufgezeigt hat, kann gemeinschaftliches Eigentum von Nutzerorganisationen unter Einhaltung der von ihr in ausgedehnten Feldforschungen identifizierten Commons-Designprinzipien erfolgreich verwaltet und weiterentwickelt werden. Dies versucht der Verein zu fördern und zu leben. Als Hobby-Fotograf hat Fred Frohofer schon verschiedene Bilder publiziert, bei welchen er aus gesellschaftlicher Sicht froh war, dass jemand diese weiterentwickelt und -verwendet hat.

Blockchain als digitales Grundbuch

Der Commons-Ansatz kennt oftmals ein Trittbrettfahrerproblem, sodass es schwierig ist nachzuweisen, wer ein bestimmtes Gut wie verwendet hat. Hierbei hilft ein neuer Ansatz zur Verbreitung von digitalen Werken, welcher zurzeit im Bereich der Blockchain-Technologie aufkommt, sogenannte Non-Fungible Tokens (NFTs). Dabei lädt der Autor ein Werk auf eine Plattform, das dann auf der Blockchain, ähnlich einem Grundbuch, eingetragen wird. Die Nutzung und Verwendung dieses Gutes kann so kontrolliert und überprüft werden, da sämtliche Aktivitäten auf der Blockchain hinterlegt werden. Dies kann gemeinsames Entwickeln und Nutzen begünstigen, da die absolute Transparenz der Aktivitäten dank Blockchain vertrauensfördernd wirkt.

Auch weitere Vorteile dieser Technologie kommen zur Anwendung: Sicherheit der Werke und globale Zugriffsmöglichkeiten. John Orthwein, Blockchain-Verantwortlicher des iAM *Innovation Labs*, meint dazu: »Bei NFTs geht es darum, dass Autoren und Künstlerinnen Anerkennung für ihre Arbeit erhalten. Im Vordergrund steht, die Nutzung zu fördern, ohne dass die ursprüngliche Autorin oder Künstlerin leer ausgeht.«

Ein Beispiel im Kunstbereich ist die Plattform *opensea.io*, auf der digitale Kunstwerke gehandelt werden. Somit können digitale Bilder oder Grafiken einfach und unter Einbezug der Vorteile der Blockchain-Technologie verbreitet werden. Für Künstlerinnen und Autoren hat dieser Ansatz den Vorteil, dass sie ihre Werke vor Copyright-Verletzungen schützen können, ohne dadurch in Abhängigkeit von Verlagen, Managerinnen oder Agenten zu geraten. Nichtsdestotrotz steckt der Einsatz von NFTs aktuell noch in den Kinderschuhen. Inwiefern sie auch als Commons-Anwendung tauglich sind, wird sich langfristig herauskristallisieren.

Die erwähnten Ansätze machen jedoch deutlich, dass bereits neue Möglichkeiten existieren, die das klassische Modell des geistigen Eigentums überdenken und im Rahmen der Digitalisierung neue Wege ergründen. Die Idee der Commons mit dem Beispiel der Creative-Commons-Lizenzen sieht vor allem die Weiternutzung oder -entwicklung von digitalen Werken als essenziell. Die Blockchain-Technologie kann mit Non-Fungible-Tokens (NFTs) den Ansatz bei fehlendem Vertrauen ergänzen. In welcher Weise Inhalte dereinst die breite Masse erreichen, bleibt abzuwarten. ◆

Hinweis: Silke Helfrich und David Bollier: Frei, fair und lebendig. Die Macht der Commons. transcript Verlag, Bielefeld 2019

Inserat

«Persönliches Vorsorgedossier» von Dialog Ethik

Entscheiden Sie selber, bevor andere es für Sie tun müssen

www.dialog-ethik.ch

Kleininserat

Sie möchten Ihr Ferienchalet vermieten?
Sie wollen für Ihre Kurse werben?
Sie suchen eine Bekanntschaft?
Eine Partnerin? Oder, oder, oder …
Geben Sie jetzt Ihr Kleininserat auf
Preise Bei privaten Anbietern kostet die Zeile à 30 Zeichen Fr. 11.20. Bei gewerblichen Anbietern kostet die Zeile Fr. 12.30. Bei Chiffre kommen Fr. 25.– Chiffregebühr hinzu.
Texte für Zeilen-Inserate Bitte senden Sie Ihren Text für Ihr Zeilen-Inserat an wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Annahmeschluss: 20. Juli 2021

Wir suchen eine/n **Mitbewohner/in für unsere spirituelle WG**, die den Kern des Zen Zentrum Offener Kreis Luzern bildet. Wir praktizieren täglich Zazen und pflegen wöchentlich einen spirituellen Austausch. Aufgaben und Verantwortung werden partnerschaftlich geteilt. Für den Lebensunterhalt sorgt jede/r selbst. Wir freuen uns über die Kontaktaufnahme auf info@zenzentrum-offenerkreis.ch, +41 41 371 11 94.

Vielfalt der Frauen berücksichtigen

Fürwahr, Musliminnen haben es in der Schweiz und anderswo nicht leicht. Doch eine neue alte Vision des Feminismus eröffnet Bündnis-Perspektiven im Engagement auch gegen antiislamischen Rassismus. Das lässt hoffen

Von Meral Kaya

Ne me liberez pas – je m' en charge« – »Befreit mich nicht – darum kümmere ich mich selbst«. Dieses Bild (s. Foto) zeigt ein Mitglied der Gruppe *Foulards Violets* (Lila Kopftücher), die 2019 am Frauenstreik in Genf teilgenommen hat. Die Gruppe hat sich nach der Annahme des Genfer Laïzitätsgesetzes gegründet. Gemäss diesem im Februar 2019 angenommenen Gesetz dürfen Staatsangestellte und Politiker*innen keine Zeichen der Religionszugehörigkeit wie beispielsweise Kopftücher mehr tragen.

Advokatin Meriam Mastour wertet dieses Laïzitätsgesetz eindeutig als ein diskriminierendes Gesetz: »Für uns war es ein Schock, das Kopftuch tragende Frauen in Genf aus dem Parlament, der Regierung, der Arbeitswelt und dem öffentlichen Raum ausgeschlossen werden können. Wir Frauen haben bereits genug Diskriminierungen, die wir angehen müssen. Und jetzt das: Aufgrund unserer Identität als Musliminnen kann man uns einen Teil unserer Grundrechte entziehen.«

In den vergangenen Debatten – Minarettinitiative, Laïzitätsgesetz und Verhüllungsinitiative – hat sich gezeigt, dass es Muslim*innen in der Schweiz nicht leicht haben: Das Bild über sie ist kolonial geprägt und bedient sich eines antimuslimischen Rassismus. Die Arbeit von Edward Said scheint deshalb aktueller denn je: In seinem Werk »Orientalismus« zeigt er auf, wie das Bild eines sogenannten Orients als archaisch und unterlegen konstruiert wurde, um in einem Umkehreffekt den christlichen Okzident als modern und fortschrittlich darzustellen.

FOTO: ZVG

Antimuslimischer Rassismus. Ein Mitglied des Kollektivs »Foulards Violet« demonstriert gegen das Genfer Laïzitätsgesetz, das Musliminnen verbietet, im öffentlichen Raum ein Kopftuch zu tragen

Belastendes koloniales Erbe

Dabei spielte die Darstellung des Islams eine wichtige Rolle und diente dem gewaltvollen kolonialen Treiben als Berechtigung: Durch die zivilisatorischen Eingriffe sollten die muslimischen Frauen von ihren muslimischen Männern emanzipiert und befreit werden, so das konstruierte Denkmuster, das sich in vielen westlichen Köpfen fest eingenistet hat. Wer sich dieses koloniale Erbe vor Augen hält, den überrascht es nicht, dass in der breiten Öffentlichkeit Muslimisch- und Feministisch-Sein als ein Ding des Unmöglichen angesehen wird. In dieser Annahme wird einerseits muslimischen Frauen jegliche Selbstbestimmung abgesprochen und gleichzeitig dem Islam nicht zugestanden, Teil von Emanzipationsprozessen zu sein. Zudem wird deutlich, dass sich der Mainstreamfeminismus, also jener, den wir in der Öffentlichkeit wahrnehmen, gerne gegen den Islam ausspricht.

Es trifft zu: *Den* muslimischen Feminismus gibt es nicht, genauso wenig wie es *den* Feminismus überhaupt gibt. Feminismen äussern sich auf unterschiedlichste Art und Weise: Manche Personen bezeichnen sich als feministisch, anderen gefällt diese Benennung nicht. Einige sind aktivistisch engagiert, viele geben ihren Idealen auf individueller Ebene Ausdruck. Darum lohnt es, einen dekolonialen Feminismus näher zu betrachten. Darunter ist ein Feminismus, zu verstehen, der nicht nur einen bestimmten Lebensstil als befreit und emanzipiert ansieht, sondern auch marginalisierte, an den Rand gedrängte Gruppen und religiöse Minderheiten nicht ausschliesst.

Für Asylrechtsexpertin Meriam Mastour war klar, dass das Engagement der *Foulards Violets* auch nach der Annahme des Laïzitätsgesetzes weiter gehen werde: »Wir haben unser Engagement seit 2019 weitergeführt und engagieren uns jetzt gegen die Anti-Burka-Initiative. Obwohl kein Mitglied unseres Kollektivs eine Burka trägt, sind wir dennoch alle von der Initiative betroffen: Denn diese Initiative vereint Sexismus, Rassismus und Islamophobie.«

Hannan Salamat, die als Religionswissenschaftlerin die Fachleitung Islam am *Zür-*

cher Institut für Interreligiösen Dialog inne hat, unterscheidet zwischen privatem und beruflichem Engagement: »Ich engagiere mich als Frau, als Feministin, nicht als Muslimin.» Aufgrund ihres Privilegienbewusstseins sieht sie sich einer gewissen Verantwortung verpflichtet, sich sozial zu engagieren. Beruflich veranstaltet sie Seminare zum Thema islamische Feminismen, um deutlich zu machen, »dass es mehr gibt als den dominanten weissen Feminismus.« Sie sei zwar ein religiöser Mensch, müsse aber nicht alles religiös begründen.

Geschlechtergerechte Koranexegese mehr fördern

Ähnlich geht es Rifa'at Lenzin, Islamwissenschaftlerin und Präsidentin der *Interreligiösen Arbeitsgemeinschaft der Schweiz* IRAS-COTIS: »Mein Einsatz für Gleichberechtigung und Frauenrechte ist in erster Linie motiviert durch mein Unrechtsempfinden. Da die Schlechterstellung der Frau häufig mit religiösen Argumenten begründet wird, war es für mich als religiösen Menschen wichtig, meine Religion auf die Stichhaltigkeit dieser Argumente zu hinterfragen. Die Beschäftigung mit einer Theologie aus Frauenperspektive ist die logische Konsequenz davon.«

Und für die Publizistin Kübra Gümüşay (s. *aufbruch* Nr. 248, S. 60) steht fest: »Eine geschlechtergerechte Koranexegese ist nicht nur möglich, sondern wird auch seit Jahrhunderten praktiziert – wenn auch noch immer ungenügend. Aber genau diese sollte gefördert werden, statt immer wieder muslimischen Frauen grundsätzlich jegliche Selbstbestimmung abzusprechen.«

FOTO: ISTOCK

»Es gibt mehr als den dominanten weissen Feminismus«, betont Hannan Salamat

In meiner Forschungsarbeit zu antimuslimischen Rassismus, in dessen Rahmen ich Interviews mit muslimisch markierten Personen führe, bin ich mehrmals diesem Sachverhalt begegnet: Viele der interviewten Personen verspüren einen gewissen Druck, sich zu gewissen Themen als Muslim*innen äussern zu müssen. Dadurch werden sie auf ihr vermeintliches Muslimisch-Sein reduziert. Der Wunsch, sich nicht vereinnahmen zu lassen, ist dabei bei allen gross.

Eine Interviewpartnerin, die ab und an in der medialen Öffentlichkeit steht, wehrt sich zum Beispiel dagegen, ihre Spiritualität preiszugeben: »Ich habe keine Lust, das positive Beispiel zu sein. Mich ärgert es, dass Leute tatsächlich wirklich immer noch ein positives Beispiel brauchen für eine Muslima, die nicht unterdrückt ist, und die nicht die Sharia in der Schweiz umsetzen möchte. Und es verletzt mich, dass ich mich dafür hergeben soll.» Ähnlich erging es einer anderen Forschungsteilnehmerin: »Man hat mich an meiner Geschäftsadresse angeschrieben, aber ich bin nicht als Fachperson angeschrieben worden, sondern, wie ich das als Muslimin sehen würde. Dann habe ich auch höflich reagiert und gesagt, wenn Sie an einer qualifizierten rassismuskritischen Auseinandersetzung interessiert sind, gerne, aber ich als Muslimin nehme dazu nicht Stellung.«

Auch das passt in das koloniale Erbe: Dadurch, dass diese Frauen Akteur*innen ihrer eigenen Geschichte sind, verlagern und irritieren sie die sozialen Repräsentationen und Stereotypen, die normalerweise über sie herrschen. Das hat zur Folge, dass sie regelmässig auf ihr Muslimisch-Sein angesprochen werden und aufgefordert werden, sich diesbezüglich zu verhalten.

Für Hanane Karimi, französische Soziologin und feministische Aktivistin, ist klar: Die Verbindung zur Kolonialgeschichte, zum herrschenden Denken und zum Feminismus, der in Frankreich im Wesentlichen von bürgerlichen und weissen Frauen getragen wird, müsse sichtbar gemacht werden. Die dekoloniale Vision des Feminismus zwinge uns, die Vielfalt der Frauen zu berücksichtigen.

Feminismen rücken zusammen

Dies gilt auch für die Schweiz. Und laut Inès El-Shikh, Mitglied der *Foulards Violets*, sei diese Vision gar nicht so weit entfernt. Nach der Annahme der Verhüllungsinitiative im letzten März zeigt sie sich kämpferischer denn je: »Wir haben mehr gewonnen als verloren.« Davon zeuge das knappe Resultat. Zudem habe sich im Verlauf der Kampagne gegen die Initiative ein Bündnis mit einem Teil des Mainstreamfeminismus etabliert, in welchem der Kampf gegen den antimuslimischen Rassismus in der Schweiz gemeinsam geführt wurde. Das kann nur optimistisch stimmen. ◆

> » Ich veranstalte Seminare zu islamische Feminismen, um deutlich zu machen, dass es mehr gibt als den dominaten weissen Feminismus
>
> **Hannan Salamat**

Inserat

➤ **Der Tod und die Religionen.** Das Zürcher Forum der Religionen widmet sich von Juni bis September 2021 im Veranstaltungszyklus »Lebensstationen« in fünf Anlässen dem Thema »Lebensende«. An fünf Abenden werden Zürcher Friedhöfe besucht, um einen Einblick in Tod und Sterben, Jenseitsvorstellungen und Bestattungsrituale im Buddhismus, Christentum, Hinduismus, Islam und Judentum zu erhalten. Den Auftakt der Veranstaltungsreihe bildet das interreligiöse Online-Podiumsgespräch »Der Tod und die Religionen« im Rahmen des Festivals »Hallo, Tod!«. 27. Mai 2021 19.30 Uhr, online. www.forum-der-religionen.ch.

➤ **Reibungsgewinne – Was Religionen aus den Zumutungen der Moderne machen.** Die Moderne stellt viele Religionen vor grundlegende Herausforderungen und Zumutungen, bietet aber gleichzeitig auch Chancen der Erneuerung und Profilschärfung. Die Tagung »Reibungsgewinne – Was Religionen aus den Zumutungen der Moderne machen« findet im Rahmen der Ringvorlesung »Zwischen Erneuerung und Widerstand – Reaktionen von Religionen auf moderne Zeiten« statt. 27. Mai 2021. Ort und Zeit werden noch bekannt gegeben. www.unilu.ch/agenda.

➤ **Interreligiöses Friedensgebet.** »Vom Göttlichen berührt« – unter diesem Motto begegnen sich Angehörige verschiedener Religionen zu Gebet, Gesang und Kerzenlicht. Das interreligiöse Friedensgebet findet im Rahmen der Woche der Religionen in der Kapuzinerkirche statt. 29. Mai 2021 um 19.00. www.religionen-im-dialog.ch

➤ **Via Egnatia.** Das Jüdische Museum und Via Egnatia laden zu einer musikalischen Reise in den Westbalkan ein. Die Live-Klangperformance Via Egnatia ist im Jüdischen Museum in der Kornhausgasse 8 in Basel zu Gast. Die Literaturpreisträgerin Dragica Rajči'c spielt die Rolle einer beobachtenden Chronistin. Die Tour führt an weitere Orte in der Schweiz. 30. Mai 2021 von 14 bis 17.00 Uhr im Jüdischen Museum Basel. Infos unter www.viaegnatia.ch

➤ **Youth Summit Mission 21.** Wie geht es dir? Und wie geht es mir? Unter dem Slogan »Yes, we care!« setzen sich Jugendliche an einer Online-Veranstlung der Mission 21 mit dem eigenen psychischen, seelischen und körperlichen Wohlbefinden inmitten der Pandemie und darüber hinaus auseinander. Am digitalen Youth Summit diskutieren junge Erwachsene aus der Schweiz und den Partnerländern von Mission 21, tauschen sich in Workshops aus und erhalten kurze fachliche Inputs. Da Jugendliche aus allen Kulturen angesprochen sind, wird die Veranstaltung in Englisch durchgeführt. Der Besuch des Youth Summits ist kostenlos. 5. Juni ab 11.00 Uhr. Der Zugangslink folgt nach der Anmeldung, spätestens aber eine Woche vor dem Anlass.
Anmeldung: young@mission-21.org

Iras Cotis lanciert Onlineplattform religion.ch

FOTO ZVG

Das interkulturelle und interreligiöse Zusammenleben spielt in unserer Gesellschaft eine immer wichtigere Rolle. Wo unterschiedliche Sprachen, Kulturen und Wertevorstellungen aufeinandertreffen, gibt es Reibungsflächen, die sich in positivem wie auch negativem Sinne auswirken können. Um den interreligiösen Dialog und das gegenseitige Verständnis zu fördern, möchte die nterreligiöse Arbeitsgemeinschaft der Schweiz *Iras Cotis* ab kommendem Sommer die Onlineplattform *religion.ch* aufschalten. Die Idee dabei ist, Informationen und Inputs zu den Religionen und dem interreligiösem Zusammenleben zur Verfügung zu stellen. Geplant sind Reportagen in Textform oder als Video sowie Blogs, Hintergründe und Podcasts zu relevanten religiösen Themen. Für die Inhalte werden unterschiedliche Fachpersonen sowie religiös oder säkular ausgerichtete Menschen Beiträge leisten. Zudem ist geplant, dass Studierende der Religionswissenschaften an der Uni Zürich Beiträge liefern. Die thematische Herangehensweise wird sowohl aus der Innen- als auch Aussenperspektive erfolgen. Zentral dabei soll die persönliche Sicht der Autorin oder des Autors sein. Vorgesehen ist, für ein bis zwei Monate jeweils einen thematischen Schwerpunkt zu setzen. Als Startschuss wird im Juli das Thema Ökologie und Klimaschutz im Zentrum stehen. Dazu sind bereits Veranstaltungen geplant. Weitere Schwerpunkte werden folgen.

Stephanie Weiss

Amira Hafner verlässt SRF

Amira Hafner-Al Jabaji hat ihre Tätigkeit als Moderatorin der *Sternstunde Religion* beim Medienunternehmen SRF beendet. Die Islam- und Medienwissenschaftlerin verlässt das Unternehmen nach sechs Jahren auf eigenen Wunsch, da sie sich künftig vermehrt interreligiösen Projekten widmen möchte. Mit Hafner verliert SRF eine äusserst kompetente, scharfsinnige und umsichtige Islam-Expertin, die sich nicht zu schade war, bei Bedarf auch Kritik zu äussern. SRF lässt in seiner Medienmittelung verlauten, dass man das Team der Fachredaktion wieder verstärken wolle, da die vielfältigen Fragen rund um das interreligiöse und interkulturelle Zusammenleben bleiben bei SRF wichtig bleiben.

Amira Hafner-Al Jabaji: »Es war ein Privileg die ›Sternstunde Religion' moderieren zu dürfen. Und es erfüllt mich mit grosser Zufriedenheit, (m)einen Beitrag zum hohen Qualitätsanspruch der ›Sternstunde Religion' geleistet zu haben. Meinem langjährigen Engagement für die Verständigung zwischen Religionen und Kulturen bleibe ich auch in Zukunft treu.«

Hier folgen weitere Zitate von Amira

Stephanie Weiss

FOTO: SRF/OSCAR ALESSIO

Amira Hafner-Al Jabaji war langjährige Moderatorin bei SRF Sternstunde Religion

Jüdische Fluchtwege

FOTO: ISTOCK

Dem Schlimmsten entfliehen

Als sich 1938 schwarze Wolken am Himmel über Europa zusammenzogen und der sogenannte »Anschluss«, also die Eingliederung Österreichs in das nationalsozialistische Deutsche Reich Realität wurde, flüchteten viele jüdische Menschen über die Grenze bei Hohenems in die Schweiz. Mit der Einwanderung in die neutrale Eidgenossenschaft erhofften die Geflüchteten, den Gräueln des Nationalsozialismus zu entkommen. Anfänglich wanderten sie legal ein, bald erfolgte die Flucht in die Schweiz jedoch illegal. Aus heutiger Sicht ist kaum vorstellbar, was diese Familien durchmachten und von welchen Ängsten sie verfolgt wurden.

Ein historischer Spaziergang durch Hohenems über die Schweizer Grenze beim Alten Rhein und über die Paul-Grüninger-Brücke mit Peter Bollag und Tabitha Walther folgt den Spuren all der geflüchteten Juden und Jüdinnen, die diesen Schritt wagten. Mit dazu gehört ein Besuch des *Jüdischen Museums Hohenems*, das seit 1992 über die Geschichte der lokalen jüdischen Gemeinde vom Mittelalter bis heute berichtet. Dieser historische Spaziergang wird vom ZIID *Zürcher Institut für interreligiösen Dialog* organisiert und findet am Samstag, 30. Mai 2021 von 11.30–17.00 Uhr statt.

Ort des Treffpunkts ist der Bahnhof Hohenems. Anmeldung unter www.ziid.ch oder per Email an info@ziid.ch.

Stephanie Weiss

Knien, Tanzen, Pilgern, Fliehen

Jede Religion hat ihre eigenen Bewegungen. Während bei den einen der Tanz eine wichtige Rolle spielt, wandern andere Religionszugehörige über weite Strecken auf Pilgerpfaden. Wie sich Religionen im Raum bewegen, beschreibt der Dokumentarfilm »Common Roads« von Tommi Mendel. Der Religionswissenschaftler, Ethnologe mit dem Spezialgebiet der Visuellen Anthropologie und Filmemacher bricht mit seinem Werk mit gängigen Klischees von frommen Pilgern und abenteuerlustigen Globetrottern. Auf dem spanischen Jakobsweg und auf den Backpacker-Pfaden durch Thailand, Kambodscha und Laos begleitete er je eine junge Frau mit der Kamera über einen Zeitraum von drei Jahren. Dabei entstehen erstaunliche Parallelen zwischen den gemeinhin als unterschiedlich aufgefassten Reisearten. Am 25. Mai 2021 können Interessierte von 18.30–20.30 Uhr den Film anschauen. Wer möchte, kann sich den Film zu Hause am Computer über einen Link zu Gemüte führen. Das *Haus der Religionen* zeigt zudem eine etwas kürzere Version vor Ort. Anschliessend findet ein Gespräch mit dem Regisseur statt. Details unter haus-der-religionen.ch.

Stephanie Weiss

FOTO: ZVG

Pilgern und Wandern über weite Strecken kann befreiend wirken

Milch & Honig

PRUSCHI-CARTOON

… verschiffen wir fassweise nach Übersee an die Adresse des US-Präsidenten Joe Biden. Dieser bezog Ende April Stellung zum Massaker in Armenien während des Ersten Weltkrieges. Anlässlich des Gedenktag veröffentlichte das Weisse Haus folgende Meldung: »Das amerikanische Volk ehrt all jene Armenier, die in dem Völkermord, der heute vor 106 Jahren begann, umgekommen sind.« Somit anerkennt die USA offiziell den Genozid an den Armenier*innen. Mit diesem Statement löste Biden ein Wahlversprechen ein und nahm dafür bewusst Spannungen mit dem türkischen Präsidenten Erdogan in Kauf. Die Kritik liess nicht lange auf sich warten. Die Türkei bestellte umgehend den US-Botschafter in Ankara ein, um ihr Missfallen an Bidens Aussage zu betonen. Thumbs up, Mister President!

Frösche & Heuschrecken

PRUSCHI-CARTOON

… schicken wir den Verantwortlichen der *Schweizerischen Nationalbank* SNB, weil diese ihre klimapolitische Verantwortung bis heute nicht wahrnimmt. An der Online-Generalversammlung Ende April erklärte sie auf eine entsprechende Frage, dass sie sich am »internationalen Erfahrungsaustausch« im Rahmen eines Netzwerks von Zentralbanken beteilige. Konkrete Massnahmen in Richtung einer klimafreundlichen Strategie ist weit und breit nichts zu erkennen. Die beiden Hilfswerke *Brot für alle* und *Fastenopfer* übergaben daraufhin der Nationalbank eine von 14000 Personen unterzeichnete Petition, mir der sie die SNB zum Ausstieg aus Investitionen in fossile Energien aufforderten. Es ist höchste Zeit, verantwortungsvoll zu handeln!

KOLUMNE VON YUSUF YEŞILÖZ

Nelkenblatt

Luzia lehnte sich mit einer Tasse Kaffee in der Hand an die marmorne Küchenablage.

»Mama, Pina hat gute Referenzen. Frau Stalder lobt sie in höchsten Tönen«, sagte sie und betonte die letzten beiden Wörter etwas überdeutlich.

Ihre Mutter Elsa sass am runden, lackierten Tisch. Luzia setzte sich zu ihr und stellte die Tasse auf einen Untersatz neben der vollen Wasserkaraffe.

Pina stand unsicher da. Die Vermittlerin hatte ihr gesagt, vielleicht würden es sechs Monate, vielleicht aber auch nur ein paar Tage sein, man wisse ja nicht, wie lange die zu betagte Frau noch lebe.

»Wer ist Frau Stalder?«, fragte Elsa Gubler mit leiser Stimme. Ihr Blick war auf Pina gerichtet.

»Das ist die Frau, die Pina für uns gefunden hat. Mama, weisst du das nicht mehr? Frau Stalder hat dich vor drei Wochen in der Klinik besucht. Sie schreibt, dass sie für dich eine sehr kompetente und vertrauenswürdige und vor allem liebenswürdige Person gefunden hat. Soll ich es dir vorlesen?«

»Ach so, diese Frau …«

»Soll ich dir zwei, drei Sätze über Pina vorlesen, Mama?«

»Warum willst du mir die vorlesen? Muss das unbedingt sein?«

»Überhaupt nicht, Mama. Aber du warst ja sehr skeptisch, dich von einer fremden Person pflegen zu lassen.«

»Ich wollte meine Selbständigkeit in meinen vier Wänden nicht aus der Hand geben, Luzia. Das war der Grund meiner Ablehnung. Nicht, weil ich mich nicht mit einer Betreuerin anfreunden wollte. Der nächste Schritt ist, dass ich gefüttert werde wie ein junger Vogel. Auch das kommt noch auf mich zu.«

Sie lachte über ihren eigenen Satz.

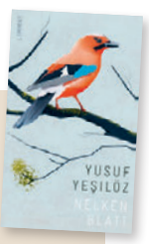
»Mit ihr anfreunden musst du dich nicht gerade, ihr müsst euch einfach verstehen. Das ist das Mindeste, was ich verlange. Es ging ja allein nicht mehr, Mama …«

Elsa schnitt ihr das Wort ab.

»Wir werden sehen. Ich bin sowieso im Warteraum des Todes, Luzia, weisst du, was in mir passiert?«

»Mama, wir wollen dich noch lange bei uns haben. Manuels Praktikum ist in sieben Wochen fertig. Dein lieber Enkel will dir noch von seinen Erfahrungen in Wien erzählen. Er ist dort glücklich.«

FOTO: CHRISTOPH BRUNNER/SRF



Yusuf Yeşilöz ist in einem kurdischen Dorf in Anatolien geboren und kam 1987 in die Schweiz. Die Kolumne des Schriftstellers ist ein Auszug seines druckfrischen Romans »Nelkenblatt«. Sein Roman »Hochzeitsflug« wurde 2020 unter dem Namen »Beyto« verfilmt.

»Bleibt er noch so lange dort?«

Luzia kam auf das Schreiben zurück.

»Mama, nach Frau Stalder hat Pina sehr gute Referenzen, sie passt gut zu dir, sie schreibt, dass Pina …«

»Nicht nötig, Luzia, nicht nötig, mir das Schreiben vorzulesen. Ich kann Pina ja nicht mehr zurückschicken. Es ist bereits entschieden, dass sie da bei mir ist. Ich und sie, wir zwei Schicksalsgenossinnen werden uns finden müssen. Lass mich ins Gesicht von Pina schauen. Mein erster Eindruck ist die beste Referenz.«

Luzia und Pina, die sich jetzt hinsetzte, aber etwas Abstand zum Tisch hielt, schauten einander an und lächelten.

»Hat diese Pina je einen Garten gehabt?«, fragte Elsa, während sie mit zittrigen Händen das Wasserglas aus Luzias Hand nahm.

Luzia lachte künstlich.

»Das weiss ich nicht, Mama. Das musst du sie selber fragen. Sie kann gut Deutsch, das war uns wichtig.«

Pina warf ein: »Ja, meine Mutter hatte im Dorf einen schönen, gepflegten Garten. Nachbarinnen sind oft vorbeigekommen, um ihn zu bewundern.«

Elsa trank einen Schluck Wasser, Luzia nahm ihr das Glas aus der zitternden Hand.

»Was hatte sie alles im Garten?«, fragte Elsa, während sie auf den Holztisch starrte.

»Ich erinnere mich an ihre viele Nelken. Lilien. Auch Sonnenblumen.«

»Weiss Pina, wie zerbrechlich Nelkenblätter sind?«

Pina schaute sie an und lächelte.

»Wie zerbrechlich sind sie? Sagen Sie es mir!«

»So zerbrechlich wie ein Herz.«

»Das ist die beste Referenz für Pina.«

Elsa streckte ihre Hand aus, nahm die rechte Hand ihrer Betreuerin zwischen ihre beiden und schaute ihr in die braunen Augen.

Elsa sprach leise, unklar, zu wem.

»Wäre Pina eine Böse, habe ich mir gestern gedacht, wäre sie nicht bereit, eine alte, schwache Frau zu pflegen.«

Luzia begleitete Elsa ins Bett. Pina schaute zu, wie die Tochter, die sie um die fünfzig schätzte, ihrer Mutter vorsichtig vom Rollstuhl half und sie ins Bett legte. Sie deckte sie halb zu, stellte mit einer Fernbedienung das Kopfende des Pflegebetts höher und legte ein dünnes Buch mit gelbem Umschlag auf ihren Schoss. Elsa hielt die Augen zu. Ihr breites, reifes Gesicht war bleich.

Als Luzia sie fragte, ob sie noch etwas brauche, öffnete sie kurz die Augen. Aber statt zu klagen, wie Pina erwartete, verlangte sie ihren Lippenstift und den ovalen Spiegel, der auf dem Nachttisch lag. Luzia hielt den Spiegel, Elsa legte mit zitternden Händen eine dünne Schicht auf. Ihre Lippen glänzten im Deckenlicht. Sie reichte den Lippenstift zurück und schloss die Augen. Pina nahm ihn ihr aus der Hand und begann, Elsa zu bewundern. ◆

FOTO: ZVG

Die Preisgekrönte

Selma Zoronjic hat eine Maturaarbeit über christliche Konvertitinnen zum Islam geschrieben, die mit dem Maturapreis der Uni Fribourg 2021 ausgezeichnet wird

Von Christian Urech

Die junge Frau, die diesen Sommer an der *Kantonsschule Alpenquai* in Luzern die Matura absolvieren wird, erhielt anfangs dieses Jahres vom Dekan der Theologischen Fakultät der Uni Fribourg die für sie völlig überraschende Nachricht, dass sie mit ihrer Arbeit »Der Glaube in meinem Herzen« einen Preis gewonnen hat. In dieser ungewöhnlichen Arbeit untersucht sie die Beweggründe von insgesamt neun Frauen, die vom Christentum zum Islam konvertiert sind.

Selma, deren Eltern aus Montenegro stammen, praktiziert momentan zusammen mit ihrer Familie den Ramadan. »Für mich bedeutet Ramadan neben dem Fasten vor allem die Erfahrung der Gemeinsamkeit.« Die Familie, die sechs Personen umfasst, esse normalerweise fast nie gemeinsam, da unter der Woche jede und jeder zu einer anderen Zeit das Haus verlasse und heimkomme. »Jetzt im Ramadan essen wir gemeinsam Frühstück und geniessen am Abend zusammen das Fastenbrechen: Das ist megaschön«, sagt Selma. Das Fasten sei zudem ein Übungsfeld, dass es ihr ermöglicht habe, sich zu disziplinieren. Auch fühle sie sich durch das Fasten körperlich und geistig gereinigt und habe danach viel mehr Energie.

Wie ist sie zum Thema ihrer Maturaarbeit gekommen? Es sei ihr von Anfang an klargewesen, dass sie ihre Arbeit zu einem Thema aus dem Islam schreiben wolle, weil es ihr ein Anliegen sei, sich mit ihrer eigenen Religion auseinanderzusetzen. »Meine Mutter wies mich auf einen Artikel in der *Migros-Zeitung* hin, in dem eine Familie porträtiert wurde, die vom Christentum zum Islam konvertierte. Ich war anfangs etwas skeptisch und dachte, ich kenne ja niemanden, auf den das zutrifft. Ich begann zu recherchieren, schrieb die islamischen Vereine in der Zentralschweiz an und erzählte in meinem Umfeld vom Projekt. Durch Tipps, die ich so erhielt, kam der Kontakt mit anfänglich dreizehn Frauen zustande, von denen letztlich neun mitmachten. Es waren alles christliche Frauen mit unterschiedlicher Gläubigkeit. Eine der Frauen hatte sogar schon im Kloster gelebt, während andere sich kaum mit dem Christentum auseinandergesetzt hatten.« Man müsse, meint Selma, zwischen dem Auslöser und dem eigentlichen Grund der Konversion unterscheiden. »Ich ging davon aus, dass die meisten konvertierten, weil sie einen muslimischen Partner hatten, und bei vielen mag das auch tatsächlich der Fall sein. Aber von den neun Frauen, die ich befragte, hatte keine einzige den Wechsel aus diesem Grund vollzogen. Sie konvertierten wirklich aus religiösen Gründen.« Einige der von Selma befragten Frauen wussten bei der Konvertierung wenig über den Islam. Sie kannten das islamische Gottesbild und hatten vielleicht schon von den fünf Säulen gehört. Sie liessen sich mehr oder weniger spontan auf den neuen Glauben ein und informierten sich erst dann darüber. Andere versuchten, schon vorher möglichst viel über den Islam zu wissen.

» Diese Frauen sind sowohl in der islamischen Gemeinschaft als auch in der Herkunftskultur in der Minderheit

Als Selma den befragten Frauen die fertige Arbeit schickte, wurde sie ausnahmslos von allen dafür gelobt. »Sie waren froh, die Geschichten von anderen Konvertitinnen zu erfahren. Die Geschichten sind sehr unterschiedlich; trotzdem befinden sich alle in einer ähnlichen Situation. Sie sind sowohl in der islamischen Gemeinschaft als auch in der Herkunftskultur in der Minderheit.« Einige freuten sich darüber, dass es die Arbeit in die Medien geschafft hat, andere weniger: Sie möchten nicht in den Medien »vorgeführt« werden. Für einen geplanten Radiobeitrag habe sie alle angefragt, ob sie mitmachen wollten. Einige sagten zu, andere, die ihre Religiosität als Privatsache betrachten, nicht.

Wie ist es für Selma, plötzlich »in den Medien«, ein wenig berühmt zu sein? Sie findet es cool, dass sich Leute bei ihr melden, die ihre Arbeit lesen wollen. Aber es gehe ihr nicht darum, dass ihr Name in der Öffentlichkeit erscheine, sondern darum, dass das Thema aufgegriffen werde. »Die Leute sollen erfahren, dass es auch Schweizerinnen gibt, die konvertieren, und dass der Weg zur Konversion für jede der Frauen prinzipiell einzigartig ist. Ich möchte Stereotypen entgegentreten und zeigen, dass der Islam nicht nur negativ ist.« Und es sei natürlich schön zu erfahren, dass diese Arbeit etwas bewirkte.

Und wie ist das eigene Verhältnis von Selma Zoronjic zur Religion? »Ich selber würde mich nicht als fromm bezeichnen. Klar, ich faste jetzt. Aber ich bete nicht fünfmal am Tag. Ich sage nicht, dass ich das nicht eines Tages tun werde. Ich trage auch kein Kopftuch. Aber ich finde es schon sehr wichtig, dass ich meine eigene Religion kenne.«

Das Finanzsystem zerstört die Welt

Es braucht Mut, um das aus dem Ruder laufende Finanzsystem zu verändern. Über das Warum und Wie diskutierten kürzlich am aufbruch-Podium die Fachleute Marc Chesney und Wolfgang Kessler

Von Stephanie Weiss

In der Schweiz sei Bewegung in die Wirtschaftsdebatte gekommen. Das zeigten die Abstimmungen zur Konzerninitiative, dem Freihandelsabkommen mit Indonesien sowie die Klimademos *Fridays for Future* – mit diesen Worten beginnt Wirtschaftspublizist Wolfgang Kessler seinen Vortrag. »Das heisst, dass der Weltkapitalismus immer stärker in die Kritik gerät.« Als Ökonom müsse er zugeben, dass der Kapitalismus auch grosse Qualitäten habe, denn wer die Triebkräfte dieses Wirtschaftssystems, das Streben nach Rendite und die Konkurrenz entfalte, schaffe Wachstum, technischen Fortschritt und Massenkonsum. »Man mag die Folgen kritisieren, muss aber auch zugeben, dass dieser Kapitalismus den meisten Industrieländern Wohlstand beschert hat. Global hat er dazu beigetragen, dass 1.5 Milliarden Menschen in den letzten 20 Jahren aus der Armut herausgeholt wurden.« Die Schattenseiten dieses Systems entstünden durch die gleichen Triebkräfte und dränge die Gesellschaft immer mehr in eine Zivilisationskrise. Den Anfang dieser Entwicklung sieht Kessler in den 90er-Jahren mit dem Einbruch des Sozialismus. »Dieser politischen Umwälzung folgte eine globale wirtschaftliche Revolution. Westliche Regierungen nutzten das Ende des Sozialismus aus, um den Kapitalismus über die ganze Welt zu verbreiten. In vielen Ländern wurde der Staat zurückgedrängt und Beschränkungen für das Kapital abgebaut.« Heute ist es möglich, Geld auf der ganzen Welt zu investieren und mit allen Finanzprodukten zu spekulieren, egal, ob es sich dabei um Land, Nahrung, Kreditausfallversicherungen oder Derivate handelt. »Längst beherrschen Finanzkonzerne die Welt. Die Konsequenz sind steigende Mieten und Bodenpreise.« 45 Prozent der deutschen Krankenhäuser gehörten Investoren, welche darin nicht die Kranken, Pflegebedürftigen oder Mieter, sondern Renditeobjekte sähen.

Risse in der Gesellschaft

Die Folgen des Investorenkapitalismus zeige sich in vielen Bereichen. »Die Welt wird durch die Ungleichverteilung immer brutaler gespalten.« Die Pandemie habe diese Risse in der Gesellschaft noch vertieft. Die armen Länder liefern die Rohstoffe für die reichen und bringen damit die grössten Opfer. »Wie schon der Papst sagte: diese Wirtschaft tötet.« Selbst in der Pandemie seien der Bereicherung keine Grenzen gesetzt. So spekulierte der Investor Bill Ackmann auf den Niedergang von Firmen und verdiente Millionen damit. »Der globale Kapitalismus zerstört die Welt, weil er nach dem Motto verläuft: wie im Westen so auf Erden. Arten sterben aus, das Klima verändert sich, die Rohstoffe werden ausgebeutet, die Umwelt zerstört. Der Kampf um die begrenzten Ressourcen nimmt immer mehr zu«, konstatiert Kessler. Auch in den reichen Ländern spüre man, dass es enger werde, dies zeige sich in den Ängsten vor einer ungewissen Zukunft. Und damit wachse die Tendenz zu Intoleranz, Fundamentalismus und Aggressivität. Deshalb gelte es, den Kapitalismus zu verändern. »Diese Veränderung fordert die Kunst, bei allen Alternativen die Folgen für Gerechtigkeit, Demokratie, Nachhaltigkeit mitzudenken und niemanden im Stich zu lassen in diesem Prozess.« Kessler präsentierte seine fünf Vorschläge (der *aufbruch* berichtete in der Ausgabe 240 darüber). Zum einen gelte es, viele Le-

FOTOS: SENATA WAGNER/ST. ANNA-FORUM

Wolfgang Kessler kritisiert den Raubtier-Kapitalismus

» Die Welt wird durch die Ungleichverteilung immer brutaler gespalten«

Wolfgang Kessler

Finanzwissenschaftler Marc Chesney spricht über die Probleme unseres Finanzsystems

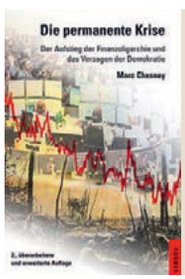
bensbereiche vom renditeorientierten Börsenkapitalismus zu befreien, die Wachstumswirtschaft in Richtung einer ressourcenarmen und dienstleistungsorientierten Kreislaufwirtschaft und eines öko-fairen Welthandels zu verändern und für eine gerechtere Verteilung des Reichtums zu sorgen. »Die Diskussion ist notwendig, sie wird aber auch geführt und das lässt mich hoffen«, schliesst Kessler sein Referat.

Casino-Kapitalismus

Marc Chesney, Professor für Quantitative Finance an der *Universität Zürich* und Co-Autor der Mikrosteuer-Initiative, zitiert aus seinem Buch »Die permanente Krise.« Wie nach einem Flugzeugcrash habe er nach der Krise mit *Lehman Brothers* 2008 die Black Box gesucht. Dabei sei er auf den letzten Jahresbericht gestossen, in welchem die Leistungen des Unternehmens in den höchsten Tönen gelobt wurden, insbesondere die Exzellenz. »Retrospektiv erscheint dieser Jahresbericht als eine Schönmalerei.« Auch die grossen Rating-Agenturen wie *Moody›s, Standard & Poor's* und *Fitch Ratings* hätten noch wenige Tage vor dem Bankrott gute Bewertungen abgegeben. Richard Fuld, der ehemalige CEO, habe zwischen 2000 und 2007 ungefähr eine halbe Milliarde Dollar verdient. Erschreckend an dieser Geschichte sei, so Chesney, dass auch Analysten und Journalisten den Jahresbericht offensichtlich zu wenig kritisch gelesen haben. »Eigentlich hätten die Alarmglocken läuten müssen in Anbetracht der vielen dubiosen Geschäfte und der komplexen derivativen Produkte.« Was hat sich verändert? »Die Schulden der Grossbanken sind nach wie vor überproportional, der Nominalwert ihrer derivativen Produkte gigantisch – ebenso wie die Entlöhnung des Managements.« In der Pandemie seien die Schulden allgemein gestiegen und aufgrund dieser fragilen Situation hätten Derivate Hochkonjunktur. Der Steuerzahler sollte von dieser Blackbox erfahren, warnt Chesney und illustriert dies am Beispiel der Derivate bei *Goldman Sachs*, deren Nominalwert im Jahr 2019 rund 39 700 Milliarden Dollar ausmachte. »Das entsprach etwa 40-mal der Bilanzsumme und 437-mal ihrem Eigenkapital. Zudem waren diese Geschäfte 1,85-mal so gross wie das Bruttoinlandprodukt (BIP) der USA.« In der Schweiz liessen sich ähnliche Beispiele aufführen. Zwischen 2008 und 2020 habe sich zudem der Schattenbankensektor stark entwickelt, zu dem etwa *BlackRock* zählt, das ein Vermögen von rund 7,8 Billionen Dollar verwaltet. »Dieser Sektor ist besonders undurchsichtig und besitzt eine beunruhigende Macht.«

> »Die Börse ist heute ein riesiges Casino und der Finanzsektor wird immer mehr von der Realwirtschaft abgekoppelt
>
> **Marc Chesney**

Eine weitere bedenkliche Entwicklung beschreibt Chesney anhand der sogenannten Credit-Default-Swaps. Dabei investieren Banken in Unternehmen und sichern sich mit einer Kreditausfallversicherung ab. Scheitert die Firma, so streicht die Bank einen höheren Gewinn ein, als wenn sie erfolgreich ist. Wetten dieser Art gebe es immer und das erzeuge beachtliche Risiken für die Wirtschaft. »Die Börse ist heute ein riesiges Casino und der Finanzsektor wird immer mehr von der Realwirtschaft abgekoppelt. Dafür werden wir irgendwann die Rechnung bezahlen. « Es sei an der Zeit, an die Werte zu denken. Stattdessen werde über die Preise geredet.



Die permanente Krise
Der Aufstieg der Finanzoligarchie und das Versagen der Demokratie. Von Marc Chesney, Versus Verlag, Zürich 2019

Es braucht Veränderungen

Als mögliche Lösungen führt Chesney beispielsweise die Zertifizierung von Finanzprodukten auf, die ähnlich wie die *Swissmedic* funktionieren sollte. Auch plädiert er für die Wiedereinführung des Trennbankensystems: Kommerzielle Banken betreiben das Einlagen- und Kreditgeschäft und Investment-Banken das Wertpapiergeschäft. Von 1933–1999 funktionierte dieses System gut. Ferner sollte der Schattenbank-Sektor reguliert werden. Schattenbanken üben bankenähnliche Funktionen aus wie beispielsweise die Kreditvergabe, sind aber keine Banken. Das berühmteste Beispiel dafür ist die Fondsgesellschaft *BlackRock*. Das System der Boni und Entschädigungen der Verantwortlichen von Finanzinstituten sollte überdacht werden. Auch gelte es, über einen Malus nachzudenken. Missstände sieht Chesney auch bei den Ratingagenturen, bei denen Interessenskonflikte bestünden, ferner sollten die Mindesteigenmittel der Banken erhöht werden. Natürlich plädiert er als Co-Autor der Mikrosteuer-Initiative auf eine kleine Steuer für elektronische Zahlungen, welche für Transparenz der Finanzströme sorge und das Steuersystem vereinfache.

In der von *aufbruch*-Redaktor Wolf Südbeck-Baur moderierten Diskussion fasst Kessler zusammen, dass mehr in die Nachhaltigkeit investiert und für Banken nicht nur die Rendite als das wichtigste Ziel gesehen werden sollte. Chesney ergänzt, dass bei der Ausbildung angesetzt werden müsse. »Die Student*innen müssen lernen, dass immer mehr nicht immer besser ist.« Nebst der Wertediskussion gelte es, in der Ökonomie interdisziplinär zu denken, also mit der Philosophie, Soziologie und Psychologe zusammenzuarbeiten. Zudem brauche es mutige Politiker, die verstehen, dass sie nicht von Lobbyisten, sondern von den Bürgern gewählt wurden. Kessler ergänzt, dass es auch mutige Menschen braucht, die auf die Strasse gehen. »Es braucht Druck von unten. Dieser wächst beim Klima, bei den Finanzen weniger – das ist schade.« und letztendlich könne jeder Bürger entscheiden, zu welcher Bank er gehen und wie er sein Geld anlegen will. »Wir brauchen Bürger*innen, die denken.« ◆

Mit dem Link youtube/bXRpUyC6Ps8 können Sie das aufbruch-Podium mitverfolgen

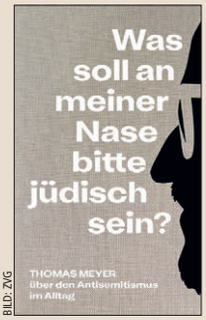


BILD: ZVG

Thomas Meyer
Was soll an meiner Nase bitte jüdisch sein?
Elster & Salis AG, 2021. 126 Seiten, ca. 20 CHF.

Alltags-Antisemitismus

Trifft man auf einen Juden oder eine Jüdin, sind sie sofort da, die Klischees, die im Kopf abgespult werden wie ein Film. Ein verstohlener Blick auf ihre Nase soll der Frage nachgehen, ob diese nun jüdisch aussieht oder nicht. Ist ein Jude beruflich erfolgreich, so wird dies sofort auf die typisch jüdische Geschäftstüchtigkeit zurückgeführt. Unweigerlich drängen sich hartnäckig verankerte Vorurteile in unser Denken und Sprechen, ohne diese zu hinterfragen. Seien wir ehrlich, so geht es vielen von uns. Der Zürcher Schriftsteller Thomas Meyer hält uns auf charmante Art und Weise, aber schonungslos einen Spiegel entgegen. Mit seinem soeben erschienen Essay «Was soll bitte an meiner Nase jüdisch sein?» zeigt er an etlichen Beispielen auf, dass der gewaltlose Antisemitismus, wie er ihn nennt, alltäglich ist - und dass dieser von vielen netten Menschen gepflegt wird. Meyer führt eine Reihe von reflexartig geäusserten Aussagen auf, mit denen er sich als säkular aufgewachsener Jude schon ein Leben lang konfrontiert sieht.

«Ach Sie sind Jude? Toll! Juden haben einen guten Humor.» «Das ist ein Klischee.» «Ich meine es aber als Kompliment!» «Dann warten Sie doch bitte damit, bis ich tatsächlich etwas Lustiges sage.»

Obwohl er nie verprügelt wurde, weil er Jude ist, machte ihm diese subtile Form von Alltags-Antisemitismus zu schaffen. Lange habe er versucht, mit den Leuten zu diskutieren und ihnen aufzuzeigen, dass diese wohl nett gemeinten Aussagen für ihn problematisch sind. Da er mit dieser Taktik nicht weiterkam, beschloss Meyer also, seine Erfahrungen in diesem gelungenen Essay niederzuschreiben.

Mit seinem Spiegel zeigt Meyer auf anschauliche Weise auf, dass Antisemitismus sich nicht nur anhand von üblen Beschimpfungen oder Anschlägen auf Synagogen festmachen lässt, sondern sich in den meisten Köpfen als Klischees während der Sozialisierung in der Kindheit manifestiert hat.

Mit seinen Ausführungen führt der Autor nicht nur die Problematik des Alltags-Antisemitismus vor Augen, sondern zeigt auch auf, woher diese Vorurteile kommen. So erklärt er beispielsweise, weshalb der Begriff «mauscheln» ein antisemitisches Wort ist und deshalb aus der Sprache verbannt gehört, so wie etwa der «Mohrenkopf» oder das «Zigeunerschnitzel».

Das kleine Büchlein liest sich wohl süffig, regt aber gnadenlos zu selbstkritischem Sinnieren an. In direkter Sprache hält Meyer den Finger auf die Schwachstellen unserer Gesellschaft, die diese subtile Form von Rassismus in der Alltagssprache hemmungslos auslebt. Meyers Ausführungen rütteln auf und stimmen nachdenklich.

Thomas Meyers schriftstellerisches Schaffen ist vom Jüdischen geprägt. Mit seinem Debutroman «Wolkenbruchs wunderliche Reise in die Arme einer Schickse» gelang ihm 2012 ein erster Durchbruch.

Stephanie Weiss

Titel

Mit einer lässigen Handbewegung streicht sich der junge Mann eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Spielerisch wirken die Bewegungen seiner Muskeln, Kraft und Eleganz führen auf der wohlgeformten Körperoberfläche ein Zwiegespräch. Der Blick ist eindringlich, milde Erotik liegt in der Luft. In spitzbübischer Manier verschwindet eine Karottenspitze in seinem Mund und das saftige Knackgeräusch eines Bisses ertönt.

Mit dieser wohlkomponierten Performance des in Olten geborenen Schauspielers Dimitri Stapfer beginnt der Film Beyto.

Es ist, wie die Anfangsszene vermuten lässt, ein Film über Homosexualität und kulturelle Diversität. Es geht um die Liebe zwischen einem Schwimmlehrer und seinem Zögling. Erschwert wird diese, durch den Migrationshintergrund des Protagonisten.

Als Beyto überschwänglich und mit Lebensfreude gesättigt an der Gay Pride in

der tobenden Menge tanzt, erblicken ihn zwei kopftuchtragende Bekannte seiner Familie und das Drama gerät ins Rollen. Seine türkischstämmigen Eltern wehren sich mit aller Vehemenz gegen das Liebensglück ihres einzigen Sohnes. Schnell spitzt sich der Konflikt gravierend zu und in der anatolischen Heimat wird eine Hochzeit arrangiert.

Der Film hätte einen stärkeren Fokus auf den Coming-Out-Prozess legen können. Dem Going-Public geht ein innerer Bewusstwerdungs-Prozess voraus. Gerade diese Dynamik birgt grosses Potential einer narrativen Entfaltung. Die etwas stereotyp-überzeichnete Mentalität der homophoben Eltern wirkt stellenweise schemenhaft. Der verzweifelte Versuch des Vaters durch die Militarisierung seines Sohnes einen Männlichkeitsschub heraufzubeschwören, regt eher zum Schmunzeln an.

Dennoch weist der Film einen sehr hohen Realitätsgehalt auf und ist abwechslungsreich erzählt. Am Schluss einigen sich die beiden Männer und die zwangsweise angeheiratete Frau auf eine unkonventionelle ménage à trois. In Leipzig wollen sie ihr Glück versuchen und die junge Dame macht die Ankündigung, in der neuen Wohnung nicht zu putzen und ab und zu mal Freundinnen mitzubringen. Vielleicht sogar einmal einen Mann.

Ob man den Film diesem etwas gekünstelten Happy-End zuführen hat müssen, bleibt Geschmacksache. Allenfalls wäre ein schroffes Ende der heiklen Thematik gerechter geworden.

Gian Rudin

Frauen*synode eröffnet mit Stationenweg

BILD: FRAUENSYNOD

Es ist ein Spaziergang der besonderen Art, mit dem die Organisator*innen um die Theologinnen Regula Grünenfelder und Ina Praetorius die siebte Frauen*synode eröffnen: Mit einem Spaziergang, der bei genauerer Betrachtung keiner ist. So werden die Teilnehmenden unter der Führung von Stadtführer George Zahno am 22. Mai 2021 nicht einfach durch Hans Küngs Geburtsstadt ziehen, sondern an 15 Stationen das Thema der Frauen*synode vertiefen: »Wirtschaft ist Care - (K)ein Spaziergang«. Sein Grundgedanke wird exemplarisch in Sursee erlebbar: Er »zeigt die Rückkehr zu einem angemessenen Verständnis von Wirtschaft. Die Stationen des Spaziergangs zeigen Orte, an denen deutlich wird: Hier sorgen Menschen für sich, für andere, für die Welt und bereits in früheren Zeiten wurde hier eine Ökonomie gelebt, die diesen Namen verdiente. Ohne diese Arbeit«, heisst es, »kann niemand überleben.« Für die herrschende Ökonomie zähle nur, was Geld einbringt.

»(K)ein Spaziergang« lässt sich in Sursee als Stadtrundgang buchen oder auf eigene Faust begehen. Auch am eigenen Wohnort kann »(K)ein Spaziergang« gestaltet werden als Ausflug für Menschen, die ihr Unbehagen an der herrschenden Ökonomie trotz Pandemie untersuchen und mit Teams, Familien, Vereinen in inspirierendes Denken und neues Handeln umsetzen wollen. Anstelle eines Frauen*synode-Grossevents folge am 4. September in Sursee eine »Wirtschaft ist Care-Aktion«. Die Broschüre »(K)ein Spaziergang« mit Zusatzinformationen zum Download steht bereit auf frauensynode2021.ch. **Wolf Südbeck-Baur**

Denkanstösse zur Versachlichung

BILD: ZVG

M. Braunschweig, I. Noth, M. Tanner, Fachstelle Reformierte im Dialog, (Hrsg) **Gleichgeschlechtliche Liebe und die Kirchen** TVZ-Verlag, Zürich 2021

Vor 25 Jahren führte Pfarrer Klaus Bäumlin in der Berner Nydeggkirche die erste Segnung eines schwulen Paares in der Schweiz durch. Und demnächst wird die Schweizer Stimmbevölkerung über die Initiative »Ehe für alle« entscheiden. Mit dieser Debatte kommt auch die Frage nach einer kirchlichen Trauung für gleichgeschlechtliche Paare auf. Und genau wie damals gehen heute die Wogen hoch. »Die aktuellen Rechtsentwicklungen treffen die Kirche auf dem falschen Fuss«, schreibt Frank Mathwig in seinem Beitrag, denn noch immer würden sich in dieser Thematik die Geister allzu sehr scheiden. In fünf weiteren Fachartikeln beleuchtet dieser Sammelband aus verschiedenen Perspektiven und Disziplinen die Frage, wie die Kirchen und die Theologie mit Homosexualität und gleichgeschlechtlichen Partnerschaften umgehen soll. Diese reichen von einem Überblick über die Entwicklung von Ehe und Familie in Politik und Gesellschaft über die psychologische Forschungslage in Sachen gleichgeschlechtliche Paare und Kinder aus Regenbogenfamilien bis hin zu bibelwissenschaftlichen Perspektiven.

Die Autorinnen und Autoren leisten einen wichtigen Beitrag zur dringend notwendigen Diskussion. In ihren Artikeln entkräften sie Vorurteile, geben Denkanstösse, weisen auf offene Fragen hin und zeigen aber auch mögliche Wege zur Versöhnung der verhärteten Fronten. Das Buch hilft, dem vorschnellen Urteilen und Verurteilen keinen Raum zu lassen.

Cristina Steinle

PFUSCHI-CARTOON

➤ **KlimaGespräche. »**Brot für alle« und »Fastenopfer« moderieren an sechs Abenden die KlimaGespräche, die allen Interessierten kostenlos offenstehen. Die Teilnehmende beleuchten den eigenen Lebensstil in Bezug auf dessen Folgen fürs Klima. Auch innere Aspekte wie Gewohnheiten, Werte oder Ängste, die eine langfristige Verhaltensänderung erschweren, kommen zur Sprache. Infos bei Daniel Wiederkehr, 041 227 59 48, wiederkehr@fastenopfer.ch, Pasquale Schnyder, 031 380 65 80, schnyder@bfa-ppp.ch, https://sehen-und-handeln.ch/klimagespraeche

➤ **Erste Hilfe für psychische Gesundheit. »**ensa« vermittelt, wie Angehörige, Freunde oder Arbeitskolleginnen bei psychischen Problemen Erste Hilfe leisten können, in Kooperation mit Pro Mente Sana, 31. Mai, 7., 14. und 21 Juni, Haus Gutenberg, Tel. 00 423 388 11 33, gutenberg@haus-gutenberg.li, www.haus-gutenberg.li

➤ **Selbstmanagement** mit dem Zürcher Ressourcen Modell (ZRM). Ziel des Kurses ist, eine Methode zu erlernen, die darin unterstützt, das eigene Verhalten auch in schwierigen Situationen (selbst)bewusst und nach eigenen Wünschen zu steuern. 3. bis 4. Juni ab 9.30 Uhr, Propstei Wislikofen, Tel. 056 201 40 40, info@propstei.ch

➤ **Perspektiven, die alles verändern.** Integrale Spiritualität und Selbstentwicklung. Die Teilnehmenden erhalten ein vertieftes Verständnis ihrer persönlichen Entwicklung. Sie testen ihren Entwicklungsschwerpunkt mit dem integralen Satzergänzungstest. 4. bis 6. Juni, Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, 041 757 14 14; info@lassalle-haus.org

➤ **Sexualität und Behinderung.** Über die Begleitung von Menschen mit einer geistigen Behinderung im Lebensbereich Sexualität. Wie können Angehörige, Begleitpersonen und Institutionen Voraussetzungen schaffen, mit denen Menschen mit geistiger Behinderung möglichst selbstbestimmt und doch »geschützt« ihre Sexualität leben können? Kurs. 23. bis 24. Juni, ab 9 Uhr, Paulus-Akademie, Pfingstweidstr. 28, Zürich, Tel 043 336 70 30, info@paulusakademie.ch

➤ **Auf der Suche nach Gerechtigkeit.** Zur sozialen Frage in drei Religionen: Referat von Sozialethiker Franz Segbers, u.a. Gespräche mit Juden und Moslems. Veranstalter: Religiös-Sozialistische Vereinigung der Deutschschweiz. 26. Juni ab 10 Uhr in Rorschach, alle Infos: resos.ch. Anmeldung: vr.keller@bluewin.ch, 061 322 83 73

FOTO: SIMONE LEUTHOLT

Himmel auf Erden

Jesus fährt in den Himmel auf. So überliefert die Bibel.
Die, die zurückbleiben starren ihm nach.
Sehen die erhoffte bessere Zukunft, das ersehnte Heil verschwinden.
Starren in den Himmel.
Da werden sie gefragt:
Was steht ihr da und schaut hinauf zum Himmel?
Blickt euch um. Das Leben ist hier und jetzt.
Seht ihr denn nicht:
Die Zukunft, das Heil
ist jetzt.
Der Himmel ist auf Erden.
Steht nicht da und schaut in den Himmel,
lebt den Himmel!

Heute starren wir auf Smartphones, die Fallzahlen, den Impffortschritt, wissenschaftliche Studien und die neusten Lockerungsmassnahmen.
Auf Ferien, Selbstoptimierungsmöglichkeiten und den Jobwechsel.
Auf Menükarten im Restaurant, Ratgeberbücher und die Börsenkurse.
Und erhoffen uns von dort: Glück, Zukunft, ein Stück vom Himmel.

Jesus aber sagt:
Seht doch: Das Himmelreich ist schon da – mitten unter euch.

Zum Weiterlesen: Lukas 17,21 und Apostelgeschichte 1,9-14

Thala Linder, Pfarrerin

Reichlich hypothetisch

Leserbrief zum Beitrag »Bedenkliches Signal für die Weltkirche. Mit dem neuen Bischof von Chur wächst der Einfluss des Opus Dei«

Ich empfinde den Artikel von Wolf Südbeck-Baur zur Wahl von Bischof Bonnemain reichlich hypothetisch. Der Artikel wird dem neuen Bischof nicht gerecht. Mich hätte interessiert zu erfahren, welche Funktion Bischof Bonnemain in der Organisation *Opus Dei* ausgeübt hat. Wie hat er sich zu Glaubens- und kirchlichen Strukturfragen geäussert? In welchen Bereichen kann die Ernennung von Bischof Bonnemain als Aufwertung von *Opus Dei* verstanden werden? Wie hat sich *Opus Dei* zur Wahl geäussert? Die Breitseite über den früheren Bischof Kurt Koch als Bewunderer von *Opus Dei* und seine Einflussnahme bei der Wahl scheint mir zu allgemein. Damit alles klar ist, ich bin kein »Bewunderer« von *Opus Dei*. Habe mich während des Studiums schon mit der Organisation kritisch befasst. Als regelmässiger Leser von *aufbruch* empfehle ich Wolf Südbeck-Baur etwas mehr »Tiefgang«. Sonst kann ich den »Blick« lesen.

Pius Lang Gachnang, Cazis

Begrifflich genau sein

Leserbrief zum Essay »Ich will bei meinem Sterben dabei sein«, Nr. 249, S. 50

In seinem Essay »Ich will bei meinem Sterben dabei sein« schreibt Thomas Gröbly, dass immer mehr Menschen zur Vermeidung von Leid »die Abkürzung durch passive Sterbehilfe« wählen. Im weiteren Verlauf setzt er sich dann mit dem assistierten Suizid auseinander, wie er durch Organisationen wie Exit angeboten wird und kritisiert diesen als letzten Akt der Todesverdrängung und Selbstoptimierung. Inhaltlich bin ich mit vielem sehr einverstanden, doch es scheint mir wichtig, in der Diskussion dieser sensiblen Themen in der Begrifflichkeit genau zu sein, denn die sogenannte passive Sterbehilfe als »Symptombekämpfung mit möglicher Lebensverkürzung« ist allgemein anerkannter Bestandteil der Palliativmedizin und nicht das gleiche wie der geplante und terminierte assistierte Suizid.

Jürgen Heinze,
Spitalseelsorger Kantonsspital Baden

Grosse Enttäuschung

Kommentar zum online Nachruf auf Hans Küng

Warum hat Papst Franziskus nicht den Mut gehabt, Hans Küng zu rehabilitieren? Für mich eine grosse Enttäuschung.

Heymo Empl, online

Schade, dass seine Idee »Weltethos« noch nicht zu einer Veränderung der katastrophalen »Weltverhältnisse« geführt hat. Wir brauchen keine Religion, das sagt auch der Dalai Lama, was wir aber alle dringend brauchen, das ist die Kraft des guten Gottes.

Evelyne Jäger, online

SCHLUSSBLÜTE

»Mensch sein heisst verantwortlich sein.

Antoine de Saint-Exupéry, Schriftsteller und Pilot (1900-1944)

Impressum

aufbruch – UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT (www.aufbruch.ch)
Erscheint 6-mal jährlich; Auflage: 4000 Exemplare
Herausgeber: Förderkreis *aufbruch* – Zeitung für Religionen und Gesellschaft (c/o Christian Urech a.I., Michael Maggi-Strasse 14, 8046 Zürich)
Ehrenherausgeber: Dr. Erwin Koller
Kooperation mit Publik-Forum, Postfach 2010, D-61 410 Oberursel, www.publik-forum.de

Redaktion: Wolf Südbeck-Baur (Basel), Dr. Stephanie Weiss (Binningen)

Redaktions-Adressen:
Redaktion Basel: Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 061 683 03 43, E-Mail: redaktion@aufbruch.ch; wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch; *Redaktion Binningen:* Bruderholzstrasse 11, 4102 Binningen E-Mail: stephanie.weiss@aufbruch.ch

Redaktionsteam: Mirjam Läubli, (Rafz), Darius N. Meier (Zürich), Gian Rudin (Aarburg), Cristina Steinle (Basel), Jacqueline Straub (Olten); Christian Urech (Zürich)

Layout: Barbara Blatter, AVD Goldach AG

Korrektorat: Christian Urech (Zürich)

Druck: Vogel-Druck, Leibnizstr. 5, D-97 204 Höchberg

Inserate: Redaktion *aufbruch*, Wolf Südbeck-Baur, Postfach 1068, 4001 Basel, Tel. 079 582 89 88, E-Mail: wolf.suedbeck-baur@aufbruch.ch
Insertionsbedingungen unter www.aufbruch.ch, Insertionsschluss nächste Ausgabe: **19. Juli 2021**

Abonnementspreise:
Schweiz: Jahresabo (6 Ausgaben) Fr. 96.–; Förderabo: Fr. 116.–; Kombiabo: Fr. 172.–; 2-Jahresabo normal: Fr. 176.–; 2-Jahresabo Förder: Fr. 216.– Einzelnummer: Fr. 14.-. Zahlungen über: *aufbruch* – Unabhängige Zeitschrift für Religionen und Gesellschaft, Zürich, PC 60-17 861-0
Ausland: Jahresabo € 77.– ; Förderabo € 97.– ; Zahlungen in Deutschland über: Volksbank Dreiländereck EG, Freiburgerstr. 78, D-79 576 Weil am Rhein. Kto-Nr. 23 22 307/Bankleitzahl: 683 900 00 (PSK Karlsruhe 340-97-75);
Mehrfach-Abos: Ermässigte Tarife unter www.aufbruch.ch

Abonnemente und Adressänderungen:
aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78 abo@aufbruch.ch

Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 14. Juli 2021, sie erscheint am 4. August 2021

aufbruch
UNABHÄNGIGE ZEITSCHRIFT FÜR RELIGIONEN UND GESELLSCHAFT

Bestelltalon

- ❑ Ich wünsche ein Probe-Exemplar von *aufbruch*
- ❑ Ich abonniere aufbruch:
  - ❑ Jahresabo Fr. 96.–
  - ❑ Förderabo Fr. 116.–
  - ❑ 2-Jahresabo normal Fr. 176.–
  - ❑ 2-Jahresabo Förder Fr. 216.–
- ❑ Ich abonniere das Kombi-Abo von aufbruch und Publik-Forum: Jahresabonnement Fr. 172.– (Studierende Fr. 120.–)

Absender: _____

Senden an: aufbruch-Aboservice, c/o Sonya Ehrenzeller, Gerbiweg 4, 6318 Walchwil, Tel. 079 628 25 78, E-Mail: abo@aufbruch.ch

AZB PP/Journal CH-6318 Walchwil Post CH AG
Gerbiweg 4, 6318 Walchwil

Durchblick total –

der Kölner Erzbischof schafft Klarheit in Sachen Missbrauchsaufarbeitung …

ILLUSTRATION: CARTOOCHE